

Indien

Hans Gehring

Indien

Das alte Wunderland und seine Bewohner

Geschildert

von

Hans Gehring

Erster Teil

Mit 92 Abbildungen nach photographischen Naturaufnahmen



Leipzig
Verlag von Otto Spamer
1907

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorwort.

Das vorliegende Werk über Indien unterscheidet sich nicht ohne bewußte Absicht von der übrigen bereits vorhandenen deutschen Indienliteratur dadurch, daß es den Zweck verfolgt, ein bei aller Kürze und Beschränkung möglichst lebhaftes und anschauliches Bild von ganz Indien zu geben. Die meisten älteren und modernen Reisewerke und sonstigen Bücher über Vorderindien verfolgen bei ihren Darbietungen irgend einen besonderen wissenschaftlichen oder praktischen Zweck und schildern ausführlich nur einzelne Landesteile oder besondere Verhältnisse und Zustände, sind reich an Mitteilungen über persönliche Reiseerlebnisse und da und dort gewonnene rein subjektive Eindrücke. Was man sich, um eine ungefähre Anschauung von ganz Indien zu bekommen, aus diesen zum Teil äußerst wertvollen und interessanten Werken zusammensuchen muß, das soll hier auf einigen hundert Seiten in übersichtlicher Zusammenstellung geboten werden. Die reiche deutsche, englische und auch die französische Indienliteratur, sowohl die wissenschaftliche als auch die rein unterhaltende, habe ich gelesen und verdanke ihr viele wertvolle Aufschlüsse und Anregungen. Auch die sachlichen Berichte vorurteilsloser Missionare über Land und Leute sind mir oft sehr willkommen und nützlich gewesen. Den im Lauf der Jahre gesammelten Stoff habe ich nach bestem Vermögen kritisch gesichtet und mich bei der Niederschrift des Buches bemüht, mir hinsichtlich der Auswahl des Darzustellenden die größtmögliche Beschränkung auf das Wesentliche und besonders Interessante und Wissenswerte aufzuerlegen. Das erforderte oft eine nicht geringe Selbstzucht, war aber nötig bei dem großen Umfang und der ungeheuren Vielseitigkeit des zu bewältigenden Stoffes.

Die indischen Ortsnamen schreibe ich, soweit es überhaupt möglich war, ihre phonetisch richtige Schreibweise aus dem unglaublichen Wirrwarr von verschiedenen Schreibarten herauszufinden, so, wie

sie an Ort und Stelle von den einheimischen Landesbewohnern ausgesprochen werden. Weshalb unsere deutschen Atlanten vielfach die namenverunstaltende Bequemlichkeit der Engländer, die Kurrachee anstatt Karātschi und Chellumbrum anstatt Sidambaram schreiben, unterstützen, ist nicht mir allein unerfindlich. Bei der großen Schwierigkeit, ohne allseitige Sprachkenntnisse die genaue Rechtschreibung aller indischen Namen festzustellen, dürften auch hier noch einige Ungenauigkeiten unterlaufen, die ich zu entschuldigen bitte. Delhi statt Dihli, Kalkutta statt Kalikati usw. sind schon zu sehr bei uns eingebürgert, als daß ich mich entschließen könnte, sie anders zu schreiben, als wie sie in den Atlanten stehen.

So möge denn das Buch in die Öffentlichkeit hinausgehen und versuchen, ob es ihm gelingt, da und dort zu nützen und Freude zu bereiten.

Hans Gehring.

Inhaltsübersicht.

Erster Teil.

Allgemeine Einführung.

Einleitung.

Wenn überschwengliche Naturen, die es lieben in Superlativen zu reden, oder Reisende, welche von der Natur besonders begünstigte Teile des Landes in der günstigen Jahreszeit flüchtig durchquert haben, Indien kurzweg „ein Paradies" nennen, so dürften sie bei wirklichen Kennern und nüchternen Beurteilern Indiens auf einigen Widerstand stoßen.

Trotzdem lohnt es sich der Mühe, das interessante, an Wundern und Gegensätzen aller Art so reiche Land näher kennen zu lernen. Eine reine Spazierfahrt freilich ist eine Reise durch Indien auch heute noch nicht, sondern streckenweise eine recht beschwerliche und anstrengende Sache; aber jedenfalls ist sie ein in hohem Grade dankbares und lohnendes Unternehmen, und jeder, der Bhāratas Erdteil durchwandert hat, wird mit lebhafter Freude und Genugtuung an das dort Gesehene und Erlebte zurückdenken.

Während noch vor vierzig Jahren die Reise von Europa nach Indien ein ziemlich ernstes und beschwerliches Unternehmen war, so ist dieselbe heute eine ganz leichte und bequeme Sache; die durch den Dampf und den neuerschlossenen Seeweg über Suez so wesentlich abgekürzte Fahrt auf unseren schönen sauberen und mit allem möglichen Luxus und Komfort ausgestatteten Postdampfern ist eher ein Vergnügen als eine Strapaze zu nennen, vorausgesetzt, daß man nicht von vornherein die fatale Disposition mitbringt, bei jeder größeren Schaukelbewegung des Schiffes den Göttern des Meeres zu opfern. Wenn es einigermaßen gut geht, sind wir von Triest oder Genua aus in 15—17 Tagen drüben und hören den Anker hinter Colaba-Point oder angesichts der weißen Häuser von Colombo niederrasseln auf den Grund.

Auch in Indien selbst reist es sich heute unendlich viel bequemer als vor wenigen Jahrzehnten, vorausgesetzt, daß man nicht eben gerade

ein Ethnologe oder Entymologe oder sonst ein Spezialgelehrter ist, der alle Winkel durchkriechen muß. Aber auch wenn die Bereisung des Landes nicht so bequem wäre, wie sie es heute in einzelnen Teilen, die nicht zu weit abseits vom Verkehr liegen, ist, würde es sich lohnen, alle Strapazen und Entbehrungen auf sich zu nehmen, um einen tieferen Einblick in diese eigenartige Wunderwelt zu erlangen, deren Erschließung wir so viele wertvolle Aufschlüsse über Dinge verdanken, denen wir früher mehr oder weniger verständnislos gegenüberstanden, dazu mancherlei fruchtbare Anregungen und Herz und Auge fesselnde und erfreuende Eindrücke und Wahrnehmungen.

Das alte „Wunderland" Indien ist unseres höchsten Interesses wert, hat es doch schon von altersher auf die Völker Westasiens und Europas eine Anziehungskraft ausgeübt, wie kein anderer Teil der bewohnten Erde; denn Amerikas Entdeckung erfolgte ja nur zufällig beim Suchen des Seeweges nach Indien. Wie schon im Altertum zu den Zeiten des Herodot und des Hekatäus von Milet, des Darius und Alexanders des Großen sich ein Märchenschimmer über das wunderbare Land im Osten breitete und in uralten Zeiten schon ein lebhafter Handelsverkehr zwischen den alten Kulturvölkern Westasiens und Osteuropas und Indien bestand, so richtet sich noch heute, wo unterdes eine Neue Welt uns erschlossen und die ganze bewohnte Erde uns zugänglich gemacht worden ist, unser Interesse mit besonderer Lebhaftigkeit auf dieses einzigartige Land voller Wunder und Rätsel und in buntem Wechsel einander ablösender Schönheiten und Eigentümlichkeiten. Mit Recht sagt W. Werner: „Der Klang von Indiens Namen erweckt noch immer reiche, phantastische Bilder, wie kein anderer. Aller Zauber einer unendlich reichgestalteten Pflanzen- und Tierwelt, die Lockungen märchenhafter Reichtümer, leuchtendes Blitzen edelster Gesteine, wie sie nur Aladins Zauberlampe sichtbar macht, eine Mannigfaltigkeit des Völkerlebens, in den verschiedenartigsten Erscheinungen nachbarlich gedrängt und doch scharf in ihren Eigenheiten geschieden, die seit Jahrtausenden sich unverändert erhielten, noch immer neue Seiten höchst wunderbarer Leistungen in Gewerben und Künsten einer uralten, überlieferten, hochgesteigerten Kultur, die üppigste Sinnlichkeit neben ursprünglichster Lebenseinfachheit und nüchternster Bedürfnislosigkeit, eine noch immer von uns nicht voll erkannte tiefe Gedankenwelt, in der sich kühlste, verständige Klarheit neben tiefmystischem Glaubensleben kundgibt und die ganze Schärfe des Denkens unserer gelehrtesten Geister auf die Probe stellt, ein auch heute noch unerschöpft

sprudelnder Reichtum einer hochpoetischen Literatur, die nach jeder Seite hin fesselt, alles das macht Indien bis in unsere Tage immer wieder zum Ziele der Forscher, der von Neugier oder Wissenstrieb angeregten Weltwanderer, des schätzegierigen Kaufmanns oder Eroberers."

Und wie das Land, so haben auch seine Bewohner von jeher ihre Bewunderer und begeisterten Lobredner gefunden. Zwar ist das indische Volk europäischen und speziell christlichen Kultureinflüssen unzugänglicher als die meisten anderen Völker, weil es durch die jahrtausendelange Knechtschaft des Götzendienstes und der Kaste „bis in sein innerstes Lebensmark hinein von teuflischer Lüge vergiftet und zu einem Zustande der Unfreiheit und Erstarrung herabgesunken ist"; aber dennoch ruht in ihm noch eine große Lebenskraft und ein ungeheurer Fonds von Begabung. Es gleicht einem Riesenbaum des Urwaldes, durch dessen Zweige die Stürme von Jahrtausenden hindurchgebraust sind und der an die 300 Millionen in seinem Schatten beherbergt, so buschig und weitausgebreitet ist seine Krone.

In das Verständnis dieses wunderbaren Landes und seiner interessanten Bewohner wollen die folgenden Kapitel den Leser einführen.

Nichts, ach nichts auf weitem Erdenrunde,
Schöne Apsarase, das dir gleicht!
Wie dein holdes Antlitz aus dem Grunde
Des smaragdnen Weltmeers lächelnd steigt!
Wie die frischen, meergebornen Winde
Fächelnd dir das stolze Haupt umspielen
Und die schattiggrünen Laubgewinde
Dir den schönen heißen Busen kühlen!
Wie die Palmen träumend dich umsäuseln
Und des Weltmeers Wogen dich umkräuseln!
Wie des Wollustgottes Arm dich ganz umschließt —
Indien, schöne Apsarase, sei gegrüßt!

Erstes Kapitel.

Was die Jahrtausende erzählen.

Um die Gegenwart zu verstehen und ihre Erscheinungen recht zu würdigen, muß man die Vergangenheit kennen, denn das Heute ist eine natürliche Tochter des Gestern. Die Jahrtausende können viel erzählen, wenn sie aus ihren steinernen und papiernen und vom Griffel der Natur mit gewaltigen Zügen aufs Antlitz der Erde geschriebenen Urkunden oder aus den von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzten ungeschriebenen Überlieferungen zu uns reden und uns mehr oder weniger wertvolle Aufschlüsse geben, je nach dem Maße, in dem die Fabel mit der historischen Wahrheit vermengt ist, das reine Gold der Tatsachen mit den oft anmutig glänzenden, aber wertlosen Schlacken der Sage. Auch das Indien von heute werden wir nur verstehen, wenn wir zuvor einen Blick auf das Indien von gestern geworfen haben, den Stimmen lauschend, die aus der Ferne der Jahrtausende zu uns herüberklingen und uns Kunde geben, wie es vorzeiten war und wie aus Indien das geworden ist, was es heute darstellt.

Das gewaltige Reich, das heute den wertvollsten Besitz der britischen Krone bildet und unter dem stolzen Namen „The British-Indian Empire“ die ganze vorderindische Halbinsel bis hinauf zu den höchsten Schnee- und Eisregionen des Himālaia und den Grenzen Persiens und Chinas einnimmt, und überdies einen großen Teil von Hinterindien in seinen Grenzen beschließt, ist das Produkt einer jahrhundertelangen friedlichen und kriegerischen Eroberung durch England, das hier, in einem der ältesten Kulturländer der Welt, eine glänzende Kulturmission erfüllt hat und noch erfüllt.

Bevor wir in die Betrachtung dieses Werdeprozesses eintreten, dessen Resultat das heutige Kaiserreich Ostindien ist, müssen wir einen kurzen Rückblick auf die alte Geschichte Indiens bis zur Begründung der Ostindischen Kompagnie tun. Freilich werden wir da nur die wichtigsten Punkte berühren können und überdies weit zurückgreifen

und längere Zeit im Halbdunkel wandern müssen, ehe wir im Lichte verbürgter Tatsachen und auf dem hellen Wege verbriefter geschichtlicher Wahrheit uns bewegen können. Und doch entbehrt der Ausblick in die fernste Vergangenheit Indiens nicht eines eigenartigen Reizes, und ganz im Dunkeln tappen wir auch nicht, wenn wir durch die Jahrtausende zurückgehen, die über Bhāratas Erdteil dahingegangen sind.

Freilich die Geschichtschreibung ist von jeher die schwache Seite des indischen Volkes gewesen, und die vorhandenen Quellen, soweit sie nicht völlig mythenhaften Charakter tragen, sind schon wegen der Sucht der Hindus, ins Maßlose und Ungeheuerliche zu übertreiben, sehr unzuverlässig oder völlig unbrauchbar. Es kommt dem Hindu mit seiner ins Unermessene schweifenden Phantasie auf ein paar Dutzend Jahrtausende nicht an, und die Lust am Fabulieren ist von jeher eine unbändige gewesen. Die Chinesen haben ihren wenn auch noch so ledernen Schu King, die Griechen ihren Herodot, die Römer ihren Livius und Tacitus; in der im übrigen so reichen Sanskritliteratur haben wir nichts dergleichen — nichts als Fabel, nichts als maßlose Übertreibung, ein Spielen mit gewaltigen, ganz unkontrollierbaren, aber den Stempel der Unglaubhaftigkeit an der Stirn tragenden Zahlen, eine solche Vergötterung und Verhimmelung der handelnden Personen, daß der endlich mit Mühe herausgeschälte Kern historischer Wahrheit gleich Null erscheint. Das gilt nicht nur von der Geschichte der allerältesten Zeiten, sondern bis herab auf die Zeit Alexanders des Großen. Ist doch sogar die einzige noch ziemlich bestimmte Angabe, das Sterbejahr des Buddha betreffend, so ungewiß, daß die Angaben darüber zwischen 543 und 477 v. Chr. schwanken. Über die Zeit vor Buddha sind wir ganz auf die abenteuerlichen und vielfach tendenziös entstellten Angaben angewiesen, welche die religiöse Literatur bietet. So fließen denn die Nachrichten nicht nur spärlich, sondern die Quellen, aus denen sie fließen, sind auch trübe, und die ganze ältere Geschichte Indiens ist demzufolge in einen fast undurchdringlichen mystischen Schleier gehüllt, der nur durch Vermutungen und Kombinationen etwas gelüftet werden kann.

Schon die Frage, ob die Urbewohner Indiens, welche die Arier dort vorfanden, wirkliche Autochthonen oder das Produkt einer vorarischen Einwanderung waren, vor allem das Woher? und Wann? dieser Urbesiedelung läßt sich bis heute nicht mit völliger Bestimmtheit beantworten. Im allgemeinen nimmt man an, daß die mehr oder weniger unkultivierten kleinen Völker und Stämme, welche die Ge-

birge im Süden und in Zentralindien bewohnen oder in Dschangels und Sümpfen, im Sumpfurwalde des Tarai und in den Himālaiabergen hausen, Aboriginer sind. Von einzelnen derselben sind nur noch kümmerliche Reste vorhanden. Die drawidischen Völker in der Madras-Präsidentschaft gelten allgemein als eingewanderte Turanier, die vielleicht von der großen arischen Völkerwoge so weit nach Süden hinabgedrängt wurden.

Wunderlich genug sind die Blüten, die das Kopfzerbrechen über die Herkunft der Urbevölkerung Indiens von jeher gezeitigt hat, ehe der große Aufschwung, den die Indienforschung in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genommen hat, einiges Licht in diese Dunkelheit brachte. Höchstwahrscheinlich haben die der ugrofinnischen Rasse nahestehenden drawidischen Völker Indien zuerst besiedelt und die zugleich mit ihnen oder nach ihnen von Osten her einwandernden kolarischen Stämme sich zwischen ihnen niedergelassen.

Die eigentliche Geschichte Altindiens nimmt ihren Anfang mit der Invasion der Arier, deren Name nach Lassen so viel bedeutet wie „die Edlen", während Roth ihn erklärt „populares, die Eigenen". Die Zeit ihrer Einwanderung in Indien läßt sich ebenfalls nicht genau bestimmen; die Angaben schwanken zwischen 2000 und 1400 v. Chr. Die letztere Annahme hat insofern etwas für sich, als in jener Zeit unter den Völkern der Welt sich überhaupt ein reger Wandertrieb bemerkbar machte. Man darf mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß die indischen Arier zugleich mit ihren Verwandten, den persischen Iraniern, aus den Stromtälern des Oxus und Jaxartes nach Süden ausgewandert sind und, nachdem sie sich am Hindukusch von diesen getrennt, auf dem einzig möglichen Wege, durch das Tal des Kabul über Peschāwar und Attok ihren Einzug in Indien gehalten haben, und zwar zunächst nur in das Stromtal des Sindhu, des heutigen Indus, und seiner Vasallen, also in das heutige Pandschāb, wo sie als ein nomadisierendes Volk erst lange gewohnt haben, bis endlich der Raum für sie zu eng wurde und sie sich genötigt sahen, erobernd weiter nach Osten und Süden vorzudringen. Auch der Umstand, daß nach Max Müllers sehr glaubwürdigen Angaben die Sammlung der ältesten Vedalieder um 1200 v. Chr. stattgefunden hat, spricht dafür, daß man etwa das 15. vorchristliche Jahrhundert als Zeitpunkt des ersten Auftretens der Arier in Indien anzusehen hat und nach dieser Zeit die Ära der jahrhundertelangen Kämpfe begann, die den Norden Indiens durchtobt haben und von denen uns das große Heldengedicht Mahābhārata verworrene, sagenhafte Kunde

gibt. In diesen Kämpfen wurden die Urbewohner Nordindiens unterjocht, aber auch die Eroberer selbst befehdeten sich untereinander auf das heftigste. Das Hinausziehen in den Krieg war so regelmäßig, wie der Wechsel der Jahreszeiten. In der schönsten Jahreszeit, wenn der Regen im Abnehmen war und noch ehe die große Hitze hereinbrach, zogen die streitbaren Männer aus, um „sich mit ihren Brüdern zu besehen", d. h. um zu sehen, was sie einander abgewinnen könnten, sei es durch List, sei es in offenem, blutigem Bruderkampfe. So wurde der altklassische Boden Indiens, auf dem sich die ersten Reiche ausbreiteten, ein einziges großes Schlacht- und Totenfeld, und die alten Heldengesänge geben Zeugnis davon, wie die verschiedenen Reiche sich gegenseitig schwächten und einander zu vernichten suchten, so daß den später eindringenden beute- und eroberungslustigen Mohammedanern der Weg gebahnt wurde.

Die Unterwerfung der Völker des Südens war schon aus dem Grunde, weil die Arier dort, fern von dem eigentlichen Sitze ihrer Macht, nicht mit solcher erdrückenden Übermacht auftreten konnten, wie im Norden, keine so vollständige wie dort; das ist der Grund, weshalb die Eroberer des Landes, aus Klugheitsrücksichten, sich den Überwundenen in Religion, Sitte und Sprache vielmehr anpassen mußten, als im Pandschāb und in Hindustān, wo sie bald die unbeschränkten Herren und Machthaber waren, und weshalb dort im Süden das drawidische Element heute noch so stark neben dem arischen vorwaltet. Auch sonst haben sie bei der friedlichen Kulturmission, die sie neben ihren kriegerischen Großtaten erfüllten, indem sie ihre herrlichen Lieder zu Ehren des Indra sangen und die Bewohner des Landes zur Annahme ihrer Religion und Sitte bereit machten, sich den letzteren in manchen Stücken angepaßt, soweit es ihnen gut und notwendig erschien.

Da die Arier ein nebenbei auch etwas Ackerbau treibendes Nomadenvolk waren, so haben wir uns dieselben nicht als Städtebewohner zu denken, obwohl in den alten Liedern auch Städte und Dörfer Erwähnung finden. In kleinere Stämme geteilt, zogen sie umher und führten dabei ihre Fehden. Ihre edlen Rosse waren ihr Stolz und ihre glatten Kühe ihr Reichtum, die Mehrung und Erhaltung dieses Reichtums, Sieg in der Schlacht, Ruhm, Gold und Beute der Inhalt ihrer Gebete, die sie in kindlicher Einfalt und mit einer großen Kraft des Glaubens zu ihren erhabenen, reinen Göttergestalten emporschickten.

Die Kriege der Arier trugen nicht nur aggressiven Charakter, sondern sie hatten sich oft genug gegen die Angriffe der dunkelfarbigen Bewohner



Hindu relativ reiner Abstammung: Brahminen.

des Landes zu wehren, denen sie zu nahe auf den Leib gerückt waren. Diese Angriffe der um ihre Freiheit und Existenz besorgten Nachbarvölker wurden neben der eigenen starken Vermehrung, welche sie zwang, neue Wohnsitze zu suchen, oft der Anlaß zu weiterem erobernden Vordringen.

Die erste große Epoche der Geschichte Indiens reicht bis in das 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung herab; es ist die Epoche der Freiheit und Selbständigkeit der Inder. Mit dem Eindringen der mohammedanischen Eroberer beginnt die zweite Hauptperiode, die Zeit

der mohammedanischen und später der europäischen Fremdherrschaft. Auch innerhalb dieser beiden großen Epochen sind wichtige Wendepunkte wahrzunehmen; mit dem Hervortreten des Buddhismus begann ein Neues in Indien, die Zeit des brahmanisch-buddhistischen Indien, und ebenso später in der Mitte des 18. christlichen Jahrhunderts, als der Krieg zwischen England und Frankreich nach Indien hinüberzuspielen begann und einen vollständigen Umschwung in der Stellungnahme der Europäer zu den politischen Verhältnissen des ganzen Landes herbeiführte. Vor dem Auftreten des Buddhismus fehlen chronologische Grundlagen für eine Geschichte Indiens fast völlig, und auch weiterhin bis zum Eindringen der Mohammedaner sind wir fast ausschließlich auf die Notizen der außerindischen Schriftsteller des Altertums angewiesen, die von den Beziehungen der westlichen Nachbarn zu Indien und dem verunglückten Eroberungszuge des großen Mazedoniers berichten.

Die Geschichte des Eindringens der Mohammedaner in Indien und der Ereignisse, welche diese fremde Invasion zur Folge hatte, ist der bluttriefendste Abschnitt in der ganzen indischen Geschichte; nirgends in der Welt hat der völkermordende, grausame Fanatismus des kulturvernichtenden Mohammedanismus so gewütet, wie hier in Nordindien, bis endlich mit den Mogulkaisern bessere Zeiten anbrachen. Was ist all der Segen, den die Ausbreitung des Islām in neuerer Zeit den Völkern Afrikas in mancher Hinsicht gebracht hat, unter denen er sich heute als erobernde Religion, ganz gegen seine frühere Praxis ohne jede Waffengewalt auf friedlichem Wege ausbreitet, mit fabelhafter Schnelligkeit von Stamm zu Stamm übergehend, gegen die Ströme von Blut und die Greuel der Verwüstung, die seine Spuren bezeichnen, wohin er auch seinen Fuß im Laufe der Jahrhunderte gesetzt haben mag! Nur hier und da erhellt in der Geschichte des mohammedanischen Indien ein freundlicher Lichtblick die lange, dunkle Leidensnacht, die unter dem Zepter des Halbmonds für das Land anbrach, wenn wirklich einmal ein milderer, humanerer und verständigerer Herrscher das Zepter in Händen hielt.

Die Mohammedaner sind nicht gleich als Eroberer in Indien aufgetreten; vor dem Eroberer kam der Kaufmann, vor dem mit Schwert und Brandfackel wütenden Religionsfanatiker der friedliche Kolonist und schätzegierige Seefahrer. So sind ja später auch die Europäer zuerst als friedliche Kaufleute gekommen. Die ersten mohammedanischen Ansiedelungen erfolgten auf der Westküste. Die religiöse Propaganda

war eine bescheidene und vorsichtige und erstreckte sich nur auf die Unfreien und aus der Kaste Ausgestoßenen, die bald in großer Zahl zur Fahne des Propheten schwuren. Aber bald sollte es anders kommen; schon zu Anfang des 8. Jahrhunderts wurde Sindh erobert, und nun begannen jene furchtbaren Kämpfe, welche Nordindien jahrhundertelang in ein blutiges Gewand hüllten, so blutig, daß die schneeweißen Himālaiariesen, wenn sie nicht ein steinernes Herz gehabt hätten, beim Anblick dieser entsetzlichen Greuel sich vom Felsengrunde, auf dem sie wuchten, hätten losreißen müssen, um sich zermalmend auf die fanatischen Bluthunde Mahmuds I. und seiner Nachfolger zu werfen und den blutigen Verwüstungsgreuel zuzudecken. Dieser Zustand währte mit geringen Unterbrechungen bis zur Zeit des milden Akbār, des größten und edelsten Herrschers, der je einen indischen Fürstenthron geziert hat.

So bewegt und interessant die Geschichte des Mohammedanismus in Indien, besonders in der Zeit von Akbār dem Großen bis zu Aurengzībs Tode 1707, an sich ist, so sehr liegt sie außerhalb des Rahmens, auf den sich die Mitteilungen dieses Buches beschränken müssen, so daß wir auch auf die Nennung der wichtigsten Namen und Einzeldaten verzichten müssen. Auch der Auseinandersetzungen der Engländer mit den Holländern, Portugiesen und Franzosen und mit den einheimischen Fürsten werden wir nur im zweiten Teil des Buches, wo sich Anlaß und Gelegenheit dazu bietet, in vereinzelten Notizen gedenken können.

Am Anfang des 17. Jahrhunderts erschien Englands Flagge zum ersten Male an Indiens Küste, das so lange Zeit der Zankapfel und der Schlachtplatz der Völker gewesen war und nun unter dem milden und gerechten Zepter der großen europäischen Kulturnation einer herrlichen Blüteperiode entgegengeführt werden sollte.

Freilich kostete es zunächst harte Kämpfe, bis die englische Macht festen Fuß in Indien faßte. Jahrhundertelang mußte England mit den anderen seefahrenden Völkern des Westens, die gleich ihm durch den natürlichen Reichtum des herrlichen Landes und seine gewaltige Bedeutung für den Handel und die Beherrschung der Meere angelockt waren, und den einheimischen Machthabern, besonders den Mohammedanern und Marāthen, um den Vorrang streiten, bis es endlich der Zähigkeit und Ausdauer des englischen Unternehmungsgeistes gelang, die Oberhand zu gewinnen. Die endgültige Auseinandersetzung mit den Franzosen, denen es seit 1664 gelungen war, sich auf der Ostküste festzusetzen und, besonders nach dem Zerfall des großen Mogulreiches,

ihren Besitz zu erweitern, erfolgte zu Englands Gunsten in der Schlacht von Plassey (am 26. Juni 1757), welche den Niedergang der französischen Herrschaft besiegelte. Man muß in der Tat die Ausdauer der kaufmännischen Kreise in England bewundern, die trotz aller sich entgegentürmenden Schwierigkeiten, trotz aller Intrigen und feindseligen Machenschaften, mit denen sie zu kämpfen hatten, trotz aller empfindlichen Verluste und Schädigungen, die verschmerzt werden mußten, doch den Mut nicht sinken ließen, sondern immer neue Anstrengungen machten und immer neue Opfer brachten, um in Indien festen Fuß zu fassen und den mächtigen Rivalen den Vorrang abzulaufen.

Ein indirekter Handelsverkehr zwischen England und Indien, zuerst über Ägypten und Syrien, später über Venedig und endlich, nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien, um das Kap, durch Vermittelung der Portugiesen, hat schon seit den Zeiten des Königs Alfred stattgefunden. Der erste Engländer, der selbst um das Kap nach Indien segelte, war (1579) Stevens. Er fand bald Nachfolger, und wenn auch das Unternehmen Raymonds und Lancasters, die 1591 mit drei Schiffen nach Indien ausfuhren, unglücklich endete, so lenkten doch die Berichte des allein zurückkehrenden Lancaster die Aufmerksamkeit der englischen Handelswelt wieder in verstärktem Maße nach Indien und man versuchte, die Regierung für die Sache zu interessieren. Die Königin Elisabeth zeigte sich sehr entgegenkommend, und der englische Konsul in Konstantinopel, John Mildenhall, wurde mit Briefen der Königin an den Kaiser Akbār gesandt, erreichte aber dank der Intrigen der portugiesischen Jesuiten am Hofe Akbārs den Zweck seiner Sendung nicht, besondere Vergünstigungen für die englischen Handelsleute, die Indien besuchen würden, zu erlangen.

Noch vor seiner Rückkehr erfolgte im Jahre 1599 die Gründung der Englisch-Ostindischen Kompagnie, die ihren Sitz in London hatte und von der Königin Elisabeth, welche die hohe Bedeutung des Unternehmens für ihr Land erkannte, im Jahre 1600 einen Freibrief erlangte, der sie ermächtigte, in allen Ländern jenseits vom Kap der guten Hoffnung bis zur Südspitze Amerikas, soweit sie nicht schon im Besitze christlicher Fürsten seien, ausschließlich Handelsrecht auszuüben, auch Länder und anderes Besitztum zu erwerben.

Das stand zwar vorläufig nur auf dem Papier, aber der Umstand, daß das Königliche Insiegel darunter stand, gab dem geschriebenen Buchstaben einen solchen Wert, daß die Handelsgesellschaft schon nach 50—60 Jahren an drei wichtigen Küstenpunkten Indiens, in Sūrāt,

Madras und Kalkutta festen Fuß gefaßt hatte und aller Widerstand der Portugiesen, die seither den Handel mit dem ostindischen Festlande fast unbeschränkt allein in Händen gehabt hatten, vergeblich war. Von den genannten drei Punkten drang die Kompagnie schrittweis landeinwärts und bemächtigte sich, um einen Anlaß nie in Verlegenheit, bald dieses, bald jenes Landstrichs, allerdings nicht ohne blutige Auseinandersetzungen mit den eingeborenen Fürsten und den im Süden als gefährliche Gegner auftretenden Franzosen, bis endlich das ganze Indien unter ihrer Botmäßigkeit und ihrem maßgebenden Einflusse stand.

So schwer sich die Ostindische Kompagnie, vom christlichen Standpunkte aus, durch ihr Prinzip absoluter Neutralität in Religionsangelegenheiten an Indien versündigt hat, das ja vom Geschäftsstandpunkte aus entschieden praktisch war und auch sonst in gewissem Sinne zu billigen gewesen wäre, wenn es nicht in eine offenbare Begünstigung des Heidentums und eine unleidliche Drangsalierung und ungerechte Unterbindung der Missionsbestrebungen „aus Geschäftsrücksichten" ausgeartet wäre, in eine vollständige Gleichgültigkeit gegenüber den ihr erwachsenden christlichen Kulturaufgaben und den geistlichen Bedürfnissen der heidnischen und mohammedanischen Bewohner des Landes, so viel hat sie zur Förderung der weltlichen Wohlfahrtsinteressen des Volkes getan. Wo immer eine Provinz unter ihre Hoheit kam, da war sie bemüht, durch Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe, des Handels und der heute allerdings unter der gewaltigen Konkurrenz des Mutterlandes gar sehr leidenden heimischen Industrie, durch Anlegung von vorzüglichen Straßen, durch den Bau von Brücken und Kanälen, Fabriken, Magazinen, Faktoreien und Rasthäusern für Reisende, durch den Ausbau eines umfassenden Telegraphen- und Eisenbahnnetzes, dessen Anfänge noch in die Zeiten der Kompagnie zurückreichen, das äußerliche Wohl des Landes zu fördern. Auch in die öffentliche Verwaltung, in das Abgaben- und Steuerwesen und die Rechtspflege brachte sie solche Ordnung, wie sie ganz Indien noch nie, nicht einmal zu Akbars Zeiten, gesehen hatte. Länder, in denen jahrhundertelang nichts als Raub, Mord und Elend geherrscht hatten, blühten wunderbar auf, Wohlstand und Sicherheit des Eigentums und der Person kehrten überall ein, und alle Quellen öffentlicher Wohlfahrt öffneten sich wie mit einem Zauberschlage überall, wohin das Zepter der Ostindischen Kompagnie reichte. Freilich war es vom christlichen Standpunkte aus eine anfechtbare, zeitweilig geradezu gewissenlose Politik, die sie handhabte,

eine kalte Geschäftspolitik, die um des Geldgewinnes willen das Christentum völlig preisgab.

Auch nach der 1813 erfolgten Erneuerung des Freibriefs, die der Kompagnie in dieser Hinsicht besondere, für die englische Regierung ehrende Verpflichtungen auferlegte, bereitete jene der Mission noch mancherlei Schwierigkeiten, und die Witwenverbrennungen, der Mädchenmord, die fanatischen Selbstpeinigungen und Selbstopferungen der Büßer, die Aussetzung der Alten und Kranken an den heiligen Flüssen dauerten fast uneingeschränkt fort; in den Regierungsschulen war die Bibel verpönt, kein Wort christlicher Lehre durfte über die Lippen kommen, nur heidnische und mohammedanische Kandidaten wurden bei der Besetzung der Beamtenstellen berücksichtigt, nur Heiden und Mohammedaner ins Heer aufgenommen. Das war jedenfalls, mag man nun über die Sache denken wie man will, eine sehr eigentümliche „Neutralität in Religionsangelegenheiten".

Eine recht böse Sache war es auch mit der offenbaren Begünstigung des Heidentums und des Götzendienstes durch die Erhebung von „Pilgertaxen", welche durch Beamte der Kompagnie von allen erhoben wurden, welche zu Götterbildern und Götzenfesten wallfahrteten. In einem unter den Parlamentspapieren befindlichen Schreiben las man 1813: „Der Generalgouverneur und sein Rat hat mit Befriedigung wahrgenommen, daß die Pilgertaxe bei dem diesjährigen Wagenfeste um ein Beträchtliches gestiegen ist." Das ist ein wunder Punkt in der Geschichte der Ostindischen Kompagnie, deren große Verdienste im übrigen bereits anerkannt worden sind; sie hätte nicht die verfallenden Götzentempel von ihrem Gelde aufbauen, bei heidnischen Prozessionen das Militär aufmarschieren lassen, die Trommeln rühren, Salven abgeben lassen und Geschenke zu Götzenfesten darbringen sollen. Die Heiden Indiens sind ja allein opferwillig genug, wo es sich um ihren Kult handelt, und das Radaumachen verstehen sie aus dem ff, auch ohne Mitwirkung europäischer Militärkapellen.

Leuchtend strahlt aus diesem dunklen Schattenbilde ein Name hervor, der des Lord William Bentink, der mit all diesem Unfug entschieden aufzuräumen begann, die in einen bedenklichen Zustand gekommenen indischen Finanzen ordnete, die Witwenverbrennungen und den Kindermord streng verbot, der entsetzlichen Mördersekte der Thags entschieden entgegentrat und die Schranken aufhob, die seither dem Übertritt eines Hindu oder Mohammedaners zum Christentum — Ausschluß aus der Kaste, Verlust der bürgerlichen Rechte und des väterlichen Erbes — im Wege gestanden hatten.

Leider war sein Vorgehen der Kompagnie nichts weniger als sympathisch, und der alte Geist blieb am Direktorenhofe bestehen.

Soll man das Jahr 1857 und seine Schrecken als ein Strafgericht dafür ansehen? Wie ein Blitz aus heiterem Himmel brach damals die unter dem Namen „Mutiny" bekannte große Militärrebellion unter Nāna Sahib aus, eins der blutigsten Ereignisse in der neueren Geschichte Indiens. Damals war England nahe daran, Indien zu verlieren, und es ist bei den damaligen Verhältnissen zu bewundern, daß die Niederwerfung des Aufstandes in einer verhältnismäßig so kurzen Zeit gelang.

Es war eine sehr bedenkliche Maßregel gewesen, daß man so viele Mohammedaner in die indische Armee eingestellt hatte, denn sie, die einst so machtvoll gebietenden Herren des Landes, hassen die Fremdherrschaft und sind in ihrer großen Zahl (63 Millionen) noch heute eine Gefahr für England in Indien.

Es erscheint unbegreiflich, wie England von dem Ausbruch der Rebellion so vollständig überrascht werden konnte, daß eine große Zahl der in Nordindien lebenden Engländer einen gräßlichen Tod fand, ehe etwas zu ihrer Rettung geschehen konnte. Schon wiederholt waren bedenkliche Zeichen wahrzunehmen gewesen, die als Warnung hätten dienen können, Fälle von schwerer Insubordination und gewaltsamer Auflehnung der Soldaten gegen ihre Vorgesetzten. Zwar handelte es sich nur um vereinzelte Fälle, aber das Bedenkliche dabei war, daß dieselben eben eine symptomatische Bedeutung hatten.

Der Ausbruch der Rebellion erfolgte in der Stadt Mirat (Meerut), nordöstlich von Delhi; Mirat, Delhi, Kānhpur und Lakhnau waren die Hauptherde derselben. Die Seele des ganzen Aufstandes war der genannte Nāna Sahib, der „Tiger von Kānhpur". Besonders in dieser Stadt, der er seinen Beinamen verdankt, wütete er mit bestialischer Roheit und Grausamkeit; ein tiefer Ziehbrunnen daselbst war bis zum Rande mit den zerstückelten Körpern geschändeter und dann ermordeter Frauen und Kinder angefüllt. Alle Bemühungen der Engländer, dieses Mannes habhaft zu werden, sind erfolglos geblieben. Als nach der Eroberung von Delhi und der Einnahme von Kānhpur und Lakhnau die Wogen des Aufruhrs niedergingen und wieder Ruhe und Ordnung im Lande einkehrten, blieb er verschwunden — hoch oben in den Bergen von Nepāl soll er sich bis zu seinem Tode verborgen gehalten haben.

Die große Rebellion war die Ursache des Zusammenbruchs der Ostindischen Kompagnie nach anderthalbhundertjähriger Herr-

schaft. Im Juli 1858 wurde durch Parlamentsbeschluß ihr Privilegium aufgehoben und die Regierung der indischen Besitzungen der britischen Krone direkt übertragen. Am 30. August 1858 hielt der Direktorenhof die letzte Sitzung in London und am 1. November desselben Jahres wurde die Proklamation der Königin in allen größeren Städten Indiens feierlich verlesen. Ich entnehme derselben nur einige Sätze, die von besonderer Bedeutung sind:



Ruine der englischen Residenz in Lakhnau.

„Viktoria, von Gottes Gnaden, Königin des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland sowie der Kolonien und der davon abhängigen Länder in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien, Verfechterin des Glaubens usw." — — —. „Wir halten Uns den Eingebornen Unserer indischen Territorien gegenüber durch die gleichen Pflichten gebunden, die Uns allen Unseren anderen Untertanen gegenüber binden, und diese Pflichten werden Wir unter dem Segen des allmächtigen Gottes treu und gewissenhaft erfüllen. Indem Wir mit fester Zuversicht Uns auf die Wahrheiten des Christentums verlassen und mit Dank die Tröstungen der Religion anerkennen, weisen Wir

gleichermaßen das Recht und den Wunsch von Uns, Unsere Überzeugungen einem Unserer Untertanen aufzudrängen. Wir erklären hiermit, daß es Unser Königlicher Wunsch und Wille ist, daß niemand in irgend welcher Weise begünstigt, niemand belästigt und beunruhigt werde von wegen seines Glaubens und der damit verbundenen gottesdienstlichen Übungen, sondern daß alle gleicherweise denselben unparteiischen Schutz des Gesetzes genießen, und Wir befehlen allen denen,



Das Kaschmirtor in Delhi: Spuren der Beschießung von 1857.

die unter Uns in Ämtern stehen, und schärfen es ihnen auf das bestimmteste ein, daß sie sich von aller Einmischung in den religiösen Glauben und Gottesdienst irgend eines Unserer Untertanen enthalten, bei Strafe Unseres Allerhöchsten Mißfallens. Und es ist Unser fernerer Wille, daß, soweit das möglich ist, Unsere Untertanen, welcher Rasse oder Glaubensrichtung sie immer angehören mögen, frei und unparteiisch zu solchen Ämtern in Unserem Dienst zugelassen werden, zu deren gehöriger Verwaltung sie durch Bildung, Tüchtigkeit und Redlichkeit befähigt sind."

Leider wurden diese gutgemeinten Worte vielfach falsch gedeutet und ihr Inhalt von den schlauen mohammedanischen und heidnischen

Dolmetschern der Regierung so verdreht und gefälscht, daß man das direkte Gegenteil ihres Sinnes in Eingebornenkreisen daraus entnahm.

Die in der Proklamation von 1858 ausgesprochenen Grundsätze sind noch heute im allgemeinen maßgebend, und das entschiedene Wohlwollen, mit dem die Regierung den Bestrebungen der zahlreichen in Indien wirkenden Missionsgesellschaften gegenübersteht, verdient die dankbarste Anerkennung.

Seit dem 1. Januar 1877, des Jahres, in dem in vielen Teilen Indiens eine schreckliche Hungersnot wütete, trägt der jeweilige Herrscher von England den offiziellen Titel „Kaiser von Indien" (Kaisar i Hind), der den zahlreichen Völkern Indiens ein Sinnbild der Einheit ihrer Interessen, ein Anspruch auf ihre loyale Lehnspflicht und eine Bürgschaft unparteiischen Schutzes sein soll. Die feierliche Proklamation der Königin von England als Kaiserin von Indien fand am genannten Tage mit großem Pomp statt. Gegenüber dem Vizekönige Lord Lytton, der auf dem Throne saß, standen die sämtlichen Gouverneure, Vizegouverneure und Staatsbeamten der Provinzen nebst 63 eingeborenen Fürsten und regierenden Häuptlingen, die mit ihrem Gefolge und ihren Bannerträgern ein unbeschreibliches Bild orientalischer Pracht und orientalischen Reichtums boten, daß man die Augen hätte schließen mögen vor dem Gleißen des Goldes und dem Blitzen und Funkeln der Edelsteine. Nach der Proklamation folgten eine Rede des Vizekönigs, laute Beifallsrufe der Versammlung und der zur Feier kommandierten 15 000 Mann Truppen.

Wenn man das kleine England betrachtet und das gewaltige Indien danebenhält, so muß man über die Geringfügigkeit der Mittel staunen, mit denen letzteres zu einer englischen Krondomäne gemacht worden ist, und wird es inne, wie groß die Übermacht der europäischen Zivilisation über die Halbkultur des Orients und der Vorzug der intellektuellen Kräfte vor den materiellen ist, wie die Macht der Wissenschaften über die Unwissenheit. Mit welcher staunenswerten Schnelligkeit hat sich Englands Herrschaft in Indien aus dem Nichts zu ihrer gegenwärtigen Höhe und Machtfülle erhoben! Rom brauchte 800 Jahre, bis es die Höhe seiner Macht erreichte, während England, dem die erste Territorialbesitzung in Indien um die Mitte des 18. Jahrhunderts zufiel, bereits hundert Jahre später unumschränkter Herr in Indien war. Andere große Reiche sind durch überlegene Heeresmacht, durch die Überschwemmung des Landes mit gewaltigen wandernden Völkermassen, durch die alle Hindernisse wie eine Windsbraut spielend aus dem Wege räu-

mende Wut des religiösen Fanatismus, oder, wie zu Pizarros Zeiten in Amerika, dadurch entstanden, daß ein einfältiges, noch auf der Kindheitsstufe stehendes Volk die fremden Eroberer mit ihren Feuerwaffen für überlegene höhere Wesen hielt. In Indien werden wir von alledem so gut wie nichts gewahr, sondern wir sehen, wie eine kleine Anzahl fremder Kaufleute sich bemüht, überhaupt Zutritt zu dem fremden Lande zu erhalten und nach endlich erlangtem Zutritt sich darauf ausbreitet, Handelskontore errichtet und unter schlauer Berücksichtigung der Regel „divide et impera!“ Indiens mächtige Fürsten entzweit und die einen mit Hilfe der anderen, schließlich alle miteinander, fast mühelos unterwirft, trotzdem das Land zum Teil von sehr kriegerischen Völkern bewohnt ist.

Es ist nicht wahr, daß England, wie man auch in deutschen Büchern und Zeitungen oft behaupten hört, in Indien nichts weiter tue, als Land und Volk auszusaugen. Das traf in den ersten Zeiten der Ostindischen Handelskompagnie zu; auch jetzt noch wirft man der englischen Verwaltung mit Recht vor, daß sie aus jener Zeit Einnahmequellen beibehalten hat, die sich schwer oder gar nicht mit den Forderungen der christlichen Moral oder der fürsorglichen Rücksicht auf das Wohl des Volkes in Einklang bringen lassen, daß sie den skandalösen Handel mit in England fabrizierten Götzenbildern nicht unterdrückt, usw. Aber unbillig und ungerecht würde es sein, wenn man es verkennen wollte, daß die englische Herrschaft dem indischen Volke auch große Vorteile und direkte Segnungen gebracht hat, so daß Graf Northbrook, der frühere Vizekönig von Indien, recht hatte, als er vor einer Reihe von Jahren in einer großen Versammlung in London folgendes ausführte: „Wir fragen uns manchmal, wenn wir erwägen, daß 300 Millionen von uns in bezug auf Abstammung, Sprache und Religion ganz verschieden geartete Leute unter der Herrschaft der Königin von England stehen, zu welchem Zwecke mag Gott dies wunderbare Gebäude des Indischen Kaiserreiches haben bauen lassen? Wir haben die Pax Britannica in diesem Lande weit und breit aufgerichtet, wo noch innerhalb des letzten Jahrhunderts weite Landstriche dem Raub und Verderben preisgegeben waren, wo noch viele Trümmerstätten zeigen, was dies Land einst vor der Aufrichtung der britischen Herrschaft war. Wir haben die westliche Kultur in Indien eingeführt, unsere Eisenbahnen und Telegraphen gehen durch das ganze Land. Wir haben eine unparteiische Rechtsverwaltung geschaffen, das Schulwesen gefördert, und durch eine ausgezeichnete Organisation der Verwaltung ist es möglich geworden,

die größte Hungersnot, die Indien jemals betroffen (1896—98), mit ganz geringen Verlusten an Menschenleben zu bekämpfen. Die, welche mit der Regierung dieses Landes etwas zu tun hatten, dürfen wohl zuversichtlich behaupten, daß wir unsere Pflicht zu tun gesucht haben."

„Aber über alle diese Errungenschaften hinaus liegt doch noch eine höhere Aufgabe, die uns mit der Herrschaft über jenes Land gestellt ist, das ist das Missionswerk. Es ist allerdings keineswegs die Aufgabe der Regierung als solche, in Indien Proselyten zu machen. Wir wollen uns freuen, daß es nicht so ist, freuen, daß reine und unlautere Beweggründe, religiöser Eifer und weltlicher Ehrgeiz hier in einer Weise, die wir tief beklagen müßten, nicht miteinander vermengt sind. Die Pflicht der Evangelisierung Indiens liegt den einzelnen Christen ob. Es gilt darum an die einzelnen Gewissen, an den Eifer, den Fleiß und das Vorbild der einzelnen Christen zu appellieren. Dies ist die Pflicht der Englischen Kirchenmission; aber nicht sie allein, sondern viele andere protestantische Missionen arbeiten an der großen Aufgabe der Evangelisierung Indiens." — — — „Der Einfluß des Christentums geht jetzt viel weiter, als die statistischen Zahlen andeuten. Christliches Fühlen durchdringt bereits die Hindubevölkerung. Die Missionare werden von den Leuten als ihre Freunde angesehen, und sie sind auch für die Regierung Männer des Vertrauens." — — — „Gegenüber der Behauptung, daß das Betragen der Engländer in Indien ein Hindernis der Mission sei (namentlich das unsittliche Leben vieler englischer Soldaten und Matrosen und mancherlei Ausbrüche ihrer Roheit gegenüber den Eingeborenen! Der Verf.) ist zu sagen, daß es allerdings in Indien so gut wie in England unsittliche Männer und Frauen gegeben hat und noch gibt, aber wenn man auf die lange Liste der Männer sieht, die sich um die Ausbreitung des Christentums daheim und draußen in der Kolonie verdient gemacht haben, so findet man darin die Namen der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Offiziere, auf welche Indien stolz sein kann und die viel mehr wie andere das Vertrauen der Eingeborenen besessen haben, wie z. B. die beiden Lawrence, Macleod, Montgomery, William Muir, Robert Cust und andere."

Zweites Kapitel.

Vom Kailās bis Kumāri.

Wer vom Abendlande kommend zum ersten Male den Boden Indiens betritt, dem ist es zumute, als ob er im Traume wandelte. In eine ganz neue Welt fühlt er sich mit einem Schlage versetzt. Die wunderbare Vegetation der Tropen, deren großartige Üppigkeit und reiche Mannigfaltigkeit uns ebensosehr in Staunen setzt wie die Neuheit und Fremdartigkeit ihrer Formen, die schwarzen, braunen und gelben Gestalten der Eingeborenen, ihre eigenartigen Sitten und fremdartigen Trachten, vom einfachen Lendentuche des Feldarbeiters und Kulis bis zum eleganten dress des europaisierten eingeborenen gentleman und der sauberen und wohlanständigen Kleidung höherer Kasten, das bunte Durcheinandergewimmel der verschiedenartigsten Rassen und Nationalitäten in den großen Hafenstädten, das unser Ohr wunderlich fremd, bald hart und unmelodisch, bald mit weicher, einschmeichelnder Melodiösität umtönende Sprachengewirr, die völlig veränderten Lebensverhältnisse — alles das bewirkt diesen eigentümlichen Eindruck. Wir haben das Gefühl, in einen ganz neuen, großartigen Kontinent eingetreten zu sein, der sofort unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt. Alles um uns her ist neu und fremdartig, die Blätter am Baume und Strauche, die Blüte im Gezweig, das Gras und die Blume am Boden, jedes Stück Ware im offenen Basar, jedes Gesicht, jeder Laut. Wohin wir nur blicken; überall eine überwältigende Fülle neuer Formen und Gestalten. Sogar der Himmel hat ein anderes Blau und der Sonne feuriger Glutstrahl fällt so sengend nieder auf den neugekauften „Toppi", wie hier im heimatlichen Westen selbst in den Tagen der größten Hundstagshitze nicht. Und je weiter wir ins Land eindringen, um so mehr werden wir von den täglich sich aufdrängenden neuen Erscheinungen gefesselt.

Der Name Indien ist nicht die ursprüngliche Bezeichnung für das Land; seit uralten Zeiten nennt es die ganze sanskritische Bevölkerung

„Bhārata“ oder „Bhārata varscha“, d. i. Land des Bhārata, des königlichen Hauptes der sagenhaften Monddynastie, welcher seine Machtsphäre vom alten Hastinapur über das Land zwischen Himālaia und Vindhja ausdehnte und dessen Nachkommen durch die Kämpfe berühmt geworden sind, von welchen das Epos Mahābhārata berichtet. Manu gebrauchte für dasselbe Gebiet den Namen Aryavarta, d. i. Wohnsitz der Arier, und auch sonst hat der Name des Landes noch Wandlungen durchgemacht, bis endlich die Bezeichnung „Indien“ zur Geltung gelangte, die persischen Ursprungs ist und Indien als das Land des Sindhu, des Indus, bezeichnete und auch aus dem hebräischen Hoddu (aus Hondu, Esther 8, 9), dem syrischen Hendu und dem persischen Hindu herausklingt.

Die Namen Hindustān und Dekhān, mit denen wir heute das Indien nördlich und südlich vom Vindhjagebirge unterscheiden, haben neupersischen Ursprung; den alten Bewohnern des Landes waren sie unbekannt. Stān bedeutet so viel wie „Land“, also Hindustān so viel wie „Land der Hindu“, während Dekhān „Süden“ bedeutet. Durch diese jetzt übliche Zweiteilung zerfällt das gewaltige, auf der einen Spitze stehende Viereck der Halbinsel Vorderindien in zwei große Dreiecke, von denen das kleinere südliche, im wesentlichen Tafelland, sich im Norden an das Vindhjagebirge anlehnt und nach Süden zu sich immer mehr zuspitzt, vom Hochrücken der Ghāts im Westen nach dem Bengalischen Busen zu sich allmählich abdachend, während das nördliche, zwischen Himālaia, Sulaimān und Vindhja, die weiten Stromgebiete des Indus und Ganges und ihrer Vasallen mit der dazwischen liegenden Wüstenfläche umschließt.

Viele machen sich von der Größe Indiens eine ganz falsche Vorstellung, weil sie den Maßstab der Karte nicht genügend berücksichtigen; wer Vorderindien nach seiner größten Längen- und Breitenausdehnung durchqueren wollte, der müßte Strecken wie von der Nordspitze Schottlands bis zum Kap Matapan und vom Kap Tarifa bis nach St. Petersburg durchwandern. Der Flächeninhalt beträgt mehr als der von ganz Europa ohne Rußland.

Das Profil des Landes bietet reiche Abwechslung. Weite Tiefebenen und kleinere Tieflandgebiete wechseln mit ausgedehnten, von Bergzügen belebten Plateaus, wellige Hügellandschaften mit ausgeprägten Gebirgslandschaften, die erhabensten, eisstarrenden Hochgebirgsszenerien mit anmutigen Mittelgebirgslandschaften, einzelnstehende Berggruppen mit den gewaltigsten Hochketten der Erde, deren



Hochgipfel des Himālaia nördlich vom Kintschindschanga.

zahlreiche Piks sich himmelhoch türmen, an Wildheit der Szenerie alles übertreffend, was die Hochgebirgswelt anderer Länder Großartiges aufzuweisen hat.

Unter den Gebirgen der Erde gibt es manchen Gewaltigen, dessen Haupt die geheimnisvollen, im tiefsten Erdinnern lebendigen Gewalten bis hoch über die Wolken emporgehoben haben und dessen Stirn, mit weißschimmerndem Schneediadem geschmückt, aus weiter Ferne schon die bewundernden Blicke des Reisenden auf sich zieht. Einen größeren als den **Himâlaia** gibt es nicht. Wer ihn gesehen hat, der hat genug von der Welt gesehen, und niemand vermag den tiefen Eindruck ganz zu schildern, den die gigantische und doch auch an lieblichen und anmutigen Schönheitswundern so reiche Gebirgswelt des Himâlaia auf jeden macht, der seinen trunkenen Blick in diese Fülle von stolzer, unbeschreiblicher Erhabenheit und majestätischer Größe, von schimmernder Pracht und beispielloser Mannigfaltigkeit der großartigsten und entzückendsten landschaftlichen Reize taucht. Was er auch Schönes und Herrliches gesehen haben mag in der weiten Gotteswelt, in Ceylons und Javas grünem Bergparadies, in den Alpen und in den Gebirgen des Westens von Amerika, die doch der Schöpfer nicht bloß gestreift hat mit dem Saum des Gewandes seiner Herrlichkeit — tief wird es hinter ihm versinken und nur ein Bild wird zeitlebens vor ihm dastehen, unauslöschlich in die Erinnerung eingeprägt und immer aufs neue ihn entzückend, so oft er es vor seinem geistigen Auge erstehen läßt: der Himâlaia, der stolze, schimmernde Stirnschmuck der Erde. Kein Reisender, auch der nüchternste nicht, hat dies Stück Erdenpracht beschrieben, ohne in Begeisterung zu geraten und sich zu fragen: wo finde ich Farben, die glühend und lebhaft genug sind, um das Bild dieser unvergleichlichen Hoheit und Schönheit zu malen? Auch die beredtesten Beschreibungen sind nicht imstande, dem geistigen Auge des Lesers die Gestalten und Farben vorzustellen oder Gefühle zu erwecken, die sich mit dem vergleichen lassen, was jeder empfindet, der diese erhabene Naturerscheinung in der Wirklichkeit vor sich sieht. So schreibt Ujfalvy: „Ich muß gestehen, daß die Größe und Majestät der Natur des Himâlaia auf mein Gemüt einen gewaltigen Eindruck hervorgebracht hat. Gewiß besitzen auch unsere Alpen wunderbare Naturschönheiten, doch im Himâlaia hat alles einen viel großartigeren Charakter. — — — Alles, was ich in jener Umgebung gesehen, erschien mir wie ein Feenmärchen." So hinreißend ist der Anblick dieses Riesen unter den Gebirgen der Erde, wenn man sie nach der Durchquerung des feuchtheißen Tarai-Sumpf-



Blick auf die Hochkette des Himâlaja.

urwaldes plötzlich vor sich stehen sieht wie eine Vision, die mächtigen blauschimmernden Höhenzüge, die sich, in immer zarteren Duft und glänzenderen Farbenschmelz getaucht, höher und immer höher übereinandertürmen, Wall auf Wall, und endlich, von blitzender Schneehülle umgeben, in den Wolken verschwinden. Wie ein leuchtendes, mit funkelnden Edelsteinen besetztes Diadem sind diese wunderbaren Berge um die Stirn der schönen Apsarase Indien gelegt. Besonders erhaben ist die Schönheit des Anblicks, den die sattblauen Bergwälle und dahinter die noch in weiter Ferne sich wunderbar klar und scharf vom Äther abhebenden, ins Unendliche des Himmels hineinragenden Hochspitzen und Hochgletscher gewähren, wenn die Morgen- oder Abendsonne den Firnschnee vergoldet und auf die blauen Eisflächen ihre farbenschimmernden Reflexe malt. Das Auge des auf seinem Standort noch von der üppigsten Tropennatur umgebenen Beschauers kann sich gar nicht satt sehen, wenn es auf jenen ruhigen, eisigen Hochfernen ruht, wo noch nie ein Lenz gelacht hat und nie das Ureis schmilzt von Titans Gluten, oder auf dem unendlichen, wogenden Wolkenmeere, das die weiten Hochtäler zu ihren Füßen erfüllt und ihre mächtigen Schrägen und Tiefhänge umwallt und umbrandet, in ewigem Wechsel der Formen, der Farben und Lichter, ein Anblick, wie man ihn von den Höhen Dardschilings so oft hat. Auch die großartigsten Photographien geben nur ein schwaches Bild des unvergleichlichen Schauspiels, weil ihnen die Pracht der Farben fehlt.

Wie ein gigantischer Riesenwall, nur von den starken Söhnen des Kailās, dem Indus und Satledsch, durchbrochen, legt sich diese staunenerregende, 2500 km lange und 250 km breite Gebirgsmasse um den ganzen Nordosten von Indien, die über das Hochplateau von Innerasien daherbrausenden verderblichen Nordstürme von seinen Fluren abhaltend und aus den unerschöpflichen Quellkammern ihrer Bergriesen die großen Ströme entsendend, die den Norden des Landes durchströmen und ihm eine zwei- bis viermalige Ernte bescheren, Indien zu dem machend, was es ist, einem der gesegnetsten und fruchtbarsten, reichsten und schönsten Länder der Erde.

Nach Nordosten fällt das Gebirge langsam ins Innere Asiens ab, das sich weithin in der Höhe des Montblanc erstreckt; der Südrand dagegen fällt in jähen Abstürzen von den höchsten Gipfeln der Erde, aus den eisigen Gletscher- und Firnregionen, in die noch keines Menschen Fuß vorgedrungen ist, von Terrasse zu Terrasse ins Tiefland ab.



Wolkenmeer im höchsten Himâlaja.

Seinen Namen Himālaia — nicht Himaláia, wie viele sagen — verdankt das Gebirge seinem großen Reichtume an Schneegipfeln und über der Schneegrenze liegenden Hochkämmen; denn Himālaia bedeutet so viel wie „Schneewohnung".

Gleich hinter dem Tarai beginnt das Gebirge.

Der Name Tarai — viele schreiben auch Terai — ist persischen Ursprungs und bedeutet so viel wie „Sumpf"; in Nepāl sagt man dafür Morang. Man versteht darunter den schmalen, stellenweise allerdings sich zu 50 Meilen[1]) Breite erweiternden Sumpfurwaldgürtel, der, geographisch eigentlich noch zum Hindustān, politisch jedoch größtenteils zu den Himālaiastaaten gehörig und teilweise auch schon die Vegetation des Himālaia aufweisend, sich auf weite Strecken hin dem südlichen Fuße des Himālaia vorlagert. Gleich wichtig in botanischer wie in geologischer Hinsicht bildet das Tarai eine Art neutralen Boden, da es weder den Alluvialboden der Tiefebene, noch den Felsboden des Himālaia besitzt, sondern einen Boden, der aus Ablagerungen von Sand und Kies und vom Gebirge herabgelangten gröberen Steinblöcken besteht. Der am südlichen Rande ziemlich dünngesäte Wald geht nach dem Innern zu in ein undurchdringliches Dickicht von baumartigen Schilf- und Rohrgewächsen und herrlichen tropischen und subtropischen Waldbäumen über, die sich in reicher Fülle und üppigstem Wuchs über das dichte Gesträuch und hohe Gras erheben, welches den Boden überwuchert und allem möglichen großen und kleinen Getier willkommenen Unterschlupf gewährt.

So wimmelt es in diesen dichtverwachsenen Sumpfwaldungen von Elefanten, Rhinozerossen, Tapiren, Tigern und Leoparden, Füchsen und Schakalen, Wildschweinen, Antilopen und Affen. Im Sumpfe lauert das gefräßige Krokodil, im Grase die giftige Schlange, so daß der Aufenthalt in diesen Wildnissen, in denen vielfach nur die Flußbetten die Wege bilden, durchaus nicht verlockend ist, zumal da die giftigen Miasmen, welche die Sümpfe ausatmen, jeden, der länger hier weilt, mit tödlichen Fiebern bedrohen. Der ganze Walddistrikt ist so von der Sumpfluft verpestet, daß sogar die Eingeborenen der benachbarten Landstriche sich scheuen, das Tarai zu betreten und auch die Affen und andere dort einheimische Tiere dasselbe vom April bis Oktober verlassen.

Aus diesem Grunde ist das Tarai sehr dünn bevölkert. Europäer betreten es nur notgedrungen auf der Durchreise oder bei Gelegenheit von Jagden, und auch von den Resten der Urbevölkerung haben sich

[1]) Unter Meilen sind stets englische zu verstehen.



Ausblick von Dardschiling auf das Hochgebirge.

nur wenige dahin zurückgezogen. Ihre Nachkommen haben wir in dem Stamme der Metschi vor uns, die das mörderische Taraiklima sehr wohl vertragen und trotz ihrer blaßgelben, sehr ungesunden Gesichtsfarbe ganz kräftige Leute sind. Sie sind sanft und gutmütig von Charakter, gegen den Europäer sehr höflich und zuvorkommend, dabei außerordentlich rührig und arbeitslustig. Ihren Lebensunterhalt gewinnen sie, indem sie das hohe Dschangelgras niederbrennen und das so gewonnene Land bebauen. Ihre fast viereckigen Gesichter sind breitnasig und das lose Haar hängt in Strähnen auf die Schultern herab. Im Gegensatz zu den Hindus tragen sie Beinkleider und Jacken und schützen die Füße gegen den scharfen Kies des Taraibodens durch geflochtene Strohsandalen.

Mit ihrem charakteristischen Messer, dem starken, nach innen gebogenen Kuckrie, welches sie stets bei sich tragen, hauen sie armdicke Stämme ab. Wie die Männer es lieben, schwere Amulette um den Hals zu hängen, so schmücken sich die Weiber, die, ebenfalls von den Hindus abweichend, Rock und Jacke tragen, gern Nase und Ohren mit schweren goldenen Ringen und wissen gleichfalls mit dem Kuckrie umzugehen. Den zahlreichen häßlichen Büßern, die das Tarai durchwandern, werden wir in den Heiligtümern von Nepāl wieder begegnen.

Jenseits des Tarai also steht man alsbald am Fuße des Gebirges und unter dem unmittelbaren Eindruck seiner imposanten Größe und Schönheit. Wie mächtige Horizontalkulissen türmen sich, in allen Nuancen von Grün, Lila, Blau und Grau schimmernd, die in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit der Bergformen sich durcheinander schiebenden und übereinander erhebenden Ketten und Bergreihen des Unteren und des Äußeren Himālaia übereinander auf, in deren landschaftlich unendlich reizvollem und mit einem herrlichen Klima gesegneten Gebiet die vielbesuchten europäischen Gesundheitsstationen, wie Nainital, Massuri, Simla, Dharmsala, Dalhousie, Mari und Dardschiling liegen. Erst hinter diesen Vorketten erhebt sich die eigentliche Hauptkette des Gebirges, deren schier zahllose Hochgipfel solche imponierende Höhenverhältnisse aufweisen, daß die niedrigeren unter ihnen sich immerhin noch ganz bedeutend über unsere höchsten Alpengipfel erheben; ist doch der Kamm des Gebirges durchschnittlich 6000 m hoch.

Hier haben wir die gewaltigsten Berggipfel der Erde zu suchen, den Gaurisankar, der schon im Klang seines Namens etwas hat, das unwillkürlich an seine erhabene Größe erinnert, welche die höchsten Andengipfel in den Schatten stellt, das „Juwel der fünf Eiskristalle“,



Der Gaurisankar (Mount Everest). Im Vordergrunde Deodar-Zedern.

den Kintschindschanga, zu dessen Umgehung auf dem kürzesten Wege, möglichst nahe der Spitze, ein Mann einen vollen Monat brauchen würde, während sich der Montblanc bequem in vier Tagen umgehen läßt, den Dhawalagiri, den Nanda Dewi, den Gosān Than und zahlreiche andere. In tiefeingerissenen Stromrinnen, zwischen wildzerklüfteten Felsschrägen und riesenhaften Schutthalden schießen die größeren Flüsse, oft mit einem Gefälle von 800—1000 m auf 1 km, aus der Schneeregion und den Öffnungen der Gletschertore zu Tale, die Felsen zerreibend, über die sie in brausenden Stromschnellen und donnernden Katarakten sich jauchzend hinabstürzen, daß im Tosen und Brüllen, im Donnern und Brausen der sich überstürzenden Wogen jedes andere Geräusch ersticken würde, wenn nicht diese freien, unbändigen Bergessöhne überhaupt die einzigen wären, die es wagen, in dieser ungeheuren Felsenwildnis ihre Stimme zu erheben, in der ohne sie das tiefste, lautloseste Todesschweigen herrschen würde. Mächtige Schneebrücken überspannen zuzeiten das Bett dieser eiskalten, tiefwogigen Flüsse, dem Kühnen, der es wagt in die verschlossene Wunderwelt dieser Berglabyrinthe einzudringen, die einzige Möglichkeit bietend, von Ufer zu Ufer zu kommen. Nur der beherzteste Mut und die absoluteste Gleichgültigkeit gegen Strapazen und Gefahren kann es wagen, diese Stätten zu betreten, und zaghafte Naturen oder Leute, die zur Melancholie neigen, sollen es unterlassen, in diesem von der Natur mit sieben Siegeln verschlossenen Buche lesen zu wollen.

Die meisten Pässe, die über das Gebirge nach Tibet hineinführen, liegen noch über der Schneegrenze, die ebenso wie die Vegetationsgrenze im Himālaia ganz bedeutend höher gelegen ist als in unseren Hochgebirgen.

Wie die ganze Natur, so zeichnet sich auch die Vegetation des Himālaia durch eine wunderbare Mannigfaltigkeit und Schönheit aus, eine unerschöpfliche Fülle von Arten und Formen darbietend. Die niedrigeren Regionen des Gebirges, bis zu 3000 m Höhe, sind ein wahres Eldorado für den Naturforscher, dem auf Schritt und Tritt neue Wunder der schöpferischen und ausgestaltenden Kraft der Natur entgegentreten, von den unscheinbarsten Moosen und Flechten bis zu den gewaltigen, turmhohen Riesen des Bergurwaldes. Es gibt fast keine Pflanzengattung der subtropischen und gemäßigten Zone, die nicht in irgend einer Spezies, oft auch in zahlreichen hochinteressanten Abarten vorhanden wäre, vom bescheidenen Veilchen und der duftenden Erdbeere bis zur stolzen Riesentanne und majestätischen Deodar-Zeder, der Haupt-



Der Kintschindschanga.

zierde des Himālaia. Strauchartige Zypressen, oft weite Flächen bedeckend, finden sich noch in Höhenlagen von mehr als 5000 m. An den Wegen, welche durch die tropischen Bergwälder des wenig über 1200 m ansteigenden „Unteren Himālaia", durch die dahinter liegenden Absenkungen, die in Nepāl Maris, anderwärts Duns genannt werden, und durch die landschaftlich besonders reizvollen Berge des „Äußeren Himālaia" führen, kommt man bis zur Höhe von 3000 m hinauf nicht aus der staunenden Bewunderung heraus, denn diese auch von einer reichen und prächtigen Vogelwelt belebten undurchdringlichen Urwaldparadiese wetteifern an unglaublicher Üppigkeit der Vegetation mit dem Großartigsten und Schönsten, was die Flora der tropischen Bergwelt überhaupt bietet. Die riesenhaften Baumstämme sind mit kletternden Leguminosen oft so dicht umrankt, daß sie ganz darunter verschwinden; ganze Waldflächen erscheinen so wie mit einem ungeheuren Netz von Tauwerk überspannt, in dem es leuchtet und duftet von formen- und farbenschönen Blüten. Überall sind die Stämme der Wälder mit üppig wuchernden Orchideen, zierlich belaubten und farbenprächtigen Pothos, mit rankendem Pfeffer, Weinreben, Convolvolus und Bignonia dicht bekleidet. Die wilde Banane fällt mit ihrer schönbelaubten Krone überall ins Auge, nicht minder der riesenblätterige Pandanus. Farnkräuter und stattliche, an hohe Palmyras erinnernde Farnbäume wachsen in zahlreichen Spielarten und alles überwuchernder Fülle und das ebenfalls überall vorhandene Bambusrohr erreicht die Höhe unserer Pappeln. Raubtiere aller Art und zahlreiche Affenarten, Elefanten und Rhinozerosse und eine Unzahl von Zweihufern und kleineren Repräsentanten der Säugetierwelt bevölkern bis zu Höhenlagen hinauf, in denen anderwärts sich kein animalisches Leben mehr findet, das Gebirge.

Alle Reisenden, die den Himālaia besuchten, rühmen die wunderbare Schärfe der Konturen und Intensität der Farben, mit der die fernsten Berghäupter, wenn nicht besondere Umstände dies ausschließen, sich vom klaren Horizonte abheben, so daß die hundert und mehr Kilometer entfernten Piks und ihre sie umragenden Vasallen so nahegerückt erscheinen, als ob sie kaum 30 km entfernt lägen. Viele, die überhaupt für den Standort des Beschauers infolge der Wölbung der Erdoberfläche eigentlich tief unter dem Horizonte liegen, werden durch die Strahlenbrechung so gehoben, daß sie hoch über dem Horizonte sichtbar werden.

Gegenüber dem eisgepanzerten Riesen im Norden verschwinden die den Nordwesten begrenzenden und im Innern des Landes in reicher



Vegetationsbild aus dem äußeren Himālaia, mit Schwebebrücke.

Zahl vorhandenen Gebirgserhebungen. Das hervorragendste Gebirge im Nordwesten ist das langgestreckte, schluchtenreiche Sulaimāngebirge mit dem Kaisargarh und dem sagenumwobenen Takt-i-Sulaimān („Salomonsthron"), welcher seinen Namen einer uralten Legende verdankt, nach welcher der König Salomo von Genien oder Engeln durch die Luft auf den Gipfel dieses Berges getragen wurde, um sich dort an der köstlichen Luft zu erquicken. Etwa drei Meter unter der höchsten Bergspitze befindet sich eine natürliche Felsennische, welche den Eindruck macht, als ob sie von Menschenhänden künstlich ausgehauen worden wäre, und die dem Könige bei seinen wunderbaren Besuchen als Aufenthaltsort gedient haben soll, weshalb noch heute zahlreiche Besucher den Gipfel des Berges bewallfahrten. Die Legende ist natürlich mohammedanischen Ursprungs.

Das überaus zerrissene Gebirge, welches nach Osten in den Deradschāt abfällt, ist fast bis zur Spitze mit dem prächtigsten Hochwalde bedeckt, eine Eigenschaft, welche fast alle indischen Gebirge haben und die sehr wesentlich zur Erhöhung ihrer landschaftlichen Schönheit beiträgt. Auch für die klimatischen Verhältnisse des Landes ist dieser Umstand von großer Bedeutung, nicht minder in wirtschaftlicher Hinsicht, da diese Gebirgswälder die kostbarsten Nutzhölzer in fast unerschöpflicher Fülle enthalten.

Es lohnt sich nicht, die Gebirge im Innern der Halbinsel hier einzeln zu nennen; ich verweise bezüglich derselben auf spätere gelegentliche Notizen. Nur das langgedehnte Küstengebirge der Ghāts, das vom Taptistrome bis zum Kap Kumāri reicht, sei noch erwähnt; es ist das Hauptgebirge des Dekhān, und den Hauptteil desselben bilden die an der Küste von Konkān und Malabar hinabstreichenden Westghāts; die im Süden abzweigenden und nach der Ostküste hinüberziehenden Ostghāts sind bis auf ihre höchste Erhebung im Tamillande, die Servarājas (Shevaroy-Hills), viel unbedeutender.

Die Westghāts stürzen nach Westen zu jäh und unvermittelt, in treppenartigen Abstufungen, zu der nicht über 60 km, oft nur wenige Kilometer breiten flachen Küste ab. Reich an anmutigen und wildromantischen landschaftlichen Szenerien, felsig und dicht bewaldet, haben sie eine gesamte Längenausdehnung von über 1600 km. Nur an einer einzigen Stelle, da wo der Ponanifluß sich seinen Weg westwärts nach dem Arabischen Meere sucht, zeigen sie eine Lücke. Im äußersten Süden bildet das interessante Gebirge mehrere isolierte Gruppen und Massengebirge, die sich zu ziemlich bedeutender Höhe er-

heben und unter den Namen Nilagiris, Aneimaleis und Pālnis (Pulney-Hills) usw. bekannt sind. Hier finden wir die beliebten Sommerfrischen der Europäer aus der Madras-Präsidentschaft, Kāti, Kunnur, Ottakamand (Ooty) in den Nilagiris und Kōdaikānel in den Pālnis.

An einzelnen Stellen fällt das von der Küste her schwer zugängliche Gebirge fast unmittelbar ins Meer, und nur wenige Pässe führen über die schroffen, urwaldbedeckten Höhen. Zahlreiche kurze Flußläufe schäumen, oft herrliche Wasserfälle bildend, in den Schluchten hinab



Partie aus den West-Ghāts bei Mahabaleschwar.

und eilen unten in raschem Laufe dem nahen Meere zu. So bezaubernd schön die lachenden, in ungeheurer Fruchtbarkeit prangenden Gefilde des schmalen Küstenstrichs sind, so wild und unheimlich düster sind oft die Fels- und Waldregionen des teils von Menschen ganz unbewohnten, teils mit kleinen Nischādastämmen wie die Toda, Badaga, Kurumba usw. besiedelten Gebirges, das besonders reich an kostbarem Teakholz ist.

Der auf den Nilagiris gebaute Kaffee und Tee ist von hervorragender Güte, und die Plantagenwirtschaft hat demzufolge eine ziemliche Ausdehnung.

Von den Bergen steigen wir nun zu Tale, von Indiens Bergeshöhen hinab zu seinen Stromtälern und Stromebenen.

Reich an äußeren Reizen ist sie, die schöne Meeresjungfrau Indien, die an Himavats schützenden Rücken sich schmiegend auftaucht aus den smaragdgrünen Wellen des hochflutenden Ozeans, der mit dem donnernden Gesang seiner Wogen ihre Schönheit preist und nicht müde wird, den Saum ihres schimmernden Gewandes zu küssen. Kein Wunder! Rudras, des reichspendenden Segensgottes, offene Hand spendet ihr ja in verschwenderischer Fülle von oben das köstliche Naß, in dem sie die schönen Glieder baden mag nach Herzenslust, immer von neuem sich hold verjüngend, neue Lebenskraft schöpfend aus den schwellenden Lebensadern, die den schönen Körper durchziehen. Was wäre Indien ohne seine Monsune? Was wäre es ohne seine Ströme und Flüsse, die den Segen der Wolken belebend durch den ganzen Körper leiten und ihm seine Jugendschöne und Jugendkraft bewahren? Seht euch das Bild der schönen India an, wie es sich auf der Karte darstellt — welch ein wunderbar reiches und feinverästeltes Geäder zieht sich hindurch, lauter frischpulsierende Lebensadern! Und wo eine solche Lebensader fließt, da wird es lebendig und schön, da grünt es und blüht es, da wogen die Palmen, säuselnd im Morgenwinde, jäh aufrauschend unter dem kräftigen Hauche des Abendwindes, da schimmern die Reisfelder, meilenweit sich dehnend in grüner und goldener Pracht, da küßt die Banane den Mutterschoß der Erde, in dem sie wurzelt, die blättergewaltige, fruchtreiche und dabei so demütige Nahrungsspenderin, da wölbt sich die Baniane, köstlichen Schatten spendend, zum grünen, hundertsäuligen Dome, da wogen und flüstern die hohen, zartblätterigen Bambusgarben, da duftet die köstliche Mango im dunkelglänzenden Laube — ja da ist es, als ob überall der Saft in vollen Strömen ausbrechen wollte, und über alle die Pracht und allen den Segen erhebt sich wie eine Königin die Kokos mit ihrer graziös sich neigenden Fächerkrone.

Indien ist reich an Strömen und Flüssen, vom tosenden Bergflüßchen, das seine kristallklaren Wogen in jähem, silberschäumendem Absturz und kaskadenartigem Gefäll durch Felsenlabyrinthe und Urwalddickichte in die Ebene zu Füßen der Berge hinabsendet, bis zu dem schier uferlos breiten, tiefwogigen, majestätisch dahinwallenden Riesenstrome, in dessen Fluten glänzende Städte und schimmernde Tempel sich spiegeln und auf dessen gewaltigem Rücken die eisernen Dampferkolosse die Schätze des Landes hinabtragen zur See. Es sind nur vereinzelte Teile des Landes, die gar keine Flüsse oder doch nur periodische Rinnsale auf-

zuweisen haben, die in der heißen Zeit austrocknen, so daß die Eingeborenen sich Löcher im Sande des Flußbettes graben müssen, um das benötigte Wasser darin aufzusammeln.

Von der Breite dieser Ströme und von dem Umfange ihrer Stromgebiete kann man sich nach den Karten nur schwer eine rechte Vorstellung machen, da wegen der großen Verschiedenheit des Maßstabes der Vergleich mit unseren heimischen Strömen fehlt, die auf einer Karte Indiens sich sehr unscheinbar ausnehmen würden.



Am Gangesufer bei Benares.

Wenn wir nun noch einen kurzen Rundgang durch die indischen Stromgebiete unternehmen wollen, mit welchem anderen Strome sollten wir da beginnen, als mit dem, der den sonst so reimgewandten Heine zu einem seiner schauderhaftesten Reime verführt hat, dem Ganges! Er ist der heiligste unter den Strömen Indiens, der Heilige kat' exochen, so groß auch die Heiligungskraft der viel klareren Narbadawogen, so sündentilgend auch ein Bad in den gelbschlammigen Fluten des Kawēri ist. Zum Ganges wallfahrten darum alljährlich mehr Pilger als zu allen anderen Stromheiligen Indiens zusammen. Der Name bedeutet so viel wie „der Fluß" im Sinne von „der Fluß par

excellence“, hat also ungefähr dieselbe Bedeutung wie der seines mächtigen Genossen im Westen, des Indus und wie die tibetanische Bezeichnung Tsang-po für den langgestreckten Oberlauf des Brahmaputra. Der eigentliche Name ist übrigens nicht Ganges, sondern Ganga und ist in dieser Form femininisch zu gebrauchen.

Hoch oben in der eisigen, felsenstarrenden Gletscherwelt des Himālaia, in der die Wiege so manches Stromes steht, hat auch sie ihren Ursprung, die vom Himmel gekommene Tochter des Himavat, des „Herrn der Schneeregion“, dessen Name uns noch aus dem lateinischen hiems, der Winter, entgegenklingt. Vom Himmel kommend hat sie sich auf Siva herabgelassen, und durch seines Leibes Berührung für immer geheiligt durchwandert sie nun heiligend und segenspendend die Lande, vorüberziehend an den Wunderpalästen irdischer Großen der Vergangenheit und an den ragenden Tempelkleinodien der Himmlischen, die der Hindu und Moslim als Herren der Welt verehrt, an den volkreichen Städten der Lebenden und den marmorschimmernden Mausoleen der Toten, den Lebenden Speise gewährend und die Toten auf weichen Flutenarmen ins selige Nirvana tragend.

Eine ganze Anzahl nachgeborener Kinder sind es, stattliche Söhne und helläugige Töchter, die der Vater Himālaia der erhabenen, weitgereisten Schwester Ganga auf ihrer Brautfahrt hinab zum Ozean mitgibt, eins ums andere, und die von ihr liebevoll aufgenommen werden, um in ihren Armen mit hinabzuziehen durchs gesegnete Hindustān und durchs heiße Bengalen, um endlich Zeugen zu werden, wie die stolze, jungfräuliche Schwester sich mit weit ausgebreiteten Sehnsuchtsarmen dem harrenden Gatten, dem Ozean, der seine brandenden Flutwellen ihr weit ins Land hinein als Willkommengruß seiner Sehnsucht entgegenrollt, liebend entgegeneilt und sich endlich ganz mit ihm vermählt und mit ihm Kinder ohne Zahl erzeugt, die meergeborenen Wolken, die das Land von oben feuchten, wenn sie, am kühlen Stirnwall des Himālaia emporsteigend, sich zu lauen Regenfluten verdichten. Wie das in jauchzenden Sprüngen herunterhüpft von den schneeschimmernden Bergeshöhen und, erst in raschem, eilend sich überstürzendem Lauf und dann in ruhigem, gemessenem Schritt dahinzieht durchs paradiesische Gefilde, dem Süden zu, wo der Ganga heilige Wellen rauschen! Und auch die kleineren Nachbarn im Westen und Süden, Aravalli und Windhja und Gondwānas tigerreiche Höhen, sie senden ihre am Berghang geborenen Kinder nach Osten und Norden, damit auch sie Zeugen von Gangas Vermählung mit dem weltumspannenden Ozean werden.

Wunderbar, wie ähnlich sie einander sind, der Ganges und sein bedeutendster Nebenfluß, die Dschamna (Jamuna, Jumna), und doch auch wiederum wie verschieden! Beide kommen sie hoch aus dem innersten Bergheiligtum des Himālaia herunter, wo beider hochheilig gehaltene Quellen nur 70 km weit auseinander liegen; beide beschreiben sie im Oberlaufe denselben großen Bogen und strömen dann in derselben Richtung fast parallel nebeneinander her, bis sie zu den Füßen des „unbezwingbaren“ Forts von Allahābād sich vereinigen. Beide werden sie für hochheilig gehalten und unaufhörlich bewallfahrtet, und ein Strom ist dem andern fast gleich an Größe. Und doch — wie verschieden sind sie beide, die tief und ruhig in flachen Ufern dahinfließende Ganga und ihre rasch zwischen hohen Ufern dahineilende Zwillingsschwester, die gelbschlammige, undurchsichtige Ganga, die alljährlich viele Millionen Kubikmeter Schlamm dem Ozean zuführt, und die klare, durchsichtige Dschamna! Tausendmal reichen sie sich schwesterlich die Hand in den zahllosen Kanälen und Wasserrinnen, welche dem ganzen Duāb ihren nassen Segen mitteilen, bis endlich die Schwester der Schwester ganz in die Arme fällt, um sich nie mehr von ihr zu trennen.

Das Stromgebiet des Ganges und seiner zahlreichen Zuflüsse ist ein ganz gewaltiges, sein Stromtal der gesegnetste Landstrich der Erde; obwohl nur den fünften Teil des Gesamtareals von Indien darstellend, ernährt es fast zwei Drittel seiner Bewohner, eine enorme Menschenmenge, die in uralten und neuen volkreichen Städten und zahllosen kleineren Städten und Dörfern längs der Ufer dicht gedrängt beisammenwohnt. Der ganze Grund und Boden besteht aus einem tiefgrundigen und nur aus verwitterten Pflanzenstoffen gebildeten Humus, so daß man auf Hunderte von Kilometern keinen Stein antrifft. Alle Gewächse der tropischen Zone gedeihen in üppigster Fülle.

Bei der Tempelstadt Hardwar (Hurdwar), wo er kurz nach der Vereinigung der beiden Quellflüsse Bhagirati und Alakananda aus den Bergen heraustritt, ist der Ganges schon ein ziemlich ansehnlicher Strom, gibt aber bereits hier den weitaus größten Teil seiner Wassermenge an den im Jahre 1854 fertiggestellten großen Gangeskanal ab, der bei Kānhpur wieder in den Hauptstrom einmündet und bei dessen Erbauung ungeheure technische Schwierigkeiten zu überwinden waren, besonders bei der Überbrückung des breiten Solani-Flußtales.

Auffallend ist das außerordentlich geringe Gefälle, das der Ganges nach seinem Heraustritt aus den Bergen bis zum Meere hat. Die Tiefe des von Fischen, Krokodilen und allerlei großem und kleinem Wasser-

getier reich belebten Stromes ist eine sehr beträchtliche und demzufolge auch seine Wasserabgabe an den Ozean eine ganz ungeheure, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß der wasserreiche Brahmaputra 180 km oberhalb der Mündung sich mit seinem stärksten (linken) Mündungsarme, dem Meghna, vereinigt.

Das Mündungsdelta des Ganges ist das größte Stromdelta der Welt. Der bereits genannte linke Hauptarm ist der wasserreichste, der rechte, der Hugli, ist der für den Schiffsverkehr wichtigere.

Zwischen den beiden Hauptarmen ziehen in trägem Laufe die zahlreichen kleineren Flußarme und eine Unzahl tiefeingerissener Kanalrinnen, die zur Zeit der Ebbe trocken liegen und weite glänzende Schlammflächen bilden und in denen der Strom sich durch das sumpfige, mit einer ganz eigenartigen Vegetation bedeckte Schlamminsel-Labyrinth der Sundarban (Sunderbund), eigentlich Sundārivan, nach dem Meere durcharbeitet. Weite Flächen dieser Schlamminseln sind völlig öde und unbewachsen, kein Baum und Strauch ist zu sehen. Einen eigentümlich ergreifenden und feierlichen Eindruck macht diese Landschaft in hellem Mondschein; die zu allen Seiten rieselnden Gewässer erfüllen die Luft mit einem dumpfen Murmeln und Gurgeln, während die Strahlen des Mondes über die weiten, glänzenden Schlammflächen huschen und der öden, in Todesschweigen gehüllten Landschaft ein geisterhaftes, gespenstiges Aussehen verleihen. Kein Geräusch läßt sich hören außer dem stillen Murmeln und Raunen der Wasserrinnen und dem Schrei der Moorschnepfe, bis endlich das Brüllen der nahenden Flut aus der Ferne herandringt.

Im großen und ganzen jedoch sind die von unzähligen sich kreuzenden Kanälen durchzogenen Sundarbaninseln mit üppigem Grün bekleidet und wimmeln von Krokodilen, Tigern, Hirschen und Wildschweinen. Der Name Sundarban oder Sundārivan rührt von den im Delta so häufigen Heritieren her, welche von den Eingeborenen Sundaragehölze genannt werden. Der Name ist altindischen Ursprungs. Auch der Name Hugli (Hoogly) stammt von einer Pflanze her, einem 3—4 m hohen Rohrkolbengewächs, welches im Gebiete der Gangesmündungen weite Dschangeldickichte bildet.

Ein weidlicher Gesell ist es, der nach schon fast vollendetem Laufe sich von Norden her der Ganga zugesellt und in traulichem Freundschaftsbunde mit der Tochter des Himmels als Meghna in tiefem Bette hinabzieht von Goalanda bis Noakhali, und ein weiter Umweg ist es, den er, fast um den ganzen Himālaia herum, machen mußte, der starke

„Sohn des Brahma", ehe er der Freundin in die Arme eilen durfte, deren königliche Wiege so nahe bei der seinen stand. Hier waren es nicht „die tiefen, tiefen Wasser", welche die beiden Königskinder, Himavats Tochter und Brahmas Sohn, voneinander trennten, daß sie nicht zusammenkommen konnten, sondern die hohen, hohen Berge.

Nicht immer trägt der Strom seinen so stolzen und wohlklingenden Namen Brahmaputra; auf seiner ganzen Wanderung durch Südtibet bis zu seinem Eintritt ins Gebirge wird er Tsang-po (Sanpoo)



Dorf am Ufer des Hugli.

genannt. Unter diesem gar nicht indisch klingenden Namen fließt er, immer den mächtigen Gebirgswall zur Rechten, 1200 km weit nach Osten, geduldig die Zeit abwartend, bis sich ihm, ähnlich wie dem Satledsch oben im Nordwesten, eine Gelegenheit zum kühnen, entschlossenen Durchbruch nach dem schönen, sonnigen Assām im Süden bietet. Freilich muß er nun im fremden Lande inkognito reisen. „Platz für den Dihong!" so rauscht er den Bergen von Gimutschen und Po Med zur Rechten und Linken zu. Fast hat er es auf der beschwerlichen, abenteuerreichen Reise durchs Gebirge, wo ihm die Felsen oft so nahe auf den Leib rückten, daß er sich kaum hindurch zu zwängen vermochte, schon ganz vergessen,

daß er eigentlich Tsang-po heißt, da rauscht es ihm bei seinem Austritt in die Ebene von Assām der von links her nahende „Rotfluß", der Lohit, ganz im Vertrauen zu, das wunderbare Geheimnis seiner hohen Herkunft, und sagt es ihm ohne Neid, daß nicht er, der Lohit, wie viele behaupten, der echte „Sohn des Brahma" ist, sondern er, der von Norden kommende stärkere Bruder Dihong, darf sich so, darf sich Brahmaputra nennen.

In breitem, stellenweise seetiefem Bette, zur Rechten die stolzen Schneehäupter des Ost-Himālaia, zur Linken die aus der Ferne herüberschimmernden Berge von Assām, die Naga, Khasi und Garo, rauscht er nun majestätisch dahin durch die breite, gesegnete Alluvialebene von Nordassām, über der einst die Wogen eines großen Binnenmeeres brausten, ein von Millionen gesegneter Segenspender, und in ganzen Scharen kommen sie von rechts und links herbeigezogen, von den Gletschern und Schneehängen und aus den wilden Felsenschluchten im Norden und aus den paradiesischen Waldschluchten im Süden, oft in silbernem Fall herabstürzend von der roten Felsenkante, die munteren Gesellen, 62 an der Zahl, die ihm das Geleit nach dem Westen geben und ihm die Lasten tragen helfen wollen, die der Mensch ihm auf den Rücken zwingt. Alle nimmt er sie freundlich auf und führt sie in seinem breiten, tiefen Wogenbette, dessen silberglänzende Decke mit zahllosen Smaragdinseln bestickt ist, der Schwester im Süden zu, mit der er in überschäumender Freude sich vereinigt, Namen und Selbständigkeit vergessend, um als stattlicher Brautführer sie hinab zu geleiten ins bräutliche Bett des Ozeans. Ein stolzes, erhabenes Geschwisterpaar, eng sich umschlingend, so treten sie heraus ins unermeßliche Weltmeer, Brahmas herrlicher Sohn und Himavats schöne Tochter.

Da ist noch einer, ebenfalls ein urkräftiger Gesell, auch einer von Himavats Sippe, der aber seinen Kopf für sich hat, denn ihn zieht's hinab zum Arabischen Meere, damit auch die Gefilde des Westens etwas von dem Segen abbekommen, der aus den Quellkammern des Gebirges sprudelt. Es ist der Attok oder Attak, den nach Manus Gesetz kein Hindu westwärts wandernd überschreiten darf. Uns ist er bekannter unter dem Namen, den ihm von altersher die Völker des Westens beigelegt haben und der maßgebend geworden ist für die Benennung der ganzen Halbinsel. Es ist der Indus, den vor Jahrtausenden schon begeisterte Hymnen gepriesen haben und den noch heute das Volk ehrerbietig Abba Sindh, d. i. „Vater der Ströme", nennt.

„Gib acht, es wird etwas Neues im Süden der Schneeberge!“ hat er gedacht, als einst die hellfarbigen Fremden vom Nordwesten her gezogen kamen und an seinen Ufern sich niederließen, als Indras Lob und Agnis, Rudras und Suriens Preis in seinen Stromgefilden ertönte. Er hat es vor Jahrtausenden mit angesehen, wie die Priester das köstliche Somaopfer brachten, wie die Schwertgewaltigen sich beugen mußten unter die Macht der Gottgeweihten. Staunend hat er in Alexanders Heldenauge geblickt, als der Königssohn aus dem Westen, dem die Welt nicht groß genug war für sein Ruhmgelüste, an seinen Ufern stand. Unwillig brauste er auf, als Subaktajis und Mahmuds und Timurs plündernde Horden von Korasan und Kabul her die Fahne des falschen Propheten über seine Fluten ins Pandschāb trugen und die Tempel der alten Götter, Somnath und hundert andere, entweihten. Viel unschuldiges Blut hat er schon mitgeführt in seinen Wogen, der altehrwürdige Hüter der Grenzen Indiens, der heute so ruhig dahinfließt, als wüßte er nichts mehr von den Stürmen, die im Laufe der Jahrtausende über ihn dahingebraust sind.

Im äußersten Süden von Tibet, am Nordostrande des Himālaia, tut, fast so hoch gelegen wie die Spitze des Montblanc, einer von den vielen Seen, welche die Hochfläche von Tibet landschaftlich beleben, sein blaues Auge auf, die Herrlichkeit der ihn umgebenden Gebirgswelt klar widerspiegelnd und aus seinem tiefen Flutenbette den mächtigsten Trabanten des Indusstromes, den Satledsch, entsendend, den Kühnen, der es wagt, die Riesenwälle des Himālaia mitten auf ihrem Zuge zu durchbrechen. Es ist der westliche der beiden großen Manasaraur-Seen, welchen der mächtige Schneeriese im Norden, der Kailas, der den Hindus als Zentrum der Welt und als Wohnung der Götter gilt, aus seinen reichgefüllten Quellkammern speist, denen auch der Indus sein Dasein verdankt.

Sinh-ka-bab — so nennt sich der nordwestliche Abhang des stolzen Berges, der mit seiner wuchtigen Hauptmasse und seinen Ausläufern eine große Fläche bedeckt. Sinh-ka-bab — das heißt „Löwenmaul“, ein Name, der sich auch dem dort entspringenden Indus mitteilt, der ja nach der landläufigen Überlieferung aus dem Rachen eines Löwen entspringt, wie der Satledsch aus dem Maule eines Elefanten, der Ganges aus dem Schnabel des dem Siva geheiligten Pfaues und der Brahmaputra aus dem Maule des dem Wischnu heiligen Pferdes.

In einer tiefeingerissenen Talschlucht am Nordwestabhange der Zentralgruppe des ausgedehnten Gebirgsstockes, wo nur vereinzelte

Hirten während der kurzen Sommermonate für ihre Herden kärgliche Weide finden, wo das tibetanische Schaf seine kostbare Schalwolle spendet und an den Uferhängen die bescheidene tibetanische Kuh, ein Abkömmling des Yak, grast, dort in der schweigenden Gebirgseinsamkeit, wo der Jäger dem Moschustier auflauert, nimmt der später so bedeutende Strom seinen Ursprung, von der Felsenwand herabdonnernd. Es ist ein weiter und beschwerlicher Weg, den der wanderlustige Sohn des Kailās durch die tiefeingeschnittenen Längstäler des Gebirges zurücklegt, durch ganz Ladākh immer dem Zuge der Berge nach Nordwesten folgend, bis ihn eine Unterbrechung der Bergketten endlich nach Süden durchbrechen läßt. Auf dieser Strecke bildet er riesenhafte Katarakte und Stromschnellen. In seinem weiteren Laufe weist er sowohl hinsichtlich seiner Breite und Tiefe als auch in seiner Stromgeschwindigkeit die größte Abwechslung auf; denn bald rast er in tiefer, enger Kanalrinne zwischen hohen Felswällen mit unwiderstehlicher Gewalt dahin, bald breitet er in ruhigem Laufe sich meilenweit aus, zahllose Inseln bildend, um endlich als träger Strom mit kaum noch wahrnehmbarem Gefälle zum Meere hinabzuziehen. An einzelnen Stellen mehr als 60 m tief, durchfließt er weite Strecken, wo seine Tiefe nur 2—4 m beträgt.

O an wie vielen köstlich duftenden Zedernwäldern und einzeln im Felsen wurzelnden Riesenzedern, an wie vielen buntblühenden Rhododendronhainen, an was für blumenreichen Ufergeländen, wo die leuchtend roten und rotgelben Erdbeerblüten zu Millionen im saftigen Grase schimmerten und kleine himmelblaue Polyanthesblumen wie Saphire auf dem Rasen glänzten, ist er auf seinem weiten Wege durch die Gebirgswildnisse vorübergerauscht, der jungkräftige Wandergesell, da sich durchdrückend und dort die Glieder wohlig dehnend, bis er endlich bei Attok als gereifter Mann in die ganz andere Welt hinaustreten durfte, um in zahllosen Windungen und Krümmungen, mit seinen Armen ein ganzes Netz von Stromläufen bildend, sich durch den Deradschāt und Sindh hinabzuschlängeln, wo er sich viel zu erzählen hat mit dem mächtigen Bruder, dem Pandschnād, der sie ihm bei Mithankot in seinem Sammelbette alle zuführt, die frischen Söhne der Berge, die das Pandschāb durchströmen und ihm den Namen „Fünfstromland" gegeben haben. Nun hat er auch den Satledsch wieder in seinen Armen und kann nach Herzenslust mit ihm plaudern, wie schön es oben in den Bergen war, in den luftigen Höhen des Kailās und im kühlen Bette des Manasaraur, in dem unvergeßlich schönen Bergparadiese, wo jedes

neue, auch das kleinste Seitental stärkenden Zuwachs brachte. Aber auch die andern vier wissen viel zu berichten, so daß das geschwätzige Rauschen und Murmeln und Raunen und Flüstern der Wogen kein Ende nimmt. Da ist zuerst der zwischen grasreichen, buschbewachsenen Ufern durchs Pandschāb hinströmende Dschilam (Jehlam); er hat das „Meisterstück der Natur", das schöne Tal von Kaschmir gesehen und Srinagars entzückenden See durchwandern dürfen. Da ist der Tschinab (Chenab, im Unterlaufe Trinab genannt), der kühne Springer, der in den



Übergang über den Bijas auf Ochsenhäuten.

Bergen von Süd-Kaschmir sich 700 m hoch vom Felsen herabstürzt, einen imposanten Wasserfall bildend, dessen hochaufwirbelnder, goldig schimmernder Wasserstaub so duftig und zart die Felsen umweht, daß die Eingeborenen der Berge ihn „die luftigen Gewänder der im Stromfall badenden Feen" nennen. Eine eigenartig schöne Welt für sich ist auch das grünbewaldete, dorfreiche, lieblich romantische Kululand, aus dessen Bergen der Rawi (Ravee), der Hydraotes des Quintus Curtius, kommt, dessen alter und neuer Name den gemeinsamen Ursprung in dem Sanskritnamen Iravati, dem ursprünglichen Namen des Flusses, haben. Ihnen gesellt sich auch noch der Bijās zu (Beas), der Hyphasis der Griechen,

der sich unten im hügeligen Pandschanādalande mit dem stärkeren Satledsch verbündet.

Wie der Ganges, so mündet auch der Indus in einem umfangreichen Delta. An Fruchtbarkeit ist das Stromgebiet desselben mit dem der Ströme im Hindustān im allgemeinen nicht zu vergleichen, obwohl einzelne Landstriche vorhanden sind, die zu den gesegnetsten und ergiebigsten Indiens gehören. Früher waren noch viel weitere Strecken ohne Baumwuchs als heute, wo die Regierung, seit etwa einem halben Jahrhundert, schon viel zur Beseitigung dieses Mangels getan hat. Das Delta enthält weite, für die Bewirtschaftung vorläufig völlig ungeeignete Sumpfstrecken; daneben finden sich jedoch auch fruchtbare und kulturfähige Flächen, welche ungeheure Reiserträge liefern.

Noch zwei große Ströme, Narbada und Tapti, münden ins Arabische Meer. Der Narbadastrom ist einer der heiligsten Ströme des Landes und macht dem Ganges viele Konkurrenz, indem große Scharen von Pilgern ihn bewallfahrten, von einem der zahllosen Tempel, die seine Ufer schmücken, zum anderen ziehend, das eine Jahr von der Mündung hinauf zur Quelle, das andere auf dem jenseitigen Ufer wieder hinab zum Meere. Am heiligsten ist seine Quelle bei Amarakantaka (Oomurkuntuk) auf dem Plateau von Gondwāna. Dort stürzt sich der neugeborene Strom, kaum daß er das Licht der Welt erblickt hat, nur 5 km hinter seinem Ursprunge, in dem Kapila-Dhara-Fall 25 m hoch vom Felsen, einer Basaltklippe, in die Tiefe, um bald darauf im Dud-Dhara-Fall („Milchstromfall") noch tiefer hinabzusteigen. Auf der höchsten Höhe des von den Hindus Makhal genannten Plateaus, an dessen Abhang auch der zum Ganges fließende Sōn entspringt, liegt etwa 50 m unterhalb des Wischnupuritempels der heilige Tempelteich Pandsch Kand, in dem sich die Quellen des Stromes sammeln. Derselbe hat eine unregelmäßige Form, während der um 450 m tiefer liegende Quellteich des Sōn ein regelmäßiges Quadrat bildet. Solides Mauerwerk und eine Anzahl kleiner Tempel umschirmen die Wasserfläche, in deren Mitte ein auf Pfählen ruhendes kleines Tempelchen den Punkt bezeichnet, wo die Hauptquelle entspringt.

Aus diesem Teiche tritt der junge Strom heraus, und niemand sieht es dem winzigen, in der Sekunde nur zwei Liter Wasser abgebenden Quellbächlein an, daß es auf seiner Wanderung hinab zum fernen Ozean zu einem solchen Riesen erstarken könnte, als den wir es unten in der Ebene von Barōtsch wiederfinden, wo der Narbada, dem Hugli gleichend, als breiter, schlammiger Strom sich dem Meere entgegen-

wälzt. Schon 5 km von der Quelle, dort, wo er von der Tempelklippe stürzt, ist er zum kräftigen Flusse erstarkt. Beim Durchströmen der berühmten Marble Rocks, wo er in enger Felsenrinne dahinzieht, bildet der Strom schöne Wasserfälle, nachdem er in der Gegend der Stadt Mandla und der Palastruinen von Ramnagarh die Dohs, sumpfige Erweiterungen des Flußbettes, durchflossen hat.

Die Ufer des Taptistromes schmücken volle 108 Wallfahrtsheiligtümer. Die Mündungsgebiete der von den Ghâts nach Osten fließenden



Die berühmten „Marble Rocks" (Partie aus dem Narbadatale).

Ströme, des Godawāri, Kistna, Kawēri und anderer sind überaus fruchtbar, besonders das Kawēridelta, welches zu den gesegnetsten Gebieten Südindiens gehört. Im übrigen bringen sie wegen ihrer hohen Ufer und ihres starken Gefälles verhältnismäßig wenig wirtschaftlichen Nutzen. Hunderttausende wallfahrten alljährlich auch zu ihren Ufern, um mit reichem Verdienst beladen wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Ja, das Verdienst nehmen sie mit heim, aber den Verdienst davon haben die Brahmanen, die schlauen Leutebetrüger und raffinierten Volksausbeuter.

Drittes Kapitel.

Indiens heutige Bevölkerung.

Wie in Indien so vieles außergewöhnlich ist, wie hinsichtlich der geographischen, klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnisse die größten Gegensätze vorhanden sind und oft nahe beieinander liegen, so tritt uns in den Grenzen dieses eigenartigen Landes auch eine so eigentümliche Zusammensetzung der Bevölkerung, ein so wunderbar reichgegliedertes Volksleben entgegen, wie in keinem anderen Lande der Erde, so daß auch nach dieser Richtung Indien den Eindruck eines besonderen Kontinents macht. Die in Indien einheimische Bevölkerung weist in Rücksicht auf Rasse, Stammesangehörigkeit, Kultur- und Bildungsstufe, religiöse Anschauung und religiösen Kult, Sprache, Beschäftigung und Lebensgewohnheiten so bedeutende und vielseitige Unterschiede auf, daß es in früheren Zeiten, wo das Studium der indischen Sprach- und Religionsverhältnisse noch nicht so weit entwickelt war, wie heute, auch für den Eingeweihteren schwer war, sich in diesem Wirrwar und buntem Durcheinander zurechtzufinden und die einzelnen Bestandteile der indischen Bevölkerung genauer zu gruppieren. Jetzt ist das schon wesentlich anders geworden, wir haben manchen befriedigenden Aufschluß erhalten, und den gewaltigen Fortschritten des indischen Sprachstudiums, besonders der Sanskritforschung, verdanken wir manche interessante und wichtige Aufklärung, so daß wir nicht mehr im Zwielichte bloßer Vermutungen zu tappen brauchen, sondern vielfach ganz klar sehen und uns, was den wichtigsten Teil der Bevölkerung, die arische betrifft, als Vettern unter Vettern da heimisch fühlen, wo wir früher als Fremde unter völlig Fremden zu stehen glaubten.

Aber immerhin sieht es noch bunt und kraus genug aus, wenn wir unsern Blick auf das indische Völker- und Sprachengewirr werfen. Das wimmelt durcheinander von Kaukasiern, Mongolen, Semiten und Mischlingen, von weißen, gelben, hell- und dunkelbraunen, olivefarbigen und völlig schwarzen Menschen, von sivaitischen und wischnuitischen Hindus,

indischen und lamaistischen Buddhisten, Dschainas, Sikhs, Ariern, Brahmoisten, Bhuten- und Dämonendienern und Feueranbetern, Moslim, Juden und Christen, daß es nur noch der unglaublichen Zersplitterung bedurfte, welche das Kastenwesen anrichtete, um es zu rechtfertigen, was ein Kenner und Liebhaber des indischen Volkes sagt: „Wenn irgendwo auf Erden, so ist der Fluch der Völkertrennung in Indien zu seiner äußersten Verwirklichung gekommen".

Daß das keine bloße Redensart ist, beweist ein Blick auf die Sprachen des Landes. Über 120 Sprachen und Dialekte (einschließlich der europäischen), die sich zum Teil sehr wesentlich voneinander unterscheiden, werden innerhalb der Grenzen Indiens gesprochen, einzelne von zahlreichen Millionen, andere nur auf sehr beschränktem Gebiet von wenigen Tausenden oder Hunderttausenden. Am verbreitetsten sind die Dialekte des Sanskrit, die sogenannten arischen Sprachen, die in ganz Nordindien mit Ausnahme einzelner Grenzgebiete gesprochen werden, aber auch bis tief ins Dekhān hineinreichen. Die zweite Stelle nach ihnen nehmen die Drawidasprachen ein, die im Dekhān heimisch sind und teilweise eine reiche und wertvolle Literatur besitzen. Diese beiden werden von 195 resp. 53 Millionen gesprochen. Der Rest der rund 283 Millionen Bewohner der vorderindischen Halbinsel spricht iranische, tibetische und tibeto-barmesische Dialekte und die besonderen Sprachen, welche den in den Gebirgen hausenden Aboriginerstämmen zum Teil eigen sind, oder ausländische Idiome.

Die Schriftsprache der alten Arier war das Sanskrit; gesprochen wurde dasselbe in abweichenden, Prakrit genannten Dialekten. Aus diesen Sanskritdialekten bildeten sich unter Beimischung von Bestandteilen der einheimischen Sprachen nach und nach besondere Idiome, die heutigen arischen Sprachen, aus. Die verbreitetste unter diesen ist das Hindustani mit seinen beiden Dialekten, dem Hindi und dem Urdu oder eigentlichen modernen Hindustani, welches auch Massalmani genannt wird, weil es die Verkehrssprache aller in Indien lebenden Mohammedaner ist. Beide Dialekte unterscheiden sich sehr wesentlich, und zwar insofern, als das Hindi seinen Wortschatz fast ausschließlich aus dem Sanskrit entlehnt und auch mit Sanskritschriftzeichen, der sogenannten Nagarischrift, geschrieben wird, während das Urdu, das eigentliche Hindustani, erst seit dem Eindringen der Mohammedaner in Indien entstanden ist und, ein Gemisch von indischen, persischen und arabischen Wörtern bildend, mit persischen oder arabischen Schriftzeichen geschrieben zu werden pflegt.

Das auf der gleichnamigen Halbinsel heimische Gudscharāti ist die Sprache des Handelsverkehrs im Nordwesten und als solche von besonderer Bedeutung. Konkāni wird nur auf einem beschränkten Gebiet der Westküste südwärts von Surāt, zwischen der Küste und den Ghāts gesprochen; viel verbreiteter ist das besonders in der Bombay-Präsidentschaft vom Narbada bis nach Maissur heimische Marāthi (auch Mahratti geschrieben), das auch außerhalb des eigentlichen Marāthi-Sprachgebietes, besonders an Fürstenhöfen, vielfach gesprochen wird. Im Deltalande des Indus begegnen wir dem Sindhi. Die Hauptsprache des neunsprachigen Pandschābgebietes ist das Pandschābi, welches für uns insofern von Interesse ist, als die Sprache unserer Zigeuner ein Pandschābidialekt ist. Das Kaschmiri im Staate Kaschmir ist ein besonderer Sanskritdialekt für sich. Im Osten finden wir im ganzen Mündungsgebiete des Ganges und Brahmaputra das Bengali, welches die zweite Stelle unter den arischen Sprachen Indiens einnimmt, südlich davon in Orissa das Urija.

Unter den im Dekhān heimischen, mit den turko-tatarischen (ugrofinnischen) Sprachen verwandten vielsilbigen, von den indogermanischen ganz verschiedenen Drawidasprachen sind die hervorragendsten das Télugu, das Tắmil (tamulisch), das Kanarese und das Malắjalam. Diese Sprachen zeichnen sich durch einen besonders weichen Wohllaut aus und sind mehr oder weniger mit Sanskritbrocken untermischt. Das Télugu wird nördlich und nordwestlich von Madras gesprochen. Das Tắmil, die reichste und entwickeltste dieser Sprachen, südwärts davon auf der ganzen Koromandelküste und im Norden von Ceylon — auch die Schánār in Süd-Trawankor sprechen tamulisch. Es sei hier eingeflochten, daß „Tamils" oder „Tamilen", wie man in Zeitungen und Zeitschriften oft liest, unzulässige Schreibweisen sind; die Sprache heißt das Támil (kurzes a) oder das Tamulische, die sie sprechen, sind die Tamúlen (höchstens noch Támiler). Malắjalam ist die Sprache der Bewohner der südlichen Málabarküste, während sich das Kanarese westlich und nordwestlich an das Tamil anschließt und durch ganz Maissur bis über die Ghāts hinüberreicht.

Jede dieser Sprachen hat ihre besondere, durch überaus wohlgefällige und zierliche Formen sich auszeichnende Schrift. Die Vokale werden nur am Wortanfang durch ein besonderes Schriftzeichen ausgedrückt, während sie sonst im Konsonantenzeichen, das dadurch zur Silbe wird, enthalten sind, indem dasselbe, je nach der Verschiedenheit des dazu gehörigen Vokals oder Diphthongs, seine Gestalt verändert,

so daß beispielsweise im Tamil derselbe Konsonant n, der, falls ein Punkt darüber steht, vokalleer ist und ohne diesen Punkt die Silbe nă bezeichnet, in mannigfach sich verändernden Formen, bei denen jedoch die Grundform des Schriftzeichens erhalten bleibt, die Silben nă, nĭ, nī, nĕ, nē, nŭ, nū, nei, nŏ, nō und nau wiedergibt, ebenso die anderen Konsonanten, deren Aussprache oft schwierig ist. So hat das Tamil fünf verschiedene n, drei verschiedene l, zwei r und zwei t, während c, f, g, q, v, x, y, und z ganz fehlen und ein Unterschied zwischen b und p der Buchstabenform nach nicht existiert.

Die Bewohner der nordwestlichen Grenzdistrikte sprechen iranische, dem Persischen verwandte Sprachen, wie Paschtu, Balutschi.

Bei den unkultivierten Nischādavölkern muß man zwischen solchen, welche ihre eigene ursprüngliche Sprache erhalten haben, und solchen, welche dieselbe aufgegeben und die benachbarten Idiome angenommen haben, unterscheiden. Die Mehrzahl der noch vorhandenen Nischādasprachen hat mit dem Sanskrit und dem Drawidasprachstamm nichts gemein, sondern bildet eine einheitliche, die kolarische Sprachengruppe. Die Hauptsprache Ceylons ist das Singhalese.

Bevor wir auf Einzelheiten hinsichtlich des indischen Volkstums eingehen, müssen wir einer Einrichtung gedenken, die für das ganze Volksleben Indiens von jeher von der größten Bedeutung war und in ihrer Eigenartigkeit noch heute das merkwürdige indische Volk, dessen Vergangenheit das Alter der meisten jetzigen zivilisierten Geschichtsvölker um mehr als das Doppelte übertrifft, von allen Völkern der Erde unterscheidet, der Kaste.

Seit den Tagen, wo einst, in grauer Vorzeit, die große arische Völkerwoge sich in die Gefilde des nördlichen Indien ergoß, hat diese eigentümliche Erscheinung, die wir sonst nur noch bei den alten Ägyptern, und dort bei weitem nicht in dieser Entwicklung und in solch starrer Exklusivität, wie in Indien, finden, durchaus bestimmend auf die Entwicklung des indischen Volkslebens und der gesamten indischen Kultur eingewirkt, und beherrscht auch heute noch das große indische Volk so sehr mit ihrem starren System und bindenden Gesetz, daß die einzelnen Volks- und Berufsklassen durch sie wie durch Mauern voneinander getrennt werden und ein lebendiger Austausch, ein wirklicher Fortschritt von einer niederen zu einer höheren sittlichen und sozialen Stufe so gut wie ausgeschlossen erscheint, weil eben alles verknöchert und versteinert ist unter der Herrschaft dieser Tyrannin.

Man mag in Indien seinen Blick richten wohin man will, auf die religiösen, bürgerlichen und sozialen Zustände und Einrichtungen, auf die Form der Berufsübung, auf das Familienleben und die ganze Denk- und Lebensweise des Volkes, überall drängt sich diese uralte Institution, die ja in mancher Beziehung auch ihr Gutes gehabt hat, indem sie den Angehörigen besserer und sittlich höher stehender Stände eine Schutzwehr gegen den erniedrigenden und entsittlichenden Einfluß anderer, weit mehr verkommener Kastengenossen bot, so in den Vordergrund, daß uns der Schlüssel zur Erklärung vieler Zustände und Verhältnisse, denen wir in Indien begegnen, fehlen würde, wenn wir ohne genügendes Verständnis dieser Einrichtung an das Volk herantreten wollten.

Was ist eigentlich die Kaste? Die Geschichte ihrer Entstehung ist zu kompliziert und nimmt überdies nicht ohne weiteres jedermanns Interesse in Anspruch, der dies Buch in die Hand nehmen wird. In meinem Buche über Südindien habe ich mich eingehend über diese Frage geäußert; im späteren Verlaufe des Kapitels werden ebenfalls noch einige kurze Notizen über den Gegenstand folgen. Sie ist in Indien auf Grund von Verhältnissen, welche die Arier bei ihrem Eindringen in Indien mitbrachten, geworden und allmählich zu dem geworden, was sie heute darstellt; es eignet ihr nicht nur ein religiöser und politischer, sondern auch ein ethnographischer und professioneller Charakter.

Das ganze Hinduvolk arischen und drawidischen Stammes mit Ausschluß der Tschandâlen oder Kastenlosen, die fälschlich als unreine Kasten bezeichnet werden, da sie in Wahrheit gar nicht Kaste sind, ist heute in eine Unzahl von Kasten und Unterkasten zersplittert — im südlichen Indien allein zählt man 21 000 —, in gesonderte Volks- und Berufsklassen, die alle nur denkbaren Abstufungen der sozialen Stufenleiter von der höchsten bis zur niedrigsten Rangordnung darstellen und, eifersüchtig und ängstlich auf die Wahrung ihrer Kastenvorrechte und ihrer Kastensitte und die Erhaltung ihrer Kastenreinheit bedacht, sich mit geringen, von altersher feststehenden Ausnahmen gegeneinander so streng abschließen, daß keinerlei intimerer Verkehr zwischen ihnen stattfindet, vor allem keinerlei Tisch- und Ehegemeinschaft, und der geschäftliche Verkehr miteinander sich auf das Maß des Nötigen und Unerläßlichen beschränkt. Eine Nichtbeachtung dieser durch den jahrhundertelangen Brauch geheiligten und durch das Kastengesetz befohlenen Vorschrift würde als Durchbrechung der Kastenregel wegen der dadurch bewirkten „Verunreinigung" die schwersten Folgen bis zum Ausschluß

aus der Kaste nach sich ziehen, die für den Hindu das größte Unglück ist, das es auf Erden gibt. Ein Übergang aus einer niedrigeren in eine höhere Kaste ist völlig ausgeschlossen, und der allerarmseligste Bettelbrahmine dünkt sich wie ein Gott erhaben über den trotz seines Reichtums sozial und gesellschaftlich tief unter ihm stehenden Tschettiekaufmann, der sein Vermögen nach Hunderttausenden oder Millionen von Rupies zählt, aber eine höhere und geachtetere bürgerliche Stellung unter seinen Landsleuten nicht einnehmen wird, solange das Kastengesetz gilt. Der



Goldschmiede bei der Arbeit.

Kaste, in die der Hindu hineingeboren ist, gehört derselbe zeitlebens an, und mit der Zugehörigkeit zu dieser oder jener Kaste ist ihm zugleich sein Lebensberuf bereits von der Wiege an vorgeschrieben, falls er nicht, wie heute viele Brahminen und Sudras tun, sich eine höhere englische Schulbildung aneignet und als Beamter der Regierung oder Privatbeamter in europäischen Häusern sein Brot sucht. Abgesehen von den höchsten Verwaltungsbeamten sind die Beamten der Regierung fast ausschließlich Eingeborene, und zwar vorwiegend Brahminen.

Im übrigen ist für den Hindu die freie Wahl des Berufs völlig ausgeschlossen; das Geschäft und der Beruf des Vaters geht ohne Ausnahme auf den Sohn und von diesem auf den Enkel über. Nur die sogenannten

Pandscha-Kammäler oder Fünfgewerke, zu denen die Zimmerleute, Steinmetzen, Gelbgießer, Kupfer- und Goldschmiede gehören und die, weil sie von jeher ihr bestes Können in den Dienst des religiösen Kults gestellt haben, eine bevorzugte Stellung unter den Handwerkerkasten und Sudrakasten überhaupt einnehmen, genießen manche Freiheit.

Man sollte meinen, diese Zustände, die Vererbung desselben Handwerks von Geschlecht zu Geschlecht, hätten die immer fortschreitende Vervollkommnung des Handwerks begünstigen müssen. Das ist nicht der Fall. Der Hindu ist eben, wie die Orientalen überhaupt, streng konservativ und das nachgeborene Geschlecht wandelt von jeher streng in den Bahnen der Vorfahren und der durch sie bezeichneten Sitte und Gewohnheit. Das tritt überall zutage, nicht zum wenigsten auch in der Praxis und im Geschmack des Handwerks. Wie der Vater das Werk angegriffen hat, so hat von jeher auch der Sohn gearbeitet, mit derselben behaglichen Ruhe, die den Spruch: „Zeit ist Geld", nicht zu kennen scheint, nach derselben Schablone und Geschmacksrichtung, mit denselben primitiven Werkzeugen und Hilfsmitteln.

Daß viele aufgeklärte Hindus sich heute in den durch die Kaste gegebenen Verhältnissen nicht mehr wohlfühlen, sondern dieselben bedauern und verabscheuen und sich von ihrem bindenden Einfluß zu emanzipieren trachten, geht aus vielen mündlichen und schriftlichen Äußerungen hochgebildeter Hindus hervor. So erklärte Sivanāth Sāstri, ein brahmanischer Pandit aus Kalkutta, in einem großen Vortrage, nachdem er die segensreichen Wirkungen der Kaste kurz berührt hatte, u. a. folgendes: „Die Übel der Kaste sind größer als ihre genannten Wohltaten. Das Grundübel ist die Verleugnung der Brüderschaft der Menschheit, auf welche die Kaste sich gründet. Darum mußten die Brahminen aus Brahmas Haupte entsprungen sein, die Sudras aus seinen Füßen. Die natürliche Folge davon ist die Verhinderung aller nationalen Einheit des Volkes. So sind die Hindus trotz ihrer großen Zahl ein national so schwaches Volk geworden, wie sie moralisch ein schwaches Volk sind. Ein weiteres Übel der Kaste ist, daß sie die Arbeit herabsetzt und zur Schande macht. Dadurch ist die indische Industrie und teilweise auch die Kunst zurückgeblieben — erst als der Buddhismus die Kastenbande gelockert hatte, begannen die großen Tempelbauten, und Kunst und Industrie kamen empor, aber, eben wieder durch die Kaste, ihre schablonenhafte, starre und unbewegliche Eigenart streng bewahrend, so daß heute noch jedes Gerät, jedes neue Kunstwerk denselben Eindruck macht, wie vor tausend Jahren. Die

schönsten Werke der Kunst verdankt Indien nicht seiner eigenen Bevölkerung, sondern den eingewanderten Mohammedanern. Sie sehen, daß das Übel der Kaste das Gute, das sie früher hatte, weit überwiegt. Wenn Indien nicht von diesem monströsen Übel befreit wird, so ist keine Hoffnung da. Mit der Kaste werden wir nie zur nationalen Einheit kommen, sondern stets geteilt und zerstückelt bleiben, denn die Zerstückelung des Volkes liegt eben im Wesen der Kaste. Ich halte dieses monströse Übel für die Wurzel der meisten anderen Übel, die unser Volk bedrücken. Die Kaste ist wie ein Netz, das sich über unsere ganzen sozialen Zustände ausbreitet und sie verstrickt. Gegen das Übel müssen wir auftreten, wir müssen es ausrotten, dann werden sich auch Mannhaftigkeit und Geradheit des Charakters, die uns verloren gegangen sind, wieder einstellen. Lassen Sie uns dagegen aufstehen und uns frei machen, denn wir fühlen, daß wir Sklaven sind, nicht mit einer, sondern mit tausend Ketten gebunden, welche die Kaste um uns geschlungen hat. Wir können uns nicht frei bewegen, wir können nicht nach Europa und nach anderen Ländern reisen — der Kaste wegen. Wir können nicht mit unseren Freunden essen — der Kaste wegen. Wir können nicht diese oder jene Arbeit tun nach Wahl — der Kaste wegen, die jede freie Bewegung und Willensbetätigung, jedes freie, selbständige Unternehmen durch ihre prohibitiven Vorschriften unterbindet und ausschließt. Wir können unsere Kinder nicht frei verheiraten — der Kaste wegen. Uns schaudert vor uns selbst, denn wir fühlen, daß wir keine Männlichkeit haben. Darum lassen Sie uns diese Fesseln zerreißen, die Kaste zerstören; nur wenn das geschieht, können wir hoffen, daß unser Land emporkommt und eine segensreiche Neugeburt erlebt." Ein anderer gebildeter Brahmine klagt in einer Nummer der „Madras-Mail": „Unser Volksleben ist faul bis ins innerste Mark hinein, so faul, wie bei keinem anderen zivilisierten Volke. Unsere ganze gesellschaftliche Ordnung ist eine Kette grausamer und unsinniger Gebräuche."

Aus diesen und zahllosen gleichlautenden Äußerungen geht hervor, daß die Eingeborenen Indiens dank ihrer Berührung mit der außerindischen Zivilisation und christlichen Kultur angefangen haben, die Kaste als eine drückende Fessel zu empfinden und nach Befreiung aus ihrer Gebundenheit sich sehnen. Freilich sind es zunächst und vor allem die mit der Kaste verbundenen sozialen Übel, die für sie in den Vordergrund treten, und deren Zahl ist groß genug. Einzelne haben dabei wohl auch tiefergehende Gedanken und blicken weiter hinaus, und reden von allgemeiner Humanität, Nationalgefühl und Patriotismus. Wir

haben heute sogar schon recht heißblütige, begeisterte Hindupatrioten, die nur noch nicht können, wie sie gern möchten, denn das Wort Patriotismus ist dem Durchschnitts-Hindu ein völlig fremder, unfaßlicher Begriff. Was über die Grenzen der eigenen Kaste hinausliegt, das liegt für den Hindu völlig außerhalb seines Interesses — höchstens daß er Schadenfreude über die anderen Kasten widerfahrenden Benachteiligungen empfindet. Darum hatten es ja auch die Eroberer so leicht in Indien. Solange das Haus der eigenen Kaste nicht in Flammen steht, kümmert den Hindu der Brand des ganzen Landes nicht; könnte in Indien die Kastenliebe zur Vaterlandsliebe umgewandelt werden, wie es das heutige „Jungindien" bereits mehr oder weniger zielbewußt erstrebt, dann ade, Fremdherrschaft!

An der Spitze der gesamten indischen Bevölkerung, hoch erhaben über alle anderen Kasten, stehen, vom Volke wie Götter verehrt und gefürchtet und sich selbst „Erdengötter" nennend, die Brahminen mit ihrem Anspruch: „Bráhmana mama dēwata!" („die Brahminen sind unsere Götter!"). Nur schade, daß die Krone, in die der von den Stürmen der Jahrtausende durchbrauste Riesenbaum des indischen Volkstums ausläuft, die Brahminenkaste, so verwildert und verdorrt ist, daß man, wenigstens von den zahlreichen Tempelbrahminen, sagen kann: diese Tempelbrahminen sind, abgesehen von einzelnen rühmlichen Ausnahmen, das allerverkommenste, allerverworfenste, faulste und unwissendste Geschlecht in Indien, ganz zusammengesetzt aus maßlosem Hochmut, tyrannischer Herrschsucht, widerlicher Selbstvergötterung, liebloser Selbstsucht und unbändiger Habsucht, und von einer solchen Sittenlosigkeit, daß diejenigen recht haben, welche ihre Tempel „Pesthöhlen der Unzucht", ihr Herz „einen Ameisenhaufen, wimmelnd von Lug und Trug" und, in der „Sprache Kanaans" den „Bauch ihren Gott" nennen. Ihr hauptsächlichstes Wissen beschränkt sich auf den Inhalt der alten oft recht schmutzigen und skandalösen Göttersagen und den Wortlaut der Sanskritsprüche und -Gebete, die sie meist ohne Verständnis herleiern. Es ist unglaublich, wie raffiniert und systematisch sie das unwissende Volk ausbeuten und es im Interesse ihres Säckels und Magens in Unwissenheit und Geistesknechtung zu erhalten bemüht sind. Das ganze Leben des Volkes steht unter ihrem religiösen Einfluß, indem sie ihre traditionelle Machtstellung und den krassen Aberglauben der Menge skrupellos und schamlos ausnutzen. Kein wichtigeres Geschäft wird ohne Befragung der Brahminen unternommen, welche den günstigsten Zeitpunkt zur Ausführung bestimmen müssen

und bestimmen zu können vorgeben. Bei allen Hochzeiten müssen sie, bei reicheren oft in großer Zahl, abgefüttert und reichlich beschenkt werden, durch Zehnten, Tempelsteuer und Fußopfer legen sie, abgesehen von anderen Einnahmequellen, welche sie sich zu erschließen verstehen, dem Volke ungebührlich hohe Lasten auf. Man sieht es ja dem Brahminen an dem wohlgerundeten nackten Oberkörper und an dem stattlichen Embonpoint schon von weitem an, daß es ihm an Reis und Ghi (zerschmolzener Butter), seinem Lieblingsgericht, nicht mangelt und Schmalhans in seiner Küche selten etwas zu suchen hat.

Allerdings gibt es ja neuerdings unter den Brahminen auch sehr würdige und angenehme Persönlichkeiten von hervorragender Bildung und gesunder, aufgeklärter Lebens- und Weltanschauung, frei von Vorurteilen und jener widerlichen, anmaßenden Dünkelhaftigkeit, die sonst einen so hervorstechenden Zug in ihrem Wesen und Auftreten bildet. Mit solchen Leuten kann man sich dann sehr wohl zurechtfinden und ein vernünftiges Wort mit ihnen reden. Als Gastgeber sind diese gegen distinguierte Europäer von einer bestechenden Liebenswürdigkeit und feinen Höflichkeit. Nur die jungen Brahminenbengel, welche englische Schulen besuchen, pflegen unangenehme, aufgeblasene Menschen zu sein, die dem Europäer gegenüber gern mit ihren Kenntnissen und vor allem mit ihrem Englisch renommieren. Welche Gesinnung und alberne Einbildung vielfach unter diesen europaisierten jungen Brahminen herrscht, das möge ein Gedicht aus der Feder eines solchen zeigen, welches in einer nordindischen Zeitung erschienen ist und nach der Mitteilung des Missionsmagazins in deutscher Übertragung so lautet:

Jung Bengalen.

„Ihr fragt, was denn mein Schafter sei, dazu ich mich bekenne?
Ich selbst! antwort' ich frank und frei, kein andres Buch ich nenne.
Zwar Mose, David, Paul dazu recht wackre Männer waren,
Doch ein gebildeter Babu treibt sie gar leicht zu Paaren.
Ich leugne freilich nicht, daß sie manch hehres Wort vernahmen,
Doch machten sie erfolgreich nie das Doktoratsexamen.
Wie euer Gott sich offenbart, so müßt ihr ihn auch nehmen;
Der Brahmo Gott hat andre Art, muß uns sich anbequemen.
Brahmismus ist die Religion der freien, edlen Geister,
Er haßt der Glaubenslehr' Schablon' und beugt sich keinem Meister.
Wär' die Natur so liederlich, wie ihr sie macht, o Pfaffen,
Bedenkt doch, könnte sie wie mich so brave Leute schaffen?
Millionen irren leider noch in Sünd' und Aberglauben,
Doch nur, weil sie, gewöhnt ans Joch, sich Aufschwung nicht erlauben.

Es fehlt die klare Anschauung, die sollten sie erringen,
Die meine hat den rechten Schwung, wird stets sich höher schwingen.
Was Tatsach' ist und was Beweis, was wahr, was falsch, was Tugend —
Die Frage macht wohl Padres heiß, doch nicht der indischen Jugend.
Befragt um Cäsar, Hannibal, um Solon oder Krösus,
Bestehn mit Glanz wir überall, verschont uns nur mit Jesus!
Der Name klingt mir ekelhaft, was man auch von ihm schreibe.
Ich weiß, daß ich der Wissenschaft und Freiheit treu verbleibe
Bis an den Tod — o bittres Wort für Kluge wie für Narren! —
Genug! Gopala, bring sofort mir Brandy und Zigarren!

Die oben genannten rühmlichen Ausnahmen wird man allerdings weniger unter den einseitigen und beschränkten Tempelbrahminen zu suchen haben. Es sind nämlich bei weitem nicht alle Brahminen Tempelbrahminen, wie manche meinen, die den Namen für identisch mit Priester halten. Es gibt auch Brahminen in großer Zahl, die rein weltliche Berufe ausüben, die der Lehrtätigkeit obliegen oder als Tagediebe bettelnd und vagabundierend im Lande umherstreichen. Mit besonderer Vorliebe und intriganter und gehässiger Beiseiteschiebung ihrer Sudrakonkurrenten drängen sich die Brahminen in die öffentlichen Ämter bei der Regierung, bei der Justizverwaltung und Steuer und an der Eisenbahn, wobei es ihnen natürlich sehr zu statten kommt, daß sie vermöge ihrer ausgezeichneten Begabung und ihres grenzenlosen Ehrgeizes die höheren und höchsten Regierungsschulen als B. A. (Bachelor of Arts) oder M. A. (Master of Arts) zumeist mit ganz vorzüglichen Zeugnissen verlassen. Eigentlich verbietet es ihnen ja ihr Kastengesetz, einer fremden Macht, sei es als Beamter oder sonstwie, zu dienen, und von vielen ihrer Kastengenossen, die es nicht so weit gebracht haben oder es mit dem Kastengesetz strenger nehmen, werden diese brahmanischen Regierungsbeamten darum scheel angesehen als solche, auf deren Heiligenschein und Familienehre ein Schatten gefallen ist.

Hinsichtlich ihres Wohnsitzes unterscheiden sich die heutigen Brahminen insofern, als die nördlichen Gaur den südlichen Drawida ziemlich fremd und exklusiv gegenüberstehen, wofür sie mancherlei Gründe angeben. Außerdem unterscheidet man vom Standpunkte der Konfession zwischen siwaitischen und wischnuitischen Brahminen, welche letzteren im Norden Dandis, im Süden Smärtas heißen und äußerlich an dem gabelförmigen dreizinkigen und rotweißen Götzenzeichen erkannt werden. Sie spalten sich in vier Schulen, von denen zwei speziell dem Krischnadienst huldigen.

Die Bezeichnungen Vaidikas und Laukikas, von denen die erstere wieder den Sammelnamen für vier Unterklassen, die Gurus, die Purö-

hitas, die Dschyōtischās und die Pusāris bildet, dienen zur Kennzeichnung der hierarchischen Gliederung und der Beschäftigung der Brahminen. Unter Laukikas sind die zahlreichen Angehörigen der Brahminenkaste zu verstehen, die sich als Staatsbeamte, Polizisten, Eisenbahnbeamte, als Handel- und Gewerbetreibende, ja sogar als Köche und andere Dienstboten rein weltlichen Berufen widmen. Die Vaidikas sind die Brahminenpriester, die wirklich ein priesterliches Amt haben und priesterliche Funktionen verrichten. Die geringsten unter ihnen sind die Tempeldiener, die Pusāris oder Pudschāris, welche dem Gott die Opfer darzubringen haben, die ihnen von den Besuchern des Tempels an der Schwelle des Allerheiligsten übergeben worden sind. Wichtige, ja geradezu unentbehrliche und dabei eine ungeheure Autorität beim Volke besitzende Leute sind die Dschyōtischās, die Astrologen und Kalendermacher, die von jedem Tage und jeder Stunde zu wissen vorgeben, zu welchem Geschäft sie geeignet oder nicht geeignet sind. Sie müssen den Kalender machen und werden bei jedem Unternehmen, das man plant, sei es nun eine Reise, ein Bau, der Abschluß eines Geschäftes, eine Eheschließung oder was sonst, um die günstigste Stunde befragt. Auch als Wetterpropheten und überhaupt als Rater in allen Lebenslagen müssen sie dienen und werden für ihre Mühwaltung hauptsächlich mit Naturalien bezahlt. Nobler als sie honoriert man die immer zum Nehmen bereiten und mit gutem Appetit gesegneten Purōhitās, die mit dem Ehrentitel Atschāri belegten und, wenn sie über besondere Gelehrsamkeit verfügen, Panditas genannten Hauspriester. Sie haben, außer den täglichen Hausandachten mit Anmalung des Beichtzeichens an die Stirn des Hausherrn, bei Hochzeiten, Todesfällen und anderen häuslichen Vorkommnissen alle priesterlichen Funktionen und Zeremonien zu verrichten, besonders die an Brahminensöhnen zu vollziehenden fünfzehn sakramentalen Handlungen, und müssen die Vedas lesen. Die größtenteils unverheirateten, aus den Saniasis sich rekrutierenden Gurus endlich sind die unfehlbaren Berater und Lehrer des Volkes in religiösen Dingen. Sie haben ihren Sitz in den siwaitischen Klöstern oder stehen doch, wenn sie außerhalb des Klosters wohnen, in Abhängigkeit von den im Kloster wohnenden, Swāmi genannten Gurus, deren „kirchenregimentliche" Stellung man mit der eines Bischofs vergleichen könnte.

Die äußere Erscheinung der Brahminen ist eine sympathische; als echte Nachkommen der altarischen Brahmanenkaste haben sie eine sehr helle, unserer europäischen sehr nahekommende Gesichtsfarbe, durchschnittlich ein feingeschnittenes Profil und intelligente Gesichtszüge;

die Haltung ist vornehm und selbstbewußt, die Kleidung aber nach unseren Begriffen mangelhaft, da der Oberkörper völlig unbekleidet ist, so daß man das Zeichen ihrer Würde, die arische Schnur, die aus lose zusammengedrehten Baumwollefäden besteht und vom zehnten Jahre an getragen wird, wohl sehen kann.

Kein Paria darf dem Brahminen nahen — schon sein Hauch würde ihn heillos verunreinigen. Auch der Sudra muß ihm ehrfurchtsvoll ausweichen oder sich vor ihm niederwerfen, damit er ihm mit dem üblichen Segenswunsche den Fuß auf den Nacken setzen kann. Wie die Sudras und die Parias wohnen die Brahminen in besonderen Vierteln, die kein Paria betreten darf.

Furchtbar penibel sind diese stolzen „zweigeborenen" Erdengötter in der Beobachtung aller der Bräuche und zeremoniellen Verrichtungen, welche sie nach Manus Gesetz täglich vorzunehmen haben, um in voller Reinheit und Heiligkeit dazustehen. Besonders mit den Waschungen und Opfern nehmen sie es genau, und wer solch einen Brahminen am Morgen zum Flusse oder Tempelteiche wandeln und dort, im Wasser stehend, alle Vorschriften der löblichen Reinigung plätschernd und badend und wasserspritzend, die Zähne putzend und nach allen Himmelsrichtungen seine devoten Bücklinge machend, dazwischen den Atem anhaltend und alle Öffnungen seines Leibes schließend, endlich das „allmächtige" Gajatrigebet murmelnd ausführen sieht, auf den machen alle diese wunderlichen stummen Grimassen, Kapriolen und Faxen unfehlbar einen mehr lächerlichen als erhebenden Eindruck, ebenso wie der Anblick eines sein Morgenopfer darbringenden Brahminen, wenn er vor seinem kleinen, eben erst frisch aus Lehm und Kuhmist angefertigten und mit Blumen usw. geschmückten Götzenscheusälchen, dem er die Morgenspeise hingestellt hat, anbetend niederfällt, mit der Stirn die Erde berührend.

Trotzdem es innerhalb der Brahminenkaste, wie erwähnt, auch Unterabteilungen gibt — im Norden findet man sogar schwarze Brahminen —, so tritt uns dieselbe doch als eine geschlossene, rein arische Kaste entgegen, die ihre ursprüngliche Kastenreinheit fast unangetastet erhalten hat.

Auf die verschiedenen Sudrakasten im einzelnen näher einzugehen, verbietet schon der Umstand, daß ihre Zahl Legion ist und ihre im Laufe der Zeiten stattgefundene Spaltung und Zersplitterung eine derartige, daß es selbst dem Eingeweihtesten nicht möglich ist, sich einen auch nur einigermaßen klaren Überblick über diesen „Rattenkönig" zu verschaffen. Sie repräsentieren in zahllosen Abstufungen den Nährstand des Volkes



Vornehme Hindus beim Götzendienste.

vom höchsten „Landadel" bis zum armseligsten Kleinhandwerker, Kleinbauern und Feldarbeiter, Kaufleute und Fabrikanten, Künstler und Kunsthandwerker, Groß- und Kleinhandwerker, Ackerbauern, Palmbauern, Viehzüchter, Hirten und Fischer usw. — sie alle umschließt das eine Band der Zugehörigkeit zur Sudrakaste. Man trifft auch unter den Sudras sehr sympathische und vornehme Erscheinungen, aber auch Leute, die sich in ihrer äußeren Erscheinung und sozialen Bewertung kaum merklich von den kastenlosen Tschandälen, den *Κάνδαλοι* des Ptolemäus, unterscheiden, steinreiche Leute, denen es nicht darauf ankommt, einmal Hunderttausende von Rupies zu einem Tempelbau oder einer öffentlichen Wohlfahrtseinrichtung zu spenden, und arme Schlucker, die es sich blutsauer werden lassen müssen, um ihre Handvoll

Reis täglich zu verdienen, hochgebildete und im Umgang höchst gewandte und feine Leute und gewöhnliche, jeder Bildung bare Menschen. Die angesehensten Sudrakasten sind die schon genannten Pandscha-Kamäler, die Großgrundbesitzer, Seidenweber und andere. Daß die Kaufleute trotz ihres oft enormen Reichtums und des Einflusses, den sie als Geldgeber ausüben, eine verhältnismäßig wenig angesehene soziale Stellung einnehmen, rührt daher, daß sie Mischkaste sind. Bei einzelnen Sudrakasten übt die Frau neben dem Manne einen besonderen Beruf aus, wie die Frau des Barbiers, die Hebammendienste zu verrichten pflegt, während im übrigen die Familienglieder den Haushaltungsvorstand bei der Ausübung seines Gewerbes unterstützen, soweit es möglich ist. Am verachtetsten unter den Sudras sind die sogenannten Mischkasten, die nach allerlei sagenhaften Überlieferungen aus der Vermischung eines Angehörigen höherer Kaste mit einer Angehörigen geringerer Kaste entstanden sind. Nach Manus Gesetz gelten nämlich die Kinder von einem Vater aus höherer und einer Mutter aus niederer Kaste zwar für schlechter als ihr Vater, aber für besser als ihre Mutter, da „guter Same auf schlechtem Boden zwar ausartet, aber immer noch leidliche Frucht bringt“; sie nehmen also eine Mittelstellung ein. Der Sohn eines Sudra dagegen, mit einer Brahmanin erzeugt, ist ein Tschandāla, ein Kastenloser, und gilt als ein ganz verworfener Mensch, da „schlechter Same auf gutem Boden zum schädlichsten Unkraut wird“. Während also Manu das Vorhandensein der zahlreichen Mischkasten, in die sich die ursprünglich eine Sudrakaste zersplittert hat und die, je nachdem sie ihre eigene Reinheit mehr oder weniger gewahrt



Messerschleifer in Bombay.

haben, höher oder tiefer in Ansehen stehen, so erklärt, daß er die einzelnen Berufsarten nach ihrer höheren oder geringeren sozialen Stellung einschätzt und sie demnach aus der Verbindung dieser oder jener höheren mit irgend einer niedriger stehenden Kaste entstehen läßt, wie z. B. die Kaste der Ärzte aus der Verbindung eines Brahmanen mit einer Waischiafrau und die Kaste der Sänger aus der Verbindung eines Waischia mit einer Kschatrijafrau, so haben wir uns die Entstehung dieser Kasten in Wahrheit wohl so zu denken, daß die von den Ariern in der Dreiteilung: Brahmanen, Waischias (Ackerbauer) und Kschatrijas (Krieger) wahr-



Wäscher bei der Arbeit (Sudrakaste).

scheinlich schon nach Indien mitgebrachte Kaste sich nicht nur immer weiter über alle den Ariern unterworfenen Völker Indiens ausdehnte, sondern neben dem religiösen, ethnologischen und politischen Charakter immer mehr einen professionellen Charakter annahm. Die einzelnen Berufsarten und ihre Hilfsberufe wurden selbständige Kasten innerhalb der großen allgemeinen Sudrakaste, wie denn in der Tat die Namen der meisten Sudra-Mischkasten Bezeichnungen für einzelne Berufsarten sind. Die Verschiedenheit des Wohnsitzes und das größere oder geringere Ansehen, in dem dieser oder jener Beruf in der einen oder der anderen Gegend stand, führten weitere Spaltungen und Kastenbenennungen herbei, was daraus hervorgeht, daß manche Kastennamen

sich mit dem Namen von Städten oder Landstrichen decken, wo das betreffende Gewerbe besonders in Blüte und Ansehen stand. Die Vereinigung von solchen, die aus ihrer Kaste ausgestoßen waren, die Verteilung der Arbeit, die Abzweigung religiöser Sekten, das Steigen und Fallen ausgezeichneter Familien, die höhere oder geringere Bildung wurden Anlaß zu neuen Kastenbildungen, und um dieselben auf die alten Kasten zurückzuführen, läßt eben Manu die bis zur Redaktion seines Gesetzbuches entstandenen als Mischkasten aus der Vermischung derselben und der weiteren Vermischung der von ihnen abstammenden Mischkasten entstehen.

Die Kaste hat keineswegs von jeher in Indien existiert; die Urbewohner des Landes haben sie nicht gekannt, und es ist sogar fraglich, ob die eindringenden Arier sie schon in ausgeprägter Form und als feststehende Einrichtung besessen haben. Es mögen ja immerhin die drei Stände, welche den Lehr-, Nähr- und Wehrstand darstellen, schon mehr oder weniger reinlich gesondert existiert haben; damit ist aber nicht gesagt, daß schon eine exakte und exklusive Kastenscheidung im Sinne des späteren Kastensystems vorhanden war, wie dieselbe sich offenbar gleich nach der Besitzergreifung des Indusgebietes durch die Arier ausgebildet hat, indem die sich unterwerfenden Urbewohner zu den drei von den Ariern in irgend welcher Form mitgebrachten Kasten die vierte der Sudras bildeten, während die übrigen kastenlos und damit rechtlos wurden. Anfänglich keine eigentlichen Kasten, wurden die drei genannten Klassen der Arier erst zu solchen, als nach dem allgemeinen Zuge des Orients eine gewisse unwandelbare, „monumentale“ möchte man sagen, Festigung und Begrenzung unter ihnen entstand, als die Erblichkeit erst gewöhnlich, dann notwendig wurde und als teils Gesetz, teils Sitte eine Menge Formen unter ihnen hervorriefen, durch welche eine dauernde, unübersteigliche Kluft zwischen ihnen befestigt und erhalten wurde, die, einander mit mißgünstigen, eifersüchtigen Blicken betrachtend, mit Verachtung auf die als dienende vierte Kaste unter ihnen stehenden Sudras herabsahen.

Im Süden wird der arische Stamm nur noch durch die Brahminen repräsentiert, und die Sudras nehmen dort eine viel angesehenere Stellung ein, als ihnen eigentlich durch die magna charta des Kastensystems, das Gesetzbuch Manus, zugestanden war. Sie bilden dort den eigentlichen soliden Kern der Bevölkerung.

Unter den Tschandālen oder Kastenlosen sind die wichtigsten und bekanntesten die über ganz Indien verbreiteten Páreier oder Parias,

ein armseliges, verkommenes, in der tiefsten materiellen, geistigen und sittlichen Armut schmachtendes, fast recht- und schutzlos jeder Willkür preisgegebenes Geschlecht. Schon deswegen ist der Paria so verachtet, weil er die arbeitende Klasse vertritt und das „Arbeitstier" der Kastenleute ist, er mag nun in direktem Hörigkeitsverhältnis stehen oder als Landpächter oder Tagelöhner ein halbfreier Mann sein; denn in Indien gilt das verkehrte Wort: „Arbeit schändet". Was ihn aber vor allen Dingen in den Augen der indischen Kastenwelt so verächtlich macht,



Pariadorf.

das ist der Umstand, daß er eben der Kastenlose, also eine ganz andere, geringere, unreine Spezies des homo sapiens in ihrer Anschauung darstellt, gleichwie der Esel wohl auch ein Einhufer, aber kein edles Rassepferd ist. Schon die äußere Berührung mit einem Paria „verunreinigt" den Brahminen derartig, daß es zur Wiederherstellung seiner zeremoniellen Reinheit eines feierlichen und umständlichen Bades bedarf. Das Essen an einem Tische mit einem Paria oder auch nur das Essen einer von einem Paria bereiteten Speise würde als schwerer Kastenbruch unfehlbar zum Ausschluß aus der Kaste führen, der nur unter sehr schweren Bedingungen wieder aufgehoben werden kann, wenn

sich nämlich der Ausgeschlossene einer sehr unangenehmen Reinigungsprozedur unterwirft, bei der das Trinken von Kuhharn und der Genuß von Kuhdungpillen eine wichtige Rolle spielt.

So darf auch der Paria nicht mit den Kastenleuten in einem Orte zusammenwohnen, sondern er wohnt außerhalb in einem streng abgesonderten Dorfe, im Süden das Tschēri genannt, welches kein Brahmine und kein besserer Sudra betritt. Es ist auch in der Tat kein Vergnügen, durch die Gassen eines solchen aus armseligen Lehmhütten bestehenden Dorfes zu gehen, denn der pestilenzialische Gestank von



Pariakinder.

gefallenem Vieh, dessen Genuß den Paria zum Abscheu der Kastenleute macht, die überhaupt kein Fleisch, wenigstens kein Rind- und Schweinefleisch essen, und viele andere Gerüche, die jede auch nur ein wenig empfindliche Nase aufs schwerste beleidigen, wirft den Besucher oft fast zurück. Kläffende, gelbzottige Hunde, magere, schwarzborstige Schweine, die in den Schutt- und Unrathaufen wühlen, splitternackte, von Schmutz starrende Kinder, die sich schreiend herumbalgen — das alles macht es sogar dem Missionar, der es doch gewohnt ist, sich im Interesse seines Berufes manches Opfer aufzuerlegen und manche Beschwerde zu ertragen, oft recht schwer, diese Pariadörfer zu betreten, und der segensreiche Einfluß des Christentums wird gerade durch den Umstand besonders ins Licht gestellt, daß es den evangelischen Missionen

gelungen ist, hinsichtlich der sittlichen Hebung der Parias an manchen Orten ganz staunenswerte Resultate zu erzielen und aus diesem infolge tausendjähriger Knechtung und Bedrückung zu einem Zustande tiefster geistiger Unfreiheit und Verarmung herabgesunkenen Geschlechte solche prächtige, gediegene Leute heranzubilden, wie die Paria-Landpastoren es in großer Zahl sind, ein Beweis, daß der Paria, mag er auch noch so tief gesunken sein, doch aus seiner Stumpfheit, Unreinheit und Verkommenheit herausgerissen werden kann. Daß der Paria nicht ohne



Tamulische Diener.

Ter Boy und seine Frau, der Küchenjunge und die Ajal lauschen einer Erzählung des Pferdeknechts.

geistige Begabung ist, beweisen außer jenen eingeborenen Pastoren auch die zahlreichen Parialehrer, welche an den Missionsschulen arbeiten, und daß er auch reinlich und ordentlich sein kann, bestätigen die im Dienste der Europäer stehenden Pariadiener und Pariaköche, deren Ehrlichkeit allerdings, wenigstens solange sie noch Heiden sind, oft zu wünschen übrig läßt. Den europäischen Diener möchte ich sehen, der mit größerer Sauberkeit und feinerem Geschmack als mancher Pariabedienstete das Essen bereitet, den Tisch deckt und die Tafel mit Blumen und anderem Zierat schmückt. Es ist ein großes Unrecht und eine oft geradezu tendenziös-gehässige Entstellung der Tatsachen, wenn manche Reisende,

die der Kirche und der Mission nicht freundlich gegenüberstehen und einmal Pech mit ihrem Diener gehabt haben, immer wieder gerade die aus der Mission hervorgegangenen christlichen Diener schlecht machen und als besonders unbrauchbare und verworfene Menschen bezeichnen. Ich freue mich der sich hier bietenden Gelegenheit, diesem auf Unkenntnis oder Unfreundlichkeit beruhenden ungerechten und grundfalschen Urteile entgegenzutreten, und ich bediene mich dazu eines in einer Nummer des Leipziger Missionsblattes vor zwei Jahren gefundenen Artikels aus der Feder eines durchaus nüchtern und wahr urteilenden, genau orientierten Sachverständigen, dessen Urteil in dieser Sache mehr wert ist als das aller flüchtigen Indienreisenden zusammen: „Ein großer Prozentsatz der etwa 160 000 in Indien vorhandenen Engländer steht der Mission gleichgültig, wo nicht gar feindselig gegenüber, sei es weil die Betreffenden überhaupt dem Christentume gegenüber eine ablehnende Stellung einnehmen oder sich nicht bemühen, die Zustände in indischen Christengemeinden kennen zu lernen. Die einzigen eingeborenen Christen, mit denen sie in nähere Berührung kommen, sind eben ihre christlichen Hausdiener, die, zum größten Teil nicht zur Elite der Missionschristen gehörend, nur zu leicht den mit ihrer Stellung verbundenen Versuchungen erliegen. Und so kommt es, daß man in den Klubhäusern immer Klagen über diese Diener hört, über ihre Trägheit und Unehrlichkeit, ihre Verlogenheit und Unbotmäßigkeit, indem Fehler des einzelnen verallgemeinert und mächtig aufgebauscht werden. So kommt es, daß die christlichen Diener allgemein in Mißkredit geraten sind und alle in einen Topf geworfen werden, und viele Engländer heutzutage überhaupt keine solchen mehr einstellen, sondern Heiden und Mohammedanern den Vorzug geben. Das Christentum soll schuld sein an der Unbrauchbarkeit und Verworfenheit vieler Diener, die als Nichtchristen ganz bestimmt noch viel größere Halunken gewesen sein würden. Man sagt, der christliche Unterricht demoralisiere die niederen Klassen und mache sie zu anspruchsvollen, eingebildeten Menschen. Ganz gewiß gibt es unter den christlichen Dienern neben guten auch viele schlechte — das geben auch unsere Missionare zu, die nur christliche Dienerschaft haben und darum am ehesten zu einem Urteil befähigt und berechtigt sind; aber das schlechte Betragen gewisser Diener auf die Rechnung der Mission und ihrer Unterweisung zu setzen, das wäre eine ebenso große Torheit und Ungerechtigkeit, als wenn man hier in der Heimat, wo es doch wahrlich Klagen genug über unredliche, faule, unehrerbietige und anspruchsvolle Dienstboten

gibt, für deren Vorhandensein und ihre Fehler Christentum und Kirche verantwortlich machen wollte, was doch keinem vernünftigen Menschen auch nur im Traume einfällt.

Der englische Missionar Haythornthwaite in Agra, der für die so vielfach mit Unrecht schlecht gemachten christlichen Diener eine Lanze bricht, teilt dieselben in vier Klassen, und wer die Verhältnisse kennt, muß ihm zustimmen und wird sich hüten, wegen einzelner schlechter christlicher Dienstboten die Gesamtheit derselben oder gar die ganze eingeborne Christenheit zu verurteilen. Zunächst sind unter diesen Dienern sehr viele, die sich überhaupt nur für Christen ausgeben, — — — Leute aus den alleruntersten und verkommensten Volksklassen, die auf solche Weise eine vorteilhaftere und lohnendere Beschäftigung zu erlangen hoffen, wenn sie sich als Christen gerieren. Andere sind auf einer sehr tiefen Bildungsstufe stehende katholische Missionschristen oder Namenchristen ohne entschieden christlichen Charakter, wie sie im christlichen Europa zu Millionen herumlaufen, ohne daß man hier um ihretwillen das ganze Christenvolk und die ganze christliche Unterweisung verurteilt. Und unter diesen Namenchristen findet man dort selten einen Diener, der über eine bessere Schulbildung verfügt und von Hause aus einem besseren Stande angehört. Die besten Leute aus den Missionsschulen werden keine Hausdiener, höchstens 5% aller Schüler, und das sind die trägen, lernfaulen und unbegabten, besonders niedrig geborenen. Kein Wunder, wenn unter diesen manches räudige Schaf sich findet — —. Die besten Diener, über die man wenig klagen hören wird, sind jedenfalls die, welche von Kind auf in Missionshäusern und in den Häusern der im Lande ansässigen Engländer Aufnahme und Anleitung gefunden haben und zur Reinlichkeit, zu Fleiß und Pflichttreue, Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe angehalten worden sind und unter solchen Verhältnissen auch noch das Christentum angenommen haben, usw. Übrigens sind die südindischen Hausdiener viel anstelliger und beweglicher als die nordindischen."

Man braucht in sittlicher Beziehung bei dem Namen Paria nicht unbedingt und ohne weiteres an einen heruntergekommenen, unverbesserlichen Taugenichts zu denken, wie leider vielfach geschieht von solchen, die keinen tieferen Einblick ins Pariaherz haben tun können und die es nicht bedenken, unter welchen entsetzlich traurigen Verhältnissen, die manches entschuldigen und erklären, solch ein armer schwarzer Kerl heranwachsen mußte. Freilich, der Paria ist ein arger Trunkenbold, dem der Palmschnaps über alles geht, und ein Lügenpelz erster

Klasse, und hinsichtlich der geschlechtlichen Sittlichkeit steht es nicht minder schlimm, woran der schlechte Einfluß der Mohammedaner und Halbeuropäer sehr wesentlich mit schuld ist. Aber das alles ist nicht so schlimm, wie es sein würde und müßte, wenn dem Paria jeder sittliche Halt fehlte. Wahre Menschenliebe könnte an diesem armen Geschlechte Großes tun, und eine sittliche und materielle Hebung der Parias würde für ganz Indien von einer gewaltigen Bedeutung sein.

Das haben die Engländer längst erkannt; die Regierung hat die Parias deshalb auf mancherlei Weise zu heben gesucht; sie tat es, indem sie ihnen zunächst einen anderen Namen statt des verachteten Parianamens gab, den heute offiziell gebräuchlichen Namen Pandschamá, d. i. „Fünfte Klasse", um sie dadurch wenigstens dem Namen nach ins Kastensystem einzureihen. Freilich hat der sich in Regierungs- und Schulkreisen schnell einbürgernde Name an der Tatsache, daß die Parias als Unreine, Kastenlose verachtet sind, noch wenig geändert; aber mit der Zeit wird die soziale Stellung derselben sich doch ändern und bessern, zumal da die Regierung auch sonst mancherlei zur Hebung der Parias tut. Sie hat besondere Pandschamáschulen errichtet, zahlt höhere Unterstützungen für Pariaschulkinder und, um Parias für den Lehrerberuf zu gewinnen, höhere Stipendien an solche Parias, welche die Lehrerseminare besuchen. Auch zu den niedrigen Regierungsämtern zieht man sie als Peons (Amtsdiener) usw. heran. Neben diesen anerkennenswerten Bemühungen der Regierung geht die stille Arbeit der Mission her, die unausgesetzt bemüht ist, die Parias sittlich zu heben und innerlich zu erneuern, so daß man wohl auf bessere Zeiten für diese seit Jahrtausenden so lieblos zurückgesetzte Volksklasse hoffen darf.

Einer eigentümlichen Einrichtung bei den Parias möchte ich nur noch Erwähnung tun, des Pandschayet oder Fünfmännergerichts, dessen Urteile das englische Gericht anerkennt und im Notfalle vollstrecken hilft. Das Pandschayet ist ein Beweis, daß der Paria, so tief er auch steht, doch noch ein gewisses Gefühl für Recht und Sittlichkeit hat. Ganz im Gegensatz zu den Kasten, welche die Vergehen der Kastengenossen gern verdecken, entrüstet er sich darüber, besonders wo es sich um sexuelle Vergehen handelt, und er urteilt scharf. Im Pandschayet hat er eine Einrichtung geschaffen, die innerhalb der Pariagemeinschaft Zucht üben und auf Recht und Ordnung sehen soll. Der Gang eines solchen Gerichts ist ziemlich umständlich. Das schriftlich niedergelegte Urteil wird von allen Schreibkundigen unterzeichnet und dem Dorfhäuptling zur Bestätigung übergeben. Oft haben mehrere Dörfer einen Pandschayet-

verband unter einem Oberhäuptling; besonders wenn ein wichtigerer Fall vorliegt, pflegen mehrere Pandschayets zusammenzutreten. Durch diese strenge Dorfzucht wird manches Unrecht verhütet.

Abgesehen von einzelnen Sudrakasten sind die Parias die eigentlichen Arbeiter im Lande, die das Feld im Taglohn bebauen oder die Arbeiter beaufsichtigen oder auch als Pächter unter den denkbar härtesten Bedingungen, welche sie zu Sklaven ihrer Landherren machen, das Land bewirtschaften. Landpacht, Wasserzins, Saatgutvergütung, Vergütung der vorgestreckten Auslagen für anderweite Betriebskosten, wie Ochsenleihgeld und Handwerkerlöhne usw., 24prozentige Zinsen für bare Vorschüsse verzehren fast den ganzen Ertrag der Ernte, so daß dem armen Teufel als Lohn seiner sauren Mühe und Arbeit so gut wie nichts bleibt. Viele Parias stehen wegen Schulden in Leibeigenschaftsverhältnis und führen dann erst recht ein menschenunwürdiges Leben. Hat ein Paria einmal Schulden, so ist unter indischen Verhältnissen an ein Herauskommen für ihn gar nicht zu denken, ebensowenig wie für die auffallend zahlreichen anderen Schuldner, die in diesem Lande des Reichtums leben. Von den 60% der Bevölkerung, die unmittelbar, und den 20%, die mittelbar von der Landwirtschaft leben, sind nahezu neun Zehntel verschuldet, eine traurige Tatsache, die mit daran schuld ist, daß die Landeigentümer ihren Pariaarbeitern keine besseren Löhne gewähren können. Es ist, soviel auch mit Recht oder Unrecht über die Faulheit der Parias geklagt wird, zu verwundern, daß diese armseligen Leute, die sich ihre Nahrung buchstäblich oft auf dem Kehrichte und Dunghaufen zusammensuchen müssen, bei der erschlaffenden Hitze, deren den Menschen ausmergelnder Einwirkung sie auf den Feldern völlig schutzlos preisgegeben sind, überhaupt noch so viel arbeiten können, wie sie leisten. Der Durchschnittsparia arbeitet gern und gut, wenn er Arbeit hat, und daß er oft keine hat, ist nicht seine Schuld. Dann sucht er im Trunk sein Elend zu vergessen.

Unter der nichthinduischen Bevölkerung Indiens nehmen, abgesehen von den Herren des Landes und den zahlreichen anderen in Indien vertretenen europäischen Nationalitäten und Stämmen die Parsis (90 000) und die Mohammedaner (63 Millionen) eine besonders wichtige Stellung ein, weniger wegen ihrer sozialen Bewertung vom Kastenstandpunkte aus, als wegen ihres wirtschaftlichen Einflusses. Die Parsis lernen wir beim Besuch von Bombay später kennen, ebenfalls die Rädschputen in dem ihr Land schildernden Kapitel. Die Marāthen, die den wichtigsten Teil der Bevölkerung der Provinz Bombay ausmachen und auch

im Gebiet des Neisam von Haiderābād und in den Zentralprovinzen zahlreich vertreten sind, waren einst ein kräftiges, freiheitsliebendes Bergvolk arischen Stammes, das den Mohammedanern auf ihren Eroberungszügen lange Zeit viel zu schaffen gemacht und auch den Bewohnern des Dekhān manchen Schrecken eingejagt hat, wenn es auf flinken Rossen plündernd das Land durchzog. Die Mehrzahl der nichtbrahmaischen Marāthaleute sind Landbauern mit dem Kastennamen Kúnabi.

Die indischen Mohammedaner sind sehr verschiedenen Ursprungs; die Nachkommen der von der Küste des Roten Meeres zugewanderten und von Afghanistān eingedrungenen Moslim werden durch den Namen Patanen von den sogenannten Mongolen, den Nachkommen der aus Bochāra und Samarkand stammenden Mohammedaner, unterschieden. Der Name Mohren (Moormen) dient auch im Hindustān wie auf Ceylon zur Zusammenfassung aller mohammedanischen Bewohner.

Die Mohammedaner bilden im Volke ein Volk für sich und haben ihre Religion, ihre Rasseeigentümlichkeit und Sitte mitten unter den Hindus fast völlig rein bewahrt. Die zahlreichen in Indien lebenden Mohammedaner, die in ihrer äußeren Erscheinung nichts Semitisches an sich haben, sind Proselyten aus den Hindus oder Nachkommen von solchen.

Die Schilderung der innerpolitischen Verhältnisse und des umfangreichen und komplizierten Verwaltungsapparates des Indischen Kaiserreiches würde sich so trocken gestalten, daß die Leser des Buches bis auf einzelne speziell dafür interessierte derselben schwerlich Geschmack abgewinnen würden. Ich verweise die letzteren auf G. Smith, The Geography of British India, London 1882, p. 7—17.

Viertes Kapitel.

Im Wandel der Zeiten.

Vieles ist heute in Indien noch ebenso oder ähnlich, wie es vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden war, und doch zeigt das Land heute in vielerlei Hinsicht ein neues Gesicht. Besonders seit England seine Hand auf dieses Kleinod unter den Ländern der Erde gelegt hat, ist vieles anders geworden. Manch uraltes Tempelkleinod, von dessen Kunst- und Edelsteinschätzen märchenhafte Kunde zu uns gedrungen ist, manch stolzer Königspalast liegt in Schutt und Trümmern, während moderne europäische Großbauten manchen Stadtteilen der großen Verkehrsstädte heute das Aussehen einer modernen westlichen Großstadt verleihen. Wo einst die Palmen rauschten und der Landbauer seine Furchen zog oder der Tiger im Dschangel lauerte, wo armselige Fischer ihre Nachen hinaustrieben, da stehen jetzt Riesenstädte mit gewaltigem Weltverkehr, mit einem Walde von Masten und Schornsteinen, während alte berühmte Seehäfen zu unbedeutenden Küstenhäfen, bedeutende glanzerfüllte Hauptstädte zu kleinen oder doch unwichtigen Provinzialstädten herabgesunken, wo nicht ganz vom Erdboden verschwunden sind. Die großen Ströme des Landes sind überbrückt und gute, verkehrsbelebte Straßen, auf denen die mit den Göttern des Landes beladenen Wagenkarawanen sich drängten, liegen nun verödet, während im Gegenteil weite Landstrecken, die einst kein fremder Fuß außer dem eines durchwandernden Saniasi betrat, heute dem großen Weltverkehr erschlossen sind und ein völlig verändertes Gesicht zeigen, seit durch die grünen Reisebenen und affen- und papageienreichen Palmenwälder das Dampfroß schnaubt, in einem Zuge und Wagen die vereinend, die einst durch die Kaste noch wie durch unübersteigliche Mauern und Abgründe voneinander getrennt waren, wenn sie nur die gleiche Klasse bezahlen. Der Brahmanismus, der einst so gewaltige Tempelbauten schuf, hat aufgehört, große Dinge zu leisten, und verfallende Tempel sind heute keine Seltenheit, obwohl das alte Heidentum immer noch

eine Macht ist, die vielfach gar imponierend zutage tritt. Neben dem Lingam und Halbmond steht heute das Kreuz; kein Holzstoß flammt mehr auf zur Satti, keines Menschenopfers Blut und Todesröcheln erfüllt mehr Kali-Ammens Herz mit Wonne. Neuer Glaube, neues Wesen nehmen mit Macht überhand und immer näher rückt die Entscheidung im Kampf der Geister. Indiens Jugend besucht die englischen Hochschulen, um sich die Bildung des Westens anzueignen, ein mächtiges Streben nach Wissen und Erkenntnis ist in der Bevölkerung Indiens, teilweise sogar der Landbevölkerung, erwacht. Die Emanzipation des weiblichen Geschlechts hat in den letzten Jahrzehnten gewaltige Fortschritte gemacht; überall werden Mädchenschulen für die Töchter vornehmer Hindus eingerichtet und man trifft heutzutage unter den Hindudamen schon hervorragende Schriftstellerinnen an, wie jene Krupabai Satthianaden, deren Werke „Kamala" und „Saguna" auch ins Deutsche übersetzt worden sind, und jene in Haiderābād im Dekhān lebende Miranda Nandi, die Prof. Selenka in Dschaipur kennen lernte und die bereits als 19jähriges Mädchen unter dem Decknamen Arya eine hindustanisch-sanskrit-englische Grammatik geschrieben und Shakespeares „Kaufmann von Venedig" ins Hindi übersetzt hatte.

So ist in Indien in der Tat vieles anders geworden. Naturgemäß zeigt sich die Macht der europäischen Kultureinflüsse in erster Linie in den großen Städten, besonders in denen der Küste. Das Radfahren hat dort bereits sehr überhand genommen und ist sogar zum Sport geworden, dem die Fürsorge der Regierung für gute Straßen sehr zustatten kommt. Die „Elektrische" saust durch die Straßen der Großstädte und überfährt die Menschen ebenso prompt wie bei uns; die reichen Eingebornen protzen in den elegantesten europäischen Equipagen daher, schöne, großartige Geschäftshäuser und mit allem Komfort ausgestattete Hotels, großartige öffentliche Gebäude, Fabriken usw. verleihen ganzen Vierteln der großen Städte vollständig den Charakter einer europäischen Großstadt. Auch in den Eingeborenenvierteln der großen Städte hat man angefangen, in der Anlage neuer Häuser und in der gärtnerischen Ausschmückung ihrer Umgebung, die Europäer nachahmend, mehr Geschmack zu entwickeln und dem Schönheitssinn Rechnung zu tragen. Der Europäer kann sich trotz seines weißen Gesichts fast überall unbeachtet und unbelästigt bewegen und kann im Getriebe des Straßenlebens ruhig seine Studien und Beobachtungen machen. Auch die althergebrachte Volkstracht der Eingeborenen beginnt in den größeren Verkehrs- und Verwaltungszentren vielfach der



Straßenleben in einer indischen Großstadt (Dschalpur).

praktischen, wenn auch nicht kleidsameren europäischen Tracht zu weichen; europäische Beinkleider und Schuhe treten an die Stelle der Wöschtis und Schnabelschuhe. Viele Eingeborene, die als Kommis oder anderweite Angestellte und Beamte in europäischen Häusern arbeiten, genieren sich, in ihrer eingeborenen Tracht zu erscheinen und vertauschen dieselbe mit der modernen europäischen, allerdings etwas „ins Indische übersetzten" Tracht, die sich dem Klima anpaßt, das kahle Vorderhaupt und die geknotete Scheitellocke mit dem kurzen Haar, auf das natürlich der Turban dann ebensowenig paßt wie die Sandalen zu den Beinkleidern — an beider Stelle treten Mütze und Schuhe. So ist es natürlich nur in den Städten, sonst kleidet sich der Hindu auch heute noch ganz nach der Weise der Väter. Aber auch in den Städten gilt das Gesagte nur von dem Auftreten der Leute außerhalb des eigenen Hauses; in ihren eigenen vier Pfählen machen sie es sich nach ihrer altgewohnten Weise bequem und leben ganz als Hindus. Kaum ist der Beamte, der als europäisch gekleideter Gentleman durch die Straßen fuhr oder ging, durch die Veranda in seine Behausung eingetreten, so ist es das erste, daß er Rock, Hose, Schuhe und alles, was sonst an ihm nicht hindumäßig ist, abstreift und in die Ecke wirft, sein Lendentuch umschlägt und mit bloßem Oberkörper sich auf der Matte niederläßt, um seinen Reis mit Karri oder was sonst die braune Gattin ihm bereitet hat, mit den Fingern zu verzehren. Die vornehmsten Eingeborenen machen davon nur dann eine Ausnahme, wenn vornehmer europäischer Besuch da ist. Wenn noch so viel Dienerschaft da ist, die Frau muß die Speisen selbst bereiten, wenigstens in Sudrafamilien, und jeden Morgen, den Surien heraufführt, um $^1/_2$4 Uhr aufstehen, um ihrem Gebieter — jesamän sagt der Tamule — seine liebsten Blumen zu pflücken, mit denen er punkt 4 Uhr zum Tempelteiche und dann zum Tempel selbst zu eilen hat, um dem Swāmi sein Blumenopfer darzubringen.

Der europäische Gast bekommt die Dame des Hauses nur ausnahmsweise zu sehen. Der Mann, der vollständig aufgeklärte Ansichten hat und über den brahmanischen Humbug innerlich lächelt, wird trotzdem alle Vorschriften der löblichen Reinigung und was sonst noch von einem frommen Hindu gefordert wird, gewissenhaft erfüllen; er wird sich also nach dem Morgenbade und Morgenopfer den Leib mit heiliger Kuhmistasche beschmieren und bis 10 Uhr vormittags still dasitzend, sich der Meditation über die Gottheit und über die „vier Wege" (zur Seligkeit) hingeben. Dann aber sieht man ihn, völlig umgewandelt, als feinen indoeuropäisch gekleideten Herrn, die Brille im Gesicht, die

Zeitung in der Hand — wie die Engländer pflegen — seinem Bureau zustreben. So sehr beherrscht trotz allem noch heute der alte Brauch das Volk. Indien ist trotz der im Wandel der Zeiten eingetretenen tiefgreifenden Veränderungen, die besonders im Verkehrs- und Unterrichtswesen des Landes zutage treten, in vielen Stücken, ja seinem ganzen inneren Wesen nach, das alte geblieben, eine eigenartige Welt für sich.

Wer sich gern von befrackten Kellnern bedienen läßt, der kann dies Vergnügen gegen entsprechende Bezahlung heute auch in Indien haben. Auch sonst fehlt es in den Hotels der großen Städte nicht am raffiniertesten europäischen Komfort, ohne den der Engländer von Verwöhnung und neuerdings auch mancher nichtenglische Reisende im Auslande nun einmal nicht existieren kann. Reist man aber abseits von den Eisenbahnlinien und Verkehrszentren durchs Land, so ist man noch heute wie ehedem genötigt, entweder ein eigenes Zelt bei sich zu führen, oder mit den fast durchgängig sehr primitiven Bangalows für Europäer oder den noch viel primitiveren Sattirams, Schauidis, oder wie sie sonst noch lokal benannt werden, vorlieb zu nehmen, die für jedermann zugänglich und zunächst nur für die Eingeborenen bestimmt sind.

Diese öffentlichen Rasthäuser, die sich an allen Landstraßen in gemessenen Zwischenräumen finden, sind sehr verschieden; es gibt gut gebaute und wohl instand gehaltene und ganz geringe, die aus weiter nichts bestehen, als aus einem von Bambus- oder Palmstämmen getragenen Palmblätter- oder Schilfdache. Die meisten von ihnen stellen also einen nach der Straße zu oder auch nach allen Seiten offenen leichten Schuppen dar, der nur den Zweck hat, beim Rasten und Abkochen Schatten und sonstigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung zu gewähren. Die Bangalows für Europäer und vornehmere Hindus sind natürlich besser; sie sind in der Regel massiv gebaut und enthalten mehrere Zimmer, in denen einige Tische, Stühle und leere Bettstellen vorhanden sind. Auch ein Badezimmer ist da, oft allerdings nur in einem Raume bestehend, in dem man sich einige Töpfe voll Wasser über den Kopf gießen kann. Diese Bangalows sind entweder von der Regierung oder durch die Privatwohltätigkeit reicher Eingeborener geschaffen. Ein von der Regierung eingesetzter Sipahi, der „butler", hat die kleine Abgabe einzufordern, welche von den Reisenden für den Aufenthalt zu entrichten ist, und denselben gegen Bezahlung gewisse Bedürfnisartikel, Wasser, Milch, Reis, Holz usw. zu liefern. Auch ein Beschwerdebuch liegt in jedem besseren Bangalow aus.

Vor diesen Rasthäusern, oder, wo kein solches vorhanden ist, unter dem dichten Blätterdache einer Baniane, sieht man die reisenden Eingeborenen oft in Scharen gelagert. In den verschiedensten Stellungen, meist mit gekreuzten, untergeschlagenen Beinen, hocken sie am Boden oder auf der ausgebreiteten Matte. Uns würde diese Art zu sitzen ebenso wie die anderen gebräuchlichen stuhllosen Sitzarten im höchsten Grade unbequem, ja mit der Zeit schmerzhaft werden, doch der Hindu ist von Kind auf daran gewöhnt.



Bandikarren mit Zebus bespannt.

Auch ganze Reihen jener wunderlichen, unbequemen, aber einen anheimelnd patriarchalischen Eindruck machenden Ochsenkarren, die vor der Zeit der Eisenbahnen fast ausschließlich den ganzen Fracht- und Personenverkehr vermittelten, sieht man häufig vor den Rasthäusern oder unter dem grünen Blätterdome der Banianen halten, die Ochsen friedlich wiederkäuend, nachdem sie im nahen Teiche ein erfrischendes Bad genommen haben, des schweren Jochbalkens ledig. Des Ochsenkarrens alte Herrlichkeit ist heute vorüber; nur hier und da in Zentralindien und im inneren Dekhān sieht man heute noch solche langen, aus 50 und mehr Wagen bestehenden Karrenzüge, wie sie früher in ganz Indien gebräuchlich waren, gemächlich im Staube der Straße entlang schleichen.

Die kleinen aber kräftigen Zebuochsen, die ihren Namen „Buckelochsen" dem zwischen den Schultern sitzenden charakteristischen Fettbuckel verdanken, sind sehr flinke, ausdauernde Zugtiere und dabei sehr anspruchslos. Nur eine üble Eigenschaft haben sie — sie werden gern störrisch und sind dann nicht mehr voranzubringen. Dann muß der Nasenring helfen, der straff angezogen wird, oder der Kutscher dreht den Schwanz der Ochsen so lange, bis der Schmerz die Tiere antreibt,



Ochsendroschke.

falls sein Zungenschnalzen und lautes Anrufen nichts nützt. Sonst aber sind sie im ganzen gutwillig und unermüdlich im Traben, wenn sie genügend Futter erhalten und gelegentlich einmal sich durch ein Bad im Teiche oder Flusse erfrischen dürfen. Es gibt trotz ihrer sonstigen Gutartigkeit sehr gefährliche Durchgänger unter ihnen.

Ich habe diese Ochsenkarren — im Süden bandi genannt — in meinem Buche über Südindien bereits mit der behaglichsten Ausführlichkeit beschrieben. Obwohl ihre Konstruktion in den verschiedenen Teilen Indiens natürlich verschieden ist, so ist doch der Grundtypus überall annähernd derselbe — zwei hohe Räder, auf denen der Bohlenbelag des Wagenbodens ruht, und ein über den vorn und hinten offenen Wagen ge-

wölbtes Mattendach, über dessen Vorder- und Hinterteil das zum Füttern der Ochsen benötigte Reisstroh in dicken Wulsten befestigt ist. Der Kutscher sitzt vorn im Bocksitz, der durch einige vom Wagenrande nach der Deichsel gehende Latten gebildet und je nach Umständen durch etwas Stroh und den darüber gebreiteten Turban zu einem bequemen Sitze hergerichtet wird, in etwas bedenklicher Nähe der hinteren Extremitäten der Tiere, deren Schwänze, wenn sie nach den Stechfliegen schlagen, dem „Bandikaren" als Naturfächer und unter Umständen auch als Wecker dienen; denn die Bandikaren schlafen, wenigstens bei Nachtfahrten, gern ein und überlassen es ihren klugen Tieren, den Weg allein zu finden. Da hat denn solch ein gelegentlich durchs braune Gesicht gezogener Ochsenschwanz eine recht ermunternde Wirkung, ebenso wie er dem Kutscher als willkommenes und bequemes Mittel dient, seinen Wünschen handgreiflichen Nachdruck zu verleihen, wenn die vorn an der Deichsel nicht so wollen wie er hinten auf dem Bocksitz. Die Deichsel ist an dem starken Jochbalken befestigt, welcher querüber vor dem Fettbuckel auf dem Nacken der Tiere liegt. Keine Feder mildert die Stöße des Wagens auf holperigem Wege, und unsere Missionare, die viel im Ochsenwagen reisen müssen, wissen ein Liedchen von der knochenbrechenden Poesie des Bandireisens zu singen. Besonders lästig ist bei dieser Art des Reisens der Umstand, daß man genötigt ist, einen ganzen kleinen Haushalt mit sich zu führen, wenn man nicht unterwegs in die unangenehmsten Verlegenheiten kommen will. Vor allem darf man es nie versäumen, einen Vorrat von gutem Trinkwasser mitzunehmen, da es fast unmöglich ist, abseits von den Städten genießbares Wasser zu erlangen, und genötigt sein würde, aus den Teichen zu trinken, in denen die Eingeborenen täglich ihre schmutzigen Kleider und Körper waschen und aus denen sie gleichzeitig ihr Trinkwasser schöpfen.

Ist man aber einmal unterwegs und Weg und Wetter sind gut, dann hat diese Art zu reisen etwas überaus Anheimelndes und Romantisches und bietet zugleich manche günstige Gelegenheit, tiefere Einblicke in das Volksleben zu tun, als sie sich einem flüchtigen Weltwanderer bieten, der auf Dampfesflügeln das Land durcheilt. Mit besonderer Vorliebe reist man in den Nachtstunden, weil die brennende Glut der Sonne das Reisen bei Tage fast unerträglich macht und die lauen Nächte bei völlig sternklarem Himmel unaussprechlich schön sind. Wer solch eine nächtliche Bandifahrt im silberweißen Mondschein machen durfte oder in dunklen Nächten das wunderbare Lichtgefunkel der Myriaden

von großen Leuchtkäfern gesehen hat, die allnächtlich im dunklen Laubwerk der Banianen und anderer die Straße beschattender Laubbäume ihr Wesen treiben, der vergißt es nie wieder, das Gesumm und Gebrumm und Gezirp der Insekten, den Gesang der Nachtsänger in den Wäldern, das Rauschen des nahen Flusses, die eintönige Musik, die aus dem nächsten Tempel herübertönt, das jähe Aufrauschen der Palmen, wenn ein Windstoß durch die träumenden Kronen fährt, das Geheul und Gewinsel der Schakale, das alles drückt solch einer Nachtfahrt den



Einfacher Tragstuhl.

Stempel eines eigentümlich fremdartigen Reizes auf. Unter den vielen, denen Indien eine zweite Heimat geworden ist und mit denen ich in nähere Berührung getreten bin, habe ich keinen gefunden, der nicht mit freundlichen Gedanken, wo nicht gar mit einer gewissen zärtlichen Anhänglichkeit an den altehrwürdigen Rumpelkarren sich erinnerte und diese altmodische Art zu reisen nicht mit einem wohlwollenden Humor gepriesen hätte, trotz all der blauen Flecke, die er diesem exemplarischen Gefährt zu verdanken hatte.

Soll ich alle anderen in Indien zur Beförderung von Menschen und toten Lasten gebrauchten Gefährte und Transportmittel von der eleganten europäischen Equipage bis zum so oder so geformten, von

Pferden, Ochsen, Kamelen oder Menschen bewegten Karren, Palankin, Mandschil, Dari oder wie sie sonst lokal bezeichnet werden, beschreiben? Ich bin nicht so grausam und hoffe, die Leser meines Buches werden auch nicht so grausam sein, das von mir zu verlangen. Dazu ist Indien etwas zu groß und die örtlichen Verhältnisse sind zu verschieden, so verlockend es auch andererseits ist, dem Leser die von Ochsen gezogenen europäischen Galaequipagen reicher Hindus und die in nordindischen Städten hier und da gebräuchlichen Kamelomnibusse und andere im Wandel der Zeiten aufgekommene oder erhalten gebliebene Beförderungsmittel in breiter Gemütlichkeit vorzuführen.

Einen ungeheuren Umschwung in den ganzen Verkehrsverhältnissen des Landes hat natürlich die Eisenbahn herbeigeführt. Es gibt heute tatsächlich in dem großen, weiten Indien kaum einen einigermaßen bedeutenderen Ort, dessen Name nicht in dem dickleibigen Kursbuche der indischen Eisenbahnen verzeichnet stände. Man sehe die Karte von Indien an. Neben dem wunderbar verzweigten blauen Geäder, welches die zahlreichen, das Land bewässernden Ströme und Flüsse andeutet, erblickt man ein Netz von roten Linien, von Peschāwar und Dardschiling bis hinab nach Kumāri, wie man es so dichtmaschig in manchen Partien der Karte von Europa kaum findet, und zahlreiche unterbrochene Rotlinien deuten es an, wie eifrig England am weiteren Ausbau seines gewaltigen indischen Eisenbahnnetzes arbeitet. Es gibt keinen schlagenderen Beweis für den gewaltigen, zielbewußten Unternehmungsgeist der Engländer und für die kluge, berechnende Opferwilligkeit, mit der sie am Ausbau und an der Nutzbarmachung ihrer kostbaren Kolonie arbeiten, als dieses Riesennetz von eisernen Verkehrsadern, mit dem sie das Land, um das die ganze Welt sie beneiden muß, bedeckt haben. Allen Respekt! Vielleicht kommen wir in unseren Kolonien auch noch einmal so weit. Mag einer über die Engländer sagen, was er will, und mögen sie ihre Fehler haben, welche sie wollen, ein großartiges Volk sind sie doch!

Natürlich waren bei der Erbauung dieser großartigen, vielverzweigten Bahnstrecken neben der wirtschaftlichen Erschließung des Landes und anderen Motiven in hervorragender Weise auch strategische Rücksichten maßgebend. Um so mehr muß es bei dem sonst so praktischen Sinne der Engländer wundernehmen, daß von einer einigermaßen einheitlichen Spurweite der Eisenbahnen in Indien keine Rede ist. Im Gegenteil weisen dieselben hinsichtlich der Spurweite eine uns ganz unbegreifliche Mannigfaltigkeit auf, die zur Vereinfachung des Verkehrs entschieden nicht beiträgt. Die Spurweite differiert in vielen

Abstufungen zwischen 30 und 66 englischen Zoll. Was die maßgebenden Ingenieure veranlaßt hat, so fest auf ihrem Kopfe zu bestehen, daß sogar bereits breitspurig unterbaute Strecken schließlich doch schmalspurig ausgebaut wurden, und was die Regierung bewogen hat, sich ihnen zu fügen, das weiß der Himmel. Jedenfalls ist dem Reisenden der Übergang von den weiten, geräumigen Wagen der breitspurigen Strecken in die viel engeren und unbequemeren der Schmalspurstrecken, wie z. B. der großen Rādschputānabahn, keineswegs angenehm;



Eisenbahnstation in Dardschiling.

außerdem bedenke man die Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten, die im Falle der Notwendigkeit eines größeren Militärtransportes im Kriegsfalle erwachsen müssen, und die durch das Umladen für den Frachtverkehr sich ergebenden Umständlichkeiten.

Die Stationsgebäude haben nur auf einzelnen Strecken ein gefälliges Äußere und bieten nur ausnahmsweise Gelegenheit, sich zu restaurieren. Im übrigen muß der Reisende seinen Mundvorrat selbst mitführen, wenn er nicht auf die vegetarischen Genüsse angewiesen sein will, welche die besonders in den Nachtstunden ihre Ware anbietenden Händler auf den Stationen ausrufen und in Gestalt von Früchten, Süßigkeiten, Milch usw. für billiges Geld darbieten. Auf

manchen Strecken, wie der großen Rādschputānabahn, zeigen die Stationsgebäude eine geradezu verblüffende Einfachheit, Eintönigkeit und Geschmacklosigkeit. Die Hauptbahnhöfe der großen Städte dagegen sind gewaltige moderne Palastbauten.

Sehr anerkennenswert ist die allerdings auch durch die klimatischen Verhältnisse gebotene praktische Sorgfalt, mit der man die Wagen gegen die lästige Hitze zu schützen gesucht hat, um den Reisenden den Aufenthalt in den oft überfüllten Wagenabteilen erträglich zu machen. Die Wagendecke hat auf beiden Seiten einen schräg abfallenden, mehrere Fuß breiten dachartigen Vorsprung, welcher die Sonnenstrahlen abhält, so daß sie nur bei tiefstehender Sonne die außerordentlich zahlreichen Fenster treffen können. Diese dicht beisammenliegenden Fenster haben überdies einen vierfachen Verschluß, nämlich außer dem gewöhnlichen Schiebefenster mit hellem Glas noch ein solches mit blauviolettem Glas, eine dichte Jalousie von Holz und außerdem auch noch den bei uns üblichen Vorhang, so daß in der Tat kein Sonnenstrahl gegen den Willen des Reisenden ins Abteil fallen kann. Einen originellen Eindruck macht es, wenn man sieht, wie die Eingeborenen, wohl des kühlenden Luftzugs wegen, diese Fenster als Ruhepunkt für ihre hinausbaumelnden braunnackten Füße benutzen und wie sie, während der Zug noch in Bewegung ist, mit affenartiger Behendigkeit durch die Fenster aussteigen, besser gesagt ausklettern; denn kein Schaffner legt ein Veto ein, wie in Indien der Reisende überhaupt nicht so wie bei uns vom Schaffner bemuttert wird. Das hat einesteils sein ganz Angenehmes, anderenteils hat es auch mitunter fatale Folgen, indem man, besonders bei Nacht, leicht das Ausrufen der Stationsnamen überhört und die Aussteigestation überfährt. Praktische Ventilatoren mit rotierenden feuchten Filzrädern sorgen für kühlenden Luftzug, und auch sonst sind mancherlei Vorkehrungen getroffen, um die Coupés möglichst kühl zu erhalten. Statt der warmen Polster findet man Kokosmatten an den Wänden und jeder Wagen hat einige Waschtoiletten, deren Wasservorrat allerdings während der Fahrt so heiß zu werden pflegt, daß man erschrickt, wenn man den Finger hineintaucht. Auch auf den Perrons ist vielfach für Erfrischungen gesorgt; Brahminen bieten in Blechgefäßen Trinkwasser an, das gar bald in den messingenen Trinkgefäßen der durstigen Passagiere verschwindet. Auch Wasserfilter, in denen das Wasser durch mehrere poröse Tongefäße durchsickert und infolge der Verdunstung sich abkühlt, findet man auf manchen Perrons zur Benutzung des Publikums aufgestellt. Hier und da, auf größeren

Stationen, kann man auch eine Tasse Tee, ja — allerdings für schweres Geld — eine Flasche Pilsener direkt vom Eis erhalten. Die in den Stationsgebäuden ausgehängten Fahrpläne sind in mehreren Sprachen verfaßt, außer in Englisch — mitunter fehlt der englische Fahrplan ganz — in der Sprache des betreffenden Landesteils und im Norden außerdem noch in Sanskrit, und zwar so, daß viele Wörter, welche die Engländer nicht ins Sanskrit übertragen wollten oder konnten, einfach unübersetzt mit Sanskritbuchstaben, die englische Aussprache nach-



Zug mit Elefanten auf dem Hauptbahnhofe in Madras.

ahmend, wiedergegeben werden, ohne dabei besonders skrupulös zu verfahren. Auch die Stationsnamen sind mehrsprachig angeschrieben, in der landesüblichen Form und der für einen Deutschen oft schaudererregenden englischen Zurechtstutzung. Dichte, mit zahllosen weißen oder gelben Blüten bedeckte Kaktushecken begleiten oft auf weite Strecken als schützender Zaun die Eisenbahnstrecken und bieten zur Zeit der Blüte einen überaus anmutigen Anblick, stellenweise abgelöst von Opuntien und meterhohen Aloestauden mit gewaltigen Blütenschäften. Die Stationsnamen werden auf den oft mit reizenden Blumenanlagen und Ziersträuchergruppen geschmückten Stationen durch den eingeborenen

Portier ausgerufen; auch der Stations-master, der Bahnhofsinspektor mit der blauen Jacke, die er jedoch nur beim Nahen eines Zuges anlegt, während er sonst mit nacktem Oberkörper einhergeht, und der mit rotem Fez, weißen Beinkleidern und weißer Jacke, Ledergurt und Sandalen bekleidete Bahnpolizist sind beide Eingeborene und legen zu respektvollem Salām die Hand an die Stirn, sobald sich ein weißes Gesicht am Coupéfenster blicken läßt — der fremde durei oder sahib könnte ja ein maßgebender Regierungsbeamter sein.

Ein überaus fesselndes Bild bietet das Leben auf indischen Bahnhöfen. Was für eine Mannigfaltigkeit von Menschen kann man da durcheinanderwimmeln sehen, wenn die mit großen Holzklötzen geheizte Lokomotive den Zug herangeschleppt bringt und der Portier mit der Handglocke oder durch Schlagen auf ein Stück Eisenbahnschiene das Signal zum Einsteigen gibt. Übrigens tragen nur die auf englischen Strecken fahrenden Lokomotiven die rote Farbe durchgängig; in Maissur z. B. hat man schwarze Maschinen, ein Zeichen, wie dieser indische Staat sich bemüht, die längst verlorene Selbständigkeit wenigstens noch äußerlich zur Schau zu tragen. Derselbe Verkehr, wie auf unseren Bahnhöfen, herrscht auch auf indischen Stationen, nur daß es viel lärmender und aufgeregter zugeht und alles in das bunte indische Gewand gekleidet ist. Da schreitet selbstbewußt, die dreiteilige Schnur, das Zeichen seiner Würde, unter der Jacke verborgen, ein wohlgenährter Brahmine über den Perron, mit fast europäischer Gesichtsfarbe, ganz durchdrungen vom Bewußtsein seiner Würde als Regierungsbeamter und seiner Heiligkeit als Zweigeborener. Hinter ihm, vielleicht sogar neben ihm geht seine Frau, im anmutig um den Körper geschlungenem buntseidenen Gewand, mit hellklingenden Gold- und Silberspangen an Armen und Füßen, mit funkelnden Juwelen in Ohren, Nase und Haar und wertvollen Ringen an Fingern und Fußzehen. Wie kalt und völlig gleichgültig ihrer schwarzen Augen unverschleierter Blick von den ihr begegnenden Männern, auch von dem stattlichsten Europäer abgleitet — wie Wasser vom Wachstuch, ganz als ob sie Luft sähe! Das fordert die gute Sitte und ist den indischen Frauen ganz zur anderen Natur geworden. Nachdem er eingestiegen ist und Platz genommen hat, darf auch sie, auf seinen Wink, sich setzen. Das ist ein Typus, dem man überall auf den Bahnhöfen begegnet. Und nun die zahllosen anderen Kasten und Nationalitäten in ihren mehr oder weniger malerischen, bunten Trachten und charakteristischen Erscheinungen, europäisch gekleidete und halbnackte Gestalten, die Frauen mit dicken Bettbündeln

für die Nachtfahrt auf dem Rücken, das Baby an der Hand oder auf der Hüfte reitend! Auch was es sonst an Gepäck zu tragen gibt, ruht auf den Schultern oder dem Kopfe der mitreisenden Frauen. Alle Schattierungen vom europäischen Weiß bis zum tiefsten Kaffeebohnenbraun, alle Volksstämme Indiens und der Nachbarstaaten, Händler, die ihre Waren anpreisen, Büßer und Wallfahrer in den wunderlichsten Aufzügen, Söhne des schwarzen Erdteils und des Himmlischen Reiches, sie alle drängen sich auf den Perrons der verkehrsreichen indischen Bahnhöfe bunt durcheinander, die Luft mit einem babylonischen Sprachengewirr erfüllend und alle möglichen Gerüche verbreitend, von denen die wenigsten für europäische Nasen taugen. Dasselbe bunte Durcheinander findet man in den Wartesälen bei Nacht und in den Coupés, obschon die höheren Kasten gern den ganzen Zug ablaufen, um womöglich ein Abteil mit Genossen der eigenen Kaste zu finden, in dem sie nicht Gefahr laufen, durch die Mitanwesenheit eines Lederstiefel tragenden Europäers oder eines gemeinen Parias verunreinigt und an der Einnahme ihrer Reisezehrung gehindert zu werden — ein in den meisten Fällen fruchtloses Bemühen. Wunderlich sticht das dick auf die Stirn gemalte Götzenzeichen von der goldenen Brille ab, die bei vielen den intelligenten Gesichtszügen einen noch intelligenteren Ausdruck verleiht. Viele, die sich das leisten können, reisen mit Dienerschaft. Mit mißtrauischen, mißvergnügten Blicken mustert der nach langem Suchen endlich eingestiegene Brahmine den bereits vor ihm eingestiegenen Coupéinsassen, findet sich aber endlich, der Not gehorchend, in sein Mißgeschick und zieht die Beine auf den mit Kokosmatten belegten Seitensitz hinauf. Gemächlich holt er aus seinem blendendweißen Lendentuche grüne Betelblätter und zerkleinerte rotbraune Arekanuß hervor, bestreicht die Finger und das Blatt mit Butter, rollt es mit der Nußeinlage zusammen und gibt sich, behaglich kauend, dem geliebten Genusse hin, den kein Hindu entbehren kann.

Die Personenzüge sind wegen des, zumal in Festzeiten, sehr starken Verkehrs in der Regel ziemlich lang. Jeder Zug enthält wenigstens ein für Europäer und Eurasier reserviertes Abteil, kenntlich an der Aufschrift „Europeans and Eurasians“, sowie ein Abteil mit der Aufschrift „ladies only“, d. h. „nur für europäische Damen“, während die für alleinreisende eingeborenen Frauen bestimmten Coupés, deren Fenster mit Eisengittern versehen sind, in gelben Lettern die Aufschrift „females only“ tragen. Die Wagen dritter Klasse enthalten fünf durch Holzplatten voneinander getrennte Abteile, deren jedes durch die Auf-

schrift „nur für 10 Personen“ vor Überfüllung bewahrt werden soll; doch kümmern sich die Leute wenig um diese Bestimmung, da der Zudrang auf vielen Stationen ein ganz bedeutender ist. Dieser starke Personenverkehr kann bei der großen Reiselust der Hindus, besonders der südlichen, nicht wundernehmen, zumal wenn man bedenkt, daß zu einem einzigen großen Götzenfeste mitunter eine halbe Million Besucher durch die Bahn befördert werden.

Da die Hindus sich unterwegs sehr lebhaft zu unterhalten pflegen und dabei sehr laut, mitunter geradezu schreiend reden, so herrscht in den bei Nacht zumeist mangelhaft beleuchteten Stationsräumen und Wartehallen, wo die Eingeborenen bunt durcheinander stehen, kauern oder am Boden liegen, oft ein ziemlicher Lärm und man kann bei mangelnder Vorsicht leicht über einen am Boden ruhenden Passagier stolpern.

Auch für Lektüre ist in vielen Wartesälen gesorgt — Bibeln und Traktate in englischer und eingeborener Sprache, die zu beliebigem Gebrauche ausgelegt sind.

Die Augen der handelsbeflissenen Welt sind von jeher voll begehrlichen Interesses auf Indien gerichtet gewesen. Schon im grauesten Altertum, als noch die Phönizier die Herren des Meeres waren und mit ihren Schiffen auch weit nach dem Osten vordrangen, fand zu Lande und zur See ein lebhafter Handelsverkehr des Westens mit Indien statt und die Produkte dieses von der Natur so wunderbar vielseitig begünstigten Landes fanden ihren Weg bis nach dem fernen Westen. Die großen Handelsemporien Vorderasiens, Ägyptens und Europas verdankten ein gutes Teil ihrer Macht und ihres Reichtums dem Handelsverkehr mit Ostindien und verfielen, sobald der indische Seehandel in andere Wege geleitet wurde, sehr schnell. Den heutigen mächtigen Aufschwung des Handels und die dadurch bedingte Hebung des Wohlstandes und der Steuerkraft verdankt Indien nicht nur dem großartigen Umschwung, der im gesamten Welthandelsverkehr der seefahrenden Nationen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eingetreten ist, seit die großen Dampfer den Ozean durchkreuzen und der Schiffahrt ganz neue, wesentlich abgekürzte Wege eröffnet worden sind, sondern auch der durchgreifenden Verbesserung der Verkehrsverhältnisse und der Verwaltung des Landes selbst. Die Kanäle und Eisenbahnen, deren Ausbau so energisch gefördert worden ist, haben den Fracht- und Personenverkehr wesentlich erleichtert und verbilligt. Die Zeiten liegen noch gar nicht allzuweit zurück, wo die indischen Straßen vielfach nicht viel mehr waren

als einfache, kaum für den Wagenverkehr genügende Fahrwege und wo besonders das Fehlen der Brücken ein, zumal in der Regenzeit, schwer empfundenes Verkehrshindernis bildete. Wohlhabende Reisende reisten mit ganz bedeutendem Aufwand im unbequemen, schwankenden, von Menschen getragenen Palankin oder im Ponywagen, unbemittelte zu Fuß, tagsüber in der Sonnenglut wandernd und nachts unter Bäumen schlafend. Öffentliche Verkehrsvorrichtungen zur Beförderung von Personen und Frachtgütern waren nicht vorhanden, auch kein eigentliches



Bahnstrecke in den West-Ghâts.

Postwesen. Die Straßen waren in vielen Landesteilen sehr unsicher und ärztliche Hilfe nirgends zu finden. Die jetzt so zahlreichen öffentlichen Rasthäuser waren selten. Briefe, Geldsendungen, Juwelen und andere Wertsachen mußten durch Privatboten befördert werden, die wegen ihrer armseligen äußeren Erscheinung unterwegs auf einige Sicherheit rechnen durften, Waren auf Ochsenkarren oder auf dem Rücken von Kamelen, oft auf Entfernungen von 500—1000 Meilen.

Unter dem englischen Regiment sind alle diese primitiven, rückständigen Verhältnisse im letzten Jahrhundert nach und nach völlig verschwunden; gute Landstraßen sind überall vorhanden, die Ströme sind überbrückt und, soweit es anging, schiffbar gemacht, Kanäle und Eisen-

bahnen durchziehen das ganze Land, und noch immer werden alljährlich bedeutende Summen für die Verbesserung und Vervollkommnung der Verkehrsverhältnisse aufgewendet. Ein lebhafter Schiffsverkehr verbindet die Küstenorte, die fast ausnahmslos Bahn haben; die Post- und Telegraphenverhältnisse sind vorzüglich und ganz auf der Höhe der Zeit. Man reist so billig und sicher wie in Europa. Große Zeitungen, die es mit unseren großen Tageszeitungen aufnehmen und vorzüglich redigiert sind, erscheinen in allen wichtigeren Sprachen des Landes und an allen wichtigeren Plätzen und melden die Weltbegebenheiten ihren Lesern ebenso prompt wie die europäischen Blätter. Die kleinsten Orte haben ihre Postbestellung durch die zuverlässigen und schnellfüßigen braunen Postboten, die mit dem Briefpaket auf dem Kopfe und dem Klingelstabe in der Hand, in gemessenen Zwischenräumen einander ablösend, im Trabe von Station zu Station eilen wie Schnelläufer. Sie haben immer nur einige Meilen zu machen, und sobald der nächste Bote von fern das Klingelzeichen vernimmt, macht er sich marschbereit. So werden die Briefschaften sehr schnell und prompt über Land befördert.

Bei weitem der größte Teil der Bewohner Indiens nährt sich noch heute wie vor alters von den Erträgnissen der Landwirtschaft, deren Betrieb im wesentlichen derselbe geblieben ist, wie zu den Zeiten der Väter. Von der neu aufgekommenen und größtenteils in den Händen von Europäern liegenden Plantagenwirtschaft, an der die Regierung selbst lebhaft beteiligt ist, reden wir später. Nur einige allgemeine Bemerkungen über den heutigen Landwirtschaftsbetrieb sollen hier folgen.

Die Gesetze über Grunderwerb sind in Indien heute genau festgelegt und man hat dabei vielfach dem alten Herkommen Rechnung getragen. Man kann auf verschiedenerlei Art Land erwerben, nicht nur durch Erbschaft und Kauf, sondern auch durch eine Konzession der Regierung, welche diejenigen Ländereien, die keinen nachweisbaren Eigentümer haben und brach liegen, in größeren oder kleineren Parzellen an diejenigen Petenten, welche sich zur pünktlichen Abgabe der Landtaxe verpflichten, als eine Art Lehen abläßt. Die Erbschaftsverhältnisse sind sehr verschieden. Es gibt ziemlich bedeutende Latifundien im Lande; viele Tempel verfügen über einen sehr ausgedehnten Grundbesitz. Im übrigen fällt jedem, der Indien durchreist, die, wenigstens stellenweise, außerordentlich große Zersplitterung des Grundbesitzes in kleine Parzellen auf, die vielen Feldfluren ein überaus buntes Aus-

sehen verleiht. Der Grund liegt in den in vielen Gegenden von altersher bestehenden eigentümlichen Erbschaftsbestimmungen, nach denen der gesamte Grundbesitz des Vaters zu ganz gleichen Teilen unter sämtliche Söhne verteilt wird, und zwar so, daß von jedem geringeren oder ertragfähigeren Grundstück jeder den gleichen Anteil erhält. So hat



Indischer Postbote (Stadt).

sich mancher ganz ansehnliche Grundbesitz im Laufe der Zeiten so zersplittert und verkleinert, daß die Besitzer kaum noch ihr dürftiges Jahrbrot ernten können, falls sie nicht pachten oder kaufen oder Regierungsland erwerben. Und auch dann noch hat es seine liebe Not, durchzukommen, wegen der vielen Unkosten, Lasten und Abgaben.

Die meisten indischen Landbauern haben also ihr Land entweder von der Regierung zu Lehen, oder sie stehen im Abhängigkeitsverhältnis zu Großgrundbesitzern, den Zemindaren und Schrottriadaren, welche

die Pachtscheine ausfertigen und die Grundsteuer einkassieren. Die ersteren sind Besitzer einer ganzen Dorfflur und zahlen für ihr Besitzrecht eine feste jährliche Pauschalsumme an die Regierung. Dafür haben sie das Recht, ihre Ländereien nach Belieben in Afterpacht zu geben und sich so nicht nur schadlos zu halten, sondern sich auch einen Gewinn zu verschaffen. Dieses ihnen zustehende Recht dürfen sie auch verkaufen. Die Schrottriadare, Nachkommen alter angesehener Geschlechter aus der Kriegerkaste, vererben ihr Recht auf die männlichen Nachkommen ihrer Familie und haben außer der Dorfsteuer und Straßensteuer keine weiteren Verpflichtungen gegen die Regierung.

Die Höhe der zur Erntezeit in vier oder weniger Terminen zu entrichtenden Grundsteuer wird in den Regierungsdörfern, wo die einzelnen Grundstücke vermessen und mit Grenzsteinen versteint sind, je nach der Bodenklasse und der mehr oder weniger günstigen Bewässerungsgelegenheit bemessen; in den Zemindareien und Schrottriamdörfern, wo die Grenzen der einzelnen unvermessenen Grundstücke nur durch Hecken oder Zäune bezeichnet sind, richtet sich die Höhe der zu zahlenden Landtaxe danach, ob das Land Gartenland, bewässertes oder unbewässertes Land ist und ob die Möglichkeit vorhanden ist, zwei Ernten davon zu nehmen. In dem letzteren Falle erhöht sich die Grundsteuer um 50%. Die Wasserrechtsverhältnisse sind ganz genau geregelt und eine Menge von Prozessen sind die Folge von Streitigkeiten, die eben wegen der Bewässerung zwischen den einzelnen Bauern entstehen. Leider sind die eingeborenen Richter von jeher der Bestechung sehr zugänglich gewesen. Lenkt einer das Wasser auch nur einen Tag auf sein „unbewässertes" Land, so tritt sofort eine Erhöhung der Steuer ein.

Die Bewässerung erfolgt auf verschiedene Weise. Wo ein Fluß in der Nähe ist und die Geländeverhältnisse dies gestatten, wird das Wasser des Flusses durch ein vielverzweigtes, sorgfältig angelegtes Kanalnetz in die Felder geleitet, die dann mit Dämmen versehen sind, so daß das durch die Dammöffnungen hineingelassene Wasser nach Schließung der Dämme darin stehen bleibt und das Feld in einen seichten Teich verwandelt. Wo kein Fluß da ist oder die Terrainverhältnisse die Anlage solcher Kanalabzweigungen nicht gestatten, hilft man sich durch Anlage von Kunstteichen von oft ganz bedeutendem, seeartigem Umfang, indem man zur Regenzeit das Wasser durch Dämme staut und das so künstlich aufgespeicherte Regenwasser je nach Bedarf in die Felder abfließen läßt.

In Gegenden, wo auch diese Art der Bewässerung nicht durchzuführen ist, muß man sich durch Brunnenbewässerung zu helfen suchen. Diese Ziehbrunnen, die teils von Menschen, teils mit Zuhilfenahme von Vieh bedient werden und mit Hebelbalken oder Schöpfvorrichtungen anderer



Ziehbrunnen.

Art arbeiten, haben in verschiedenen Gegenden verschiedene Anlage und haben den armen Landbauern oder ihren Arbeitern, welche sie bedienen müssen, schon manchen sauern Schweißtropfen ausgepreßt. Man sieht sie so oft abgebildet, daß eine eingehende Beschreibung überflüssig erscheint.

Natürlich können auf diese letztere überaus mühselige und umständliche Art nur kleinere Flächen bewässert werden, zumal da das wieder-

holte Aufhacken des sich schnell verhärtenden Bodens und das Ausjäten des üppig wuchernden Unkrautes nicht wenig Zeit und Arbeitskraft in Anspruch nimmt. An Flüssen mit hohen Ufern findet man zahlreiche Schöpfräder, besonders im Pandschāb.

Alle diese künstlichen Hilfsmittel sind nur da nötig, wo es überhaupt an der genügenden Regenmenge fehlt oder dann, wenn einmal die periodischen Regen aussetzen oder nicht in genügender Menge fallen. Ohne sie ist dann nichts anzufangen; denn wo das Wasser fehlt, da wird in Indien auch das beste Land zur sonnverbrannten Wüste, in welcher nichts wächst als Dorngestrüpp, trockene Dschangels und undurchdringliche Kaktushecken. So ist es heute, und so ist es vor Jahrtausenden gewesen.

Wenn wir davon reden, wie es in Indien einst war und heute ist, müssen wir auch des Handwerks und Kunsthandwerks gedenken, in denen von den Einflüssen europäischer Kultur und Art noch verhältnismäßig wenig zu bemerken ist, trotzdem die Maschine bereits in Indien heimisch geworden ist. Es wäre auch bedauerlich, wenn der Einfluß des europäischen Geschmacks und der westlichen Kunstrichtung die uralte indische Eigenart zerstören sollte und die Erzeugnisse des handwerklichen Kunstfleißes ihre gediegene Originalität verlören. Es wird ja in Indien in Gebrauchs- und Schmuckgegenständen auch viel wohlfeile Ramschware angefertigt, aber dieselbe ist, ganz und gar der heimischen Gewohnheits- und Geschmacksrichtung entsprechend, nach echt indischem Stil hergestellt und bis herab zum einfachsten Blatt- und Wurzelfächer und zum geringsten, aus Lehm und Kuhmist und Schellack geformten, rot und gelb und grün bemalten und mit Katzengold strahlend verzierten Anna-Armband originell und interessant. Trotz des Stehenbleibens bei dem alten Geschmack und der altgebräuchlichen einfachen Herstellungsart — oder infolge davon? — weisen viele Erzeugnisse des einfachen indischen Handwerks und besonders des Kunsthandwerks eine Schönheit und Vollendung auf, die uns staunen macht. Man muß die wunderbar zarten Dessins, die wahrhaft künstlerischen und in der Farbenwahl ebenso prächtigen als geschmackvollen Tier- und Blumenmuster und stilisierten Tier- und Pflanzenornamente gesehen haben, welche die indischen Weber auf ihren Webevorrichtungen, die oft den Namen eines Webstuhls kaum verdienen, in ihre zarten Seidengewebe hineinzaubern, um einen Begriff von der unglaublichen Handfertigkeit und dem feinen Kunstgeschmack der ganz nach der Väter Weise arbeitenden und vom Wandel der Zeiten unberührt gebliebenen Leute

zu erhalten! Man zeige uns in Europa etwas, das auch nur annähernd an die wunderbar zarten und bei aller Zartheit und aller Schwierigkeit der Bearbeitung des Materials mit den primitiven indischen Werkzeugen so kunstvollendeten und mit der unglaublichsten Akkuratesse ausgeführten Marmorfiligranarbeiten und Edelsteinmosaiken der nordindischen Prachtbauten aus der Zeit der Großmoguln und sonstige verwandte Leistungen des indischen Kunsthandwerks heranreichte, zumal wenn man die reiche Echtheit und Originalität des Materials und der Kunstformen in Betracht zieht. Auch die einfacheren Erzeugnisse



Indische Weber bei der Arbeit.

des handwerklichen Fleißes, Holzschnitzereien, Töpferwaren, Gebrauchsgegenstände aus Metall und anderen Stoffen, tragen nicht nur den Stempel der Eigenart und Originalität, sondern auch den eines guten, wenn auch oft fremdartigen Geschmacks, einer großen Geschicklichkeit und wunderbaren, sich Zeit nehmenden Geduld an sich. Wie viele technische Hilfsmittel, wie sie unserem Handwerk und Kunsthandwerk zur Verfügung stehen, muß der indische Handwerker und Künstler entbehren! Und die Echtheit des verwendeten Materials! Kaufe ich heute in Deutschland einen goldenen Gegenstand, etwa einen Siegelring, und wende nicht ein Stück pflanzenfasernes Papier dafür auf, und biete denselben nach einer Stunde einem anderen Goldarbeiter zum

Kauf an, so zuckt er die Achseln, prüft und zahlt mir ein paar Markstücke auf den Tisch. Fahre ich damit nach Indien und präsentiere ihn einem dortigen eingeborenen Jeweller, so lächelt er fein und gibt mir den Ring mit dem achselzuckenden Bedauern zurück: „German gold!“ Das soll in keiner Weise einen Vorwurf für unsere heimische Industrie und unsere geschickten Gold- und Silberarbeiter bedeuten; dieselben arbeiten eben unter ganz anderen Verhältnissen und müssen für Arbeitsleistung und Muster oft mehr berechnen, als der Hindu für das ganze fertige Stück. Ganz erstaunlich ist es, was die kleinen braunen Hände der mohammedanischen Frauen und Mädchen in der Seiden-, Gold- und Silberstickerei leisten. Die Drechsler verfertigen die kunstvollsten Dreharbeiten, obwohl sie eine Drehbank überhaupt nicht kennen — die muß der Fidelbogen ersetzen, dessen Schnur um das zu bearbeitende in Zapfen ruhende Holzstück geschlungen wird. Während die Rechte mit kräftigem Zug den Bogen hin und her zieht und dadurch das Werkstück in rasche Umdrehung versetzt, handhabt die Linke den Schleifmeißel oder die bunte Lackstange oder das zum Glätten des so aufgetragenen Lackes dienende Blätterbündel, und auch die Füße müssen, wie bei fast allen indischen Handwerkern, mitarbeiten, und Zange, Schraubstock und wer weiß was sonst noch ersetzen. Was für Künstler in ihrem Fach würden die indischen Handwerker vollends sein, wenn die Schranken nicht gewesen wären, welche von jeher der freien Entwicklung des künstlerischen Geschmacks und der Art der technischen Ausführung durch den eigentümlichen Volksgeschmack, die religiösen Einflüsse, durch die jahrtausendelange Abgeschlossenheit Indiens von der übrigen Kulturwelt und vor allem auch durch die jede freie Bewegung hemmende Kaste gezogen waren! Erst neuerdings hat man in indischen Handwerkerkreisen teilweise angefangen, den Vorzug europäischer Werkzeuge einsehend, diese zu gebrauchen und sich die dadurch gebotenen Arbeitsvorteile anzueignen. Das ist besonders in den großen Hafenstädten der Fall, wo naturgemäß die europäischen Kultureinflüsse stärker sind als im Inlande.

Trotz des konservativen Zuges, der wie durch das ganze indische Volksleben, so auch durchs indische Handwerk geht, hat doch ein gewisser Einfluß auf die Kunstformen im indischen Handwerk von Europa aus stattgefunden, aber der Einfluß ist kein vorteilhafter gewesen, besonders in der Weberei. Die Konkurrenz der europäischen fabrikmäßigen Massenerzeugnisse hat dem indischen Handwerker das Leben blutsauer gemacht, so daß er seine prächtigen, kunstvollen Erzeugnisse entweder

gar nicht oder nur zu enormen, ihrem Werte entsprechenden aber den Absatz erschwerenden Preisen herstellen und anbieten kann. Auch die Erzeugnisse der Metallbranche werden von unserer heimischen Industrie bereits so täuschend nachgeahmt, daß die indischen Hersteller derartiger Waren vielfach ein kümmerliches Brot haben. Sie können es mit der billiger fabrizierenden europäischen Konkurrenz nicht aufnehmen, und die Folge? — der europäische Reisende wird betrogen, indem man ihm europäisches, in Indien importiertes Fabrikat für teures Geld als echtes aufhängt.

Im zweiten Teil des Buches wird des indischen Handwerkes gelegentlich noch hier und da gedacht werden. Hier nur noch einige Notizen über das indische Schauspiel, wie es, im Wandel der Zeiten fast unverändert, in unseren Tagen sich darstellt. Man dichtet und spielt noch nach uralter Schablone. Die meisten Dramen, die von berufsmäßigen Schauspielern teils in festen Theatern, teils unter freiem Himmel, vielfach auch von Nichtschauspielern aufgeführt werden, entlehnen ihren Stoff aus den alten Epen und bringen das Leben und die Taten irgend eines Gottes oder Helden zur Darstellung. Die alte epische Literatur bietet ja eine unerschöpfliche Fundgrube für volkstümliche Sujets, wie z. B. der Raub von Ramas Gattin Sita. Freilich so großartig wie in den Großstädten ist die Aufführung derartiger Stücke nicht überall. Ein Beispiel! Wir begleiten einen unserer deutschen Missionare im Süden auf einer Bandifahrt in den Distrikt, um Zeugen einer Aufführung des Stückes Nal und Damajanti zu werden. Die Nacht hat sich bereits auf die Reisfelder herabgesenkt. Bei der Einfahrt in ein größeres Dorf erhebt sich plötzlich ein gewaltiger Trommellärm, der von der großen Pagode herkommt, aus der sich eine große Prozession ergießt, voran Fackelträger und die bei solchen Gelegenheiten nie fehlenden Feuerwerker, deren Raketen die Luft durchzischen, während die Feuerräder rauschen und puffen, „Kanonenschläge“ knallen und bengalische Flammen die ganze Umgebung malerisch beleuchten, so daß die riesigen Tonpferde am Tempeleingang ein ganz gespenstiges Aussehen annehmen; dann folgt der Götze und in seinem Gefolge eine dichtgedrängte Volksmenge, heulend und schreiend und laut durcheinander schwatzend. Endlich hält der Zug und die Menge kauert sich auf die Erde nieder, um Zeuge des Schauspiels zu werden, unter dessen Zuschauern der Götze, vor dessen Tempel die Aufführung auf offenem Platze stattfindet, und wir als Europäer die höchsten Standespersonen sind. Das Schauspiel dauert die ganze Nacht hindurch bis morgens 5 Uhr und

nimmt womöglich auch noch die ganze folgende Nacht in Anspruch. Unter dem tiefblauen Sternhimmel, beim kümmerlichen Schein von nur zwei Pechfackeln nimmt das Spiel seinen Anfang auf der Bühne, d. i. auf dem frischgefegten Erdboden; ein Baum bildet das ganze Kulissenwerk, ein Wöschti (Männerkleid, langes, ungenähtes Stück Zeug) den Vorhang. Das Publikum hockt und kauert nach Hindumanier, in Ermangelung von Stühlen und Bänken, im Kreise am Boden, und die Trommler, welche das Orchester vorstellen, bearbeiten mit ihren kräftigen Fingern die Felle, daß es eine Art hat. Sobald die darstellenden Künstler, mitten durchs Publikum hindurch schreitend, in der Mitte des Platzes angelangt sind, hält man zur Markierung des Vorhangs das besagte Wöschti ausgebreitet vor sie hin, so daß man nur noch ihre Köpfe und Füße sieht. Sie machen gegen das Publikum „Salām", indem sie sich ringsum verneigen, und nun kann's losgehen — der Vorhang fällt und die Handlung beginnt.

Zunächst tritt ein brauner, in einen feuerroten, um die Hüften zusammengebundenen Kittel gekleideter Kerl auf, der einen ebenso roten Sack vorn als zweiten, bei jedem Gelächter kräftig geschüttelten Bauch umgehängt hat. Auch der Turban prangt im feurigsten Rot, ebenso das bemalte, von einem weißen Barte umrahmte Gesicht. Das ist der Faxenmacher der Truppe, der allerlei Späße macht und unter ungeheurem Gelächter Witze aus seinem Leben erzählt, über die bei uns niemand lachen würde, wie er z. B. einmal, unglaublich, aber wahr! zuerst gegessen und dann erst sich die Zähne geputzt habe. Nach diversen Luftsprüngen und einigem näselnden Singsang tritt er endlich wieder ab. Die unmittelbar nach ihm auftretenden zwei Minister des Königs, die in ihren langen weißen Gewändern und mit dem reichen (echten?) Juwelenschmuck an Händen und Füßen schon mehr Staat machen, stellen sich in ihrer Eigenschaft als solche vor, zanken sich mit dem Faxenmacher herum und berichten von den Großtaten des Königs, dessen nahe bevorstehende Erscheinung ein Herold meldet und der nach wenigen an die Versammlung gerichteten Worten der sich nun vorstellenden reichgeschmückten Königin Platz macht, deren in reichem Faltenwurf herabfallendes Gewand leider nicht um den ganzen Körper herumreicht, so daß ein Blick auf ihre halbbekleidete Rückseite, auf der das Wöschti verräterisch durchblitzt, es deutlich verrät, was für ein strammer Kerl heute die zarte Damajanti zu verkörpern hat.

Nun beginnt erst das eigentliche Stück. Mit großem Wortschwall, immer singend, erzählt sie, wie sie von ihrem Gemahl im dichten, dunklen

Walde verlassen und allen Gefahren der schauerlichen Wildnis schutzlos preisgegeben worden sei. Eine volle geschlagene Stunde schildert sie, immer singend, in den glühendsten Farben ihr früheres Glück und ihr nunmehriges Elend, durch ihre jammernden und klagenden Töne und verzweifelnden Geberden auch das härteste Zuschauerherz erweichend, so daß „das Augenwasser", wie der Hindu die Tränen nennt, reichlich fließt. Während sie noch so klagt, erscheint der wilde Jäger auf der Szene, ein schauriger Kerl, der, in sinnlicher Lust entbrannt, sie zu



Paria-Schauspielergruppe.

Zwischen Trommler und Lautenspieler stehen Arjuna, Krischna, Markandeya, ein bekränzter Knabe und eine Tänzerin.

vergewaltigen droht und, als sie sich widersetzt, furchtbare Drohungen ausstößt. Es kommt zum Kampfe, bei dem das Wöschti der „Königin" noch mehr zur Geltung kommt. Sie wirft ihn, als er sie anpackt, wütend zurück, mit einer Körperkraft, wie sie einem so zarten Wesen sonst nicht eigen zu sein pflegt, und in den Kampfespausen flucht er wie ein Türke, während sie jammert und lamentiert. So geht es $1^1/_2$ Stunden lang fort. Ich will den Leser nicht mit der weiteren Schilderung des Stückes ermüden.

Die Sakuntala von Kalidāsa, Urwāßi, die Pāndava und andere Sachen, teils nach dem Original aufgeführt, teils als Grundlage einer

populären dramatischen Bearbeitung verwandt, bilden neben anderen Episoden aus der Mythologie und Heroengeschichte und leichterer, zum Teil sinnlich erotischer Ware mehr neueren Geschmackes die beliebtesten Zugstücke unter diesen indischen Schauspielen. Der Text und die Art der Darstellung sind vielfach sehr stark auf die Lachlust und Sinnlichkeit der Zuschauer eingerichtet, und besonders die Darsteller weiblicher Rollen, die nur von verkleideten Männern gegeben werden, suchen durch möglichst drastische und derbe Ausdrücke und Manieren die Lachmuskeln anzuregen und der Sinnlichkeit Rechnung zu tragen. So findet sich in diesen Stücken oft ungeheuer viel Schmutz, wegen dessen die Regierung strenge Zensur übt, viel schwülstiger Bombast neben wirklich interessanten und packenden Szenen, die auch das Interesse des europäischen Besuchers fesseln, der sich einmal in eine solche Aufführung verirrt.

In der Regel geht dem Stück eine Art Ouvertüre voraus, in der die Trommler, Lautenschläger, Flötenbläser und andere Jünger Polyhymnias ihr Möglichstes tun, um selbst weniger empfindliche Europäerohren aufs tiefste zu beleidigen. Ein wildes und scheinbar planloses Herumrasen der Instrumente, die sich dann schließlich besinnen und gemeinsam auf ein immer wiederkehrendes eintöniges und langweiliges Motto zurückkommen, das ist der Charakter indischer Theatermusik, die den Eingeborenen wie Sphärenmusik in die braunen Ohren klingt, während unsere europäische Musik, besonders Klavierspiel, ihnen wenig oder gar nicht zusagt, einzelne gebildete Hindus ausgenommen. Ihre Lieblingsinstrumente sind neben dem fiddle, der Geige, die Trommel, das Gong, Flöten, dürrstimmige Lauten und Hörner aller Art, deren ungefüger Ton jedem Menschen, der auch nur einiges musikalische Gefühl hat, wie schartige Pandurenmesser durch die Seele schneidet und sogar unseren musikalisch veranlagten Hunden ein lautes Klagelied, mit eingezogenem Schwanze und erhobenem Kopfe gesungen, oder doch wenigstens einige tiefe, mißmutige Seufzer entlocken würde, wie sie nur aus einer gequälten Hundeseele aufsteigen können. Der Eifer und die Kraftanstrengung dieser exemplarischen Musikanten sind zu loben; sie bearbeiten ihre Instrumente mit ebensoviel Kraft und Hingabe als Würde.

Die indischen Schauspiele sind in einer ziemlich „hohen" Sprache verfaßt. Das ist überhaupt eine Eigentümlichkeit der indischen Poesie, ja auch der prosaischen Schreibweise gebildeter Eingeborener. Je schwerer und unverständlicher, desto besser! Wer nach Indien kommt und die Bewohner dieser neuen Welt verstehen will, der muß vielfach

sein ganzes bisheriges Denken und Sichausdrücken an Bord des Schiffes zurücklassen. Die dem Hindu eignende quecksilberig lebhafte Einbildungskraft setzt die Begriffe nur zu gern in Vorstellungen um, die wohl dem Hindu geläufig sind, aber nicht ohne weiteres dem Europäer; man gebraucht Bilder, statt den Gedanken direkt zum Ausdruck zu bringen. Wer durch Indiens Urwälder schreitet, der sieht die Bäume, oft bis zum Ersticken, überrankt von Schlingpflanzen, so daß der Baum selbst und oft ganze Waldstrecken von diesen völlig bedeckt und versteckt erscheinen.



Indischer Straßenmusikant.

So ist es auch mit den zum Ausdruck kommenden Gedanken, die ganz mit dem üppigen Rankenwerk der Vorstellungen und Bilder überkleidet sind. Statt einfach zu sagen, daß Gott Macht genug habe, um Sünde zu vergeben, sagt der indische Dichter, zunächst eine ganze Reihe von Allmachtsbeweisen Gottes anführend, folgendes: „Stand nicht das tiefe Meer ohne Grenze? Wurde nicht (in Siwas Munde!) das furchtbarste Gift zu Ambrosia? Stehen nicht die Myriaden der Sterne im Äther unwandelbar fest? Bog sich nicht in des Gottes Hand der Berg Meru zum Bogen? Wandern die Wolken denn nicht gehorsam dem Geheiß Indras, des Gottes, der den Donnerkeil regiert? Ja wurde

nicht der harte Stein zum zarten Weib unter Ramas Fuß? Hast nicht du selbst, o Gott, der Welt durch Zaubermittel und Zaubersprüche die wundertätigen Kräfte verliehen? Und dir, dir sollte es schwer sein, meinen von der Sünde verwüsteten Geist zu veredeln, dir, du vollkommene Wonne, die, voll in sich, jedes Mangels bar ist, wohin man auch blickt?!" Befremdend wirkt in der Sprache der indischen Dichter auch die Kraft und Großartigkeit der ins Ungeheure, ja ins Ungeheuerliche sich verlierenden und darum für uns oft schwer verständlichen Bilder. Wir würden sagen: „Ich habe meine Freiheit verloren". Der indische Dichter sagt dafür nicht etwa: „Ich bin in Fesseln geschlagen worden", sondern: „Ich bin in einem Meere von Fesseln versunken". Das Sprichwort: „Gebranntes Kind scheut das Feuer", heißt in der Sprache der indischen Poeten: „Der aus der Feuersbrunst Entronnene zittert vor dem Glühwürmchen". Den Rat, „Wo du mit Gewalt nichts ausrichten kannst, greife zur List", drückt der Hindupoet ganz anders aus: „Küsse die Hand, die du nicht abhauen kannst!"

Dazu kommt die schon erwähnte gesucht schwere Sprache, die mit vielen alten, heute schwer verständlichen und nur dem Kenner der alten Dialekte und der indischen Philosophie und Mythologie deutbaren Ausdrücken untermengt ist, sowie der Umstand, daß der Text der Schauspiele nicht in glattem, mit gutem Ausdruck und sinngemäßer Betonung gesprochenem Vortrag zur Wiedergabe gelangt, sondern singend und tanzend vorgetragen wird, in Form eines „Singtanzspiels", wie man es nennen möchte. Daher ist der Lärm ein sehr großer und man versteht vor lauter Tamtam und Bumbum, vor lauter Klimpern, Quietschen, Tuten und Stampfen von dem an sich schwer verständlichen Texte herzlich wenig. Der Zuschauer würde darum über viele Vorgänge auf der Bühne oft völlig im Unklaren bleiben, wenn ihm nicht eine besondere Handhabe zum Verständnis geboten würde. Der Leiter des Stückes pflegt nämlich vor Beginn der eigentlichen Aufführung an den vorderen Rand der Bühne zu treten und eine sehr ausführliche Inhaltsangabe des ganzen Stückes zu geben. Außer dieser Aufgabe und den Pflichten seiner Stellung als „Oberregisseur" fallen dem vielseitigen Manne auch noch andere Aufgaben zu; vor allem hat er die Geschäfte des Souffleurs zu versehen, und das will in Indien etwas heißen, da dieser auch den indischen Schauspielern unentbehrliche Einbläser nicht nur den Text, sondern auch die Melodien soufflieren muß. So sieht man denn diesen geplagten Mann, da die löbliche Einrichtung des Souffleurkastens in Indien unbekannt ist, während der ganzen Aufführung mit seinem

Text- und Melodienbuche zwischen den Schauspielern umherspazieren, da und dort bald den Text zuflüsternd, bald die Melodie vorsummend. Bei einfachen Dorfschauspielen ist auch die Beleuchtung oft so spärlich daß auch die Fackelträger bei jeder Bewegung der Schauspieler hinter ihnen herlaufen und sie beleuchten müssen, was sich natürlich ungeheuer drollig und lächerlich ausnimmt, aber das begeisterte Hindupublikum nicht im geringsten stört.



Fechtspiel in Südindien.

Die Dekoration ist je nach den Mitteln des Unternehmers sehr verschieden; stellenweise ist sie sehr gut, vielfach jedoch äußerst einfach und ärmlich, der Phantasie des Zuschauers die Ergänzung des Fehlenden oder die stillschweigende Richtigstellung des Unpassenden überlassend. Das letztere gilt besonders von den zahlreichen im Freien spielenden Truppen, die nur über der meist etwas erhöhten „Bühne" ein leichtes Zeltdach anzubringen pflegen. Jede Erhöhung des Bodens eignet sich zu derselben; wo eine solche nicht von Natur vorhanden ist, wird Sand und Erde, mitunter bis zu zehn Fuß Höhe, aufgeschüttet oder man spielt

einfach ganz zu ebener Erde. Will man die Bühne etwas besser herrichten, so schlägt man auf der Rückseite eine Anzahl Stangen in die Erde und befestigt daran mit Kokosstricken eine genügende Anzahl Kitus, d. i. Kokoszweige, deren Seitenblätter eingeflochten sind; so hat man eine Art Rückwand, welche den Bühnenraum abschließt und hinter die sich die Schauspieler zurückziehen können, wenn sie nichts auf der Bühne zu tun haben. Aus ebensolchen Kitus besteht oft auch die Bühnendecke. In der Rückwand läßt man mehrere Eingänge frei, und „feinere" Gesellschaften überkleiden wohl gar die Wandpartien zwischen denselben mit Spiegelglas und behängen die Türseiten mit großen auf Leinwand gemalten Bildern, unter denen man merkwürdigerweise neben den in feinster nationaler Gala prangenden jugendlichen Hindugestalten auch stramme preußische Gardisten und andere gar nicht hindumäßig aussehende Gestalten und Gegenstände sehen kann. Auch von der Bühnendecke baumeln mitunter weibliche und andere Gestalten in Lebensgröße herab. Alle weiteren Dekorationen macht die lebhafte Phantasie der Hindus völlig überflüssig, die auch mit gar leidenschaftlichem Interesse an den Schicksalen der handelnden Personen teilzunehmen pflegen; solche Vorgänge gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten, wie sie sich einmal bei einer Aufführung des Schauspiels „Rama und Sita" zutrugen, wo die Leute, als beide von ihrer bösen Schwiegermutter Kaikeji in den Wald verbannt wurden, in heller Empörung und flammendem Zorn auf die Bühne stürzten, die Schwiegermutter windelweich prügelten und verjagten und die Schauspieler zwangen, sofort zu Ramas Krönung zu schreiten, die eigentlich erst nach mehreren weiteren Spielabenden erfolgen sollte, um die die Schauspieler auf diese Weise kamen.

In der Tat sind die Landbewohner in Indien so anspruchslos, daß es auf den Dörfern für die Aufführung ihrer Schauspiele, die immer zur Nachtzeit, und zwar in der regen- und taulosen Zeit vom ersten Mondviertel bis zum Vollmonde stattfindet, gar keiner Bühne, sondern, ebenso wie zur Aufführung der so beliebten Fechtspiele, nur eines freien Platzes für die Zuschauer bedarf. Die im hellen Mondschein am Boden kauernde Menge, der es nicht darauf ankommt, auch die Landstraße mit zu besetzen, so daß die ankommenden Wagen halten und das Ende des Stückes abwarten müssen, gewährt einen überaus malerischen Anblick, und man kann sich nicht genug über die Ausdauer der Leute wundern, die bis zum grauenden Morgen aushalten. Dieselbe ist nur dadurch zu erklären, daß sich eben in Indien das Drama, welches hier

schon frühe an die Stelle der Geschichte trat, da der phantasiereiche Geist des Volkes an der lebendigen Darstellung der Vergangenheit viel mehr Geschmack fand als an der toten Erzählung, ganz auf nationalem Boden bewegt und darum noch heute wie in alten Zeiten durch seinen Gegenstand die Herzen und Sinne der Menge fesselt.

Eine für die Inhaber der ersten Sitzreihen städtischer Theater angenehme Einrichtung, deren Wert bei der indischen Radaumusik wenigstens für den Europäer ins Gewicht fällt, ist die Postierung des Orchesters hinter die Bühne.

Es gibt unter den Darstellern sehr gewandte und begabte Leute, die ihre Rolle so packend zur Darstellung zu bringen wissen, daß auch ein europäischer Theaterbesucher ihr Spiel mit Interesse verfolgt; im allgemeinen jedoch sind die Bewegungen, besonders die der Frauendarsteller, steif und langweilig, oder sie arten in geschmacklose Grimassen und Körperverrenkungen und tolle Kapriolen aus, während der Gesang eintönig ist und jene unangenehm näselnde, leiernde Art an sich hat, die dem Hindu überhaupt beim Singen und Rezitieren eigen ist.

Die Kleidung und sonstige Ausstaffierung der Darsteller ist so bunt und phantastisch wie nur möglich, die Gebärden und Körperstellungen aber sind oft recht gewagt und anstößig.

Gerade auf dem Lande wird die Schauspielkunst besonders leidenschaftlich gepflegt; jedes Dorf möchte wenigstens einmal im Jahre sein womöglich für den einzelnen Fall besonders angefertigtes oder zugestutztes Schauspiel haben, so daß die indischen Theaterdichter um Aufträge nicht in Verlegenheit sind. Diese Dorfschauspiele werden dann meist nicht von berufsmäßigen Schauspielern, sondern von den Dorfleuten selbst zur Darstellung gebracht.

Die katholische Mission, die sich überhaupt den Sitten und Liebhabereien der Eingeborenen in einer Art, über die sich streiten läßt, anbequemt, hat sich auch die Vorliebe derselben für theatralische Aufführungen zunutze gemacht. Die zur Aufführung gelangenden Stücke behandeln das Leben irgend eines ihrer Heiligen oder Märtyrer, mit Vorliebe das des berühmtesten katholischen Märtyrers in Indien, des Dēwasagāiam Püllei. Auch die Mohammedaner haben ihre Theateraufführungen für sich.

Fünftes Kapitel.

Unter Surians Regiment und Rudras Zepter.

Die klimatischen Verhältnisse Indiens sind bei der großen Ausdehnung des Landes und den gewaltigen Differenzen, welche hinsichtlich der Höhenlage bestehen, naturgemäß sehr verschieden. Die Hitze ist in den Ebenen in der Zeit vom Mai bis August eine intensive, während in den höhergelegenen Distrikten es zur nämlichen Zeit stellenweise angenehm kühl oder doch erträglich warm ist. Die Regenmenge, welche die einzelnen Gegenden verzeichnen, hängt sehr wesentlich von ihrer Lage zur Ost- und Westküste oder zum Gebirge ab, besonders von den Einflüssen, welche die Passatwinde ausüben, die auf beiden Küsten wehen, eine Rundreise um die Südspitze der Halbinsel machend, die sich alljährlich fast mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes vollzieht. Auf der Koromandelküste wehen sie im November, mitunter auch schon etwas früher, von Nordosten und gegen Ende Februar direkt von Osten, schreiten dann regelmäßig über Südosten nach Süden zu, bis sie endlich im April direkt von Süden herauf wehen. Nach Westen umspringend wehen sie gegen Ende Mai von Südwest und später aus West, eine Fülle schwerer, regenschwangerer Wolken mit sich führend, welche gegen Anfang des Juni ihren Inhalt auf der Westküste entladen. Am heftigsten ist der Regenfall an der Westseite des Nilagiri-Gebirgsknotens, an den Khundas, welche die höchste Erhebung der Westghâts darstellen, und in Kodāgu, dem Kurglande (Coorg). Von Mangalur weiter nach Norden fortschreitend nimmt der Regen allmählich ab, beim Eintritt nach Gudscharāt noch mehr, und verliert sich gänzlich in Sindh, welches überhaupt keinen Monsun hat. Wir staunen, wenn wir von den Niederschlagsmengen einzelner indischer Orte hören — Kalikut 120, Mangalur 180, Mahabāleschwār im Süden vom Bombay 254, einzelne Gegenden am Fuße des Ost-Himālaia sogar 620 englische Zoll und darüber.

Der Ausdruck „Monsun" ist malaiischen Ursprungs und stammt von einem Worte, welches „Jahreszeit" bedeutet. Die Entstehung

der Monsune ist sehr einfach aus dem Einfluß der Sonnenwärme auf die Gegenden südlich und nördlich vom Äquator zu erklären; sie würden nicht von Nordost und Südwest wehen, sondern direkt von Norden nach Süden und umgekehrt, wenn sie nur durch den Einfluß der mit den Jahreszeiten wechselnden Sonnenwärme und der durch sie bedingten Wärmeexpansion und den Wärmeausgleich der Luft hervorgerufen wären und nicht gleichzeitig durch die Umdrehung der Erde von West nach Ost beeinflußt würden. An manchen Orten wird ihre Regelmäßigkeit durch besondere örtliche Verhältnisse beeinträchtigt.

Südindien ist der ganzen Gewalt der sich gegenseitig ablösenden Monsune ausgesetzt. Dieselben kommen natürlich nur auf der Küste zur vollen Geltung, landeinwärts verlieren sie immer mehr an Kraft und Ergiebigkeit. Daß auf der Westküste der Regen noch reichlicher fällt als auf der Ostküste, daran ist die große Nähe des steilansteigenden Gebirges schuld, an dessen Wänden sich die Wolken entleeren. Die Distrikte im Innern, die von beiden Küsten ungefähr gleich weit entfernt sind, teilen sich in den bis zu ihnen noch vordringenden Rest der beiden Monsune. Die Gegend von Bellāri hat infolge ihrer weiten Entfernung von der Küste den geringsten Regenfall im ganzen Dekhān.

Die Madras-Präsidentschaft gehört zu den heißesten Teilen von Indien. Auf der Malabarküste allerdings erreicht die Temperatur wegen der größeren Feuchtigkeit und des großen Waldreichtums nicht die Höhe wie auf der Ostküste. In der ganzen Präsidentschaft macht das Land, abgesehen von einzelnen reichbewässerten Distrikten vor der Regenzeit einen dürren Eindruck. So ist im Karnatik in der Zeit vom Mai bis Juli der ganze Graswuchs völlig versengt, der Erdboden gesprungen und die Luft so glühend, das Sonnenlicht so grell, daß die Augen schmerzen und erkranken. Beulen und Hitzfriesel verursachen in diesen schlimmsten Wochen besonders den Kindern der dort ansässigen Europäer oft schreckliche Qualen. Viele nicht besonders tief wurzelnde Bäume stehen dann kahl und laublos da, wie bei uns die Bäume im Winter, oder das versengte, zusammengerollte Laub ist mit einer dicken grauen oder rötlichen Staubschicht bedeckt. Die ganze Vegetation schmachtet, und nur die Palmen recken ihre stolzen Wedel frischgrünend hinauf ins Himmelblau. Auch das animalische Leben leidet schwer unter der sengenden Gluthitze, zumal da heftige Glutwinde, Massen von heißem Staub mit sich führend, häufig von Westen her wehen und eine große Belästigung verursachen.

Schon im August pflegen im östlichen Dekhān einzelne heftige Gewitterstürme die Hitze und die abscheuliche Staubplage zu mildern, wenn auch nur vorübergehend. Je weiter es in den Herbst hineingeht, um so besser wird es, und wenn einmal die ersten schweren Stöße des Nordostmonsuns im Oktober über das Land fegen, die Kronen der Palmen zerzausend und das Laub der Banianen aufsträubend, dann bricht die gute Zeit an, nach der Mensch und Tier sich sehnte. Wie freudig grüßt man die dunklen, aus den Fluten des Ozeans aufsteigenden und in schweren Zügen über das Land jagenden Wolken, aus denen bald das köstliche, langersehnte Naß nicht herniederträufelt, sondern herniedergießt, daß es auf den Straßen spritzt und auf den Dächern donnert und auf das Blattwerk prasselt und in allen Rinnsalen rauscht und schäumt. Wie mit einem Zauberschlage ist die ganze Natur verändert, überall knospt und treibt und grünt und blüht es, und wie segnend neigt die Palmkönigin, die stolze Kokos, ihre regenschweren Wedel über das neuerwachte üppige Leben zu ihren Füßen. Wer da durch die jungen Reisfelder geht, der kann etwas erfahren von dem neuerwachten Lebensmut der im Schlamm und Wasser derselben hausenden Froschmillionen, die in ihrer Art dem Schöpfer und Erhalter der Welt ihr Loblied singen. Die Wüste ist zum Paradiese geworden, und die nachmittags pünktlich einsetzende kühle Brise von der See herüber bringt köstliche Erquickung, soweit sie ins Land hineinreicht.

Auf der Westküste fällt dieser Wechsel nicht so sehr auf, weil es dort der besonderen Verhältnisse wegen nie so heiß und dürr wird wie jenseits der Ghāts, wo Surien sein flammendes Regiment mit unerbittlicher Strenge führt. Am angenehmsten und gleichmäßigsten im ganzen Dekhān ist das Klima, natürlich von den Bergen abgesehen, in Maissur und in einzelnen Teilen von Haiderābād.

In den Zentralprovinzen kann man deutlich drei Jahreszeiten unterscheiden, die heiße von April bis Mitte Juni, die regnerische bis Mitte Oktober und die kühle von November bis März. Denselben Unterschied kann man auch in Bengalen wahrnehmen, nur daß in den heißen Monaten die Hitze dort intensiver ist. Kein Wölkchen ist dann am flimmernd graublauen Himmel zu sehen und die Sonne brennt so unbarmherzig, als ob ihre Strahlen in einem Brennglase gesammelt wären, vom Himmel herab, so daß der Boden handbreite und metertiefe Risse bekommt. Nicht das leiseste Lüftchen regt sich, kein Blättchen bewegt sich am Baume, nicht einmal das Blattwerk der zitterlaubigen Pipalas; Hitze und Staub sind dann ebenso unerträglich wie die Mos-

kitos. Wenn auch die Nächte eine geringe Abkühlung bringen, — kaum ist die Sonne über den Horizont herauf, so ist auch die sengende, dörrende Hitze wieder da. Die Grundfarbe der Blätter zu erkennen, ist in dieser Zeit unmöglich. In der regenreichen Zeit gehen dann solche Wassermengen nieder, als wollte der Himmel die Erde ersäufen; die ganzen Niederungen in den Tälern des Ganges und des Brahmaputra stehen tief unter Wasser und gleichen einem ungeheuren Binnensee mit zahllosen kleinen grünen Inseln, den hochgelegenen Dörfern, die aus den Fluten ragen. Viele Bäume ruhen dann mit dem unteren Kronenrande auf dem Wasser, und die Palmen spiegeln sich wohlgefällig in der Flut. Wegen des reichlichen Wasserdunstes, der aus den stagnierenden Gewässern aufsteigt, und der Miasmen, welche die vielen faulenden Pflanzenstoffe ausatmen, ist diese Jahreszeit sehr ungesund.

In den Himālaiastaaten ist das Klima wegen der gebirgischen Beschaffenheit des Landes sehr verschieden: tropische Glut und tropische Vegetation in den Tälern und Tiefflächen, sibirische Kälte auf den Pässen und Graten, so daß man in 1—2 Tagen den schärfsten Extremen begegnen und alle Abstufungen der Temperatur von der Glut Bengalens bis zur nordischen Winterkälte der Heimat durchmachen kann. Die außerordentliche Stärke der Niederschläge in diesem überaus schönen und interessanten Teil Indiens erklärt sich auch hier daraus, daß die stark mit Feuchtigkeit geschwängerte Luft, die vom Bengalbusen warm heraufweht, bei ihrem jähen Aufsteigen an den Mauern des Hochgebirges sich rasch abkühlt und ihren ganzen Wassergehalt in Gestalt gewaltiger Regenfluten entlädt.

Auch in Audh unterscheidet man die drei genannten Jahreszeiten. Die heiße Zeit ist hier besonders lästig und ungesund wegen der heftigen, schwülheißen Staubstürme, die, in der Regel aus Westen wehend, mitunter auch nach Osten umspringen und dann statt des Staubes eine drückend schwüle Dunstmasse aus den Sumpfniederungen Bengalens mit sich führen, die das Atmen erschwert und Fieber verursacht. Im oberen Bengalen treten diese Stürme mit besonderer Heftigkeit auf; aus den Sandwüsten der Rādschputāna herüberkommend, durchtoben sie in den Monaten April bis Juni mit rasender Gewalt das Land, die ganze Vegetation ruinierend. Die Bewohner der betroffenen Landstrecken sitzen dann in ihren Häusern wie in einem glühenden Backofen, da alle Tür- und Fensteröffnungen dicht verschlossen werden müssen, um dem lästigen feinen Sandstaube den Zutritt ins Innere der Wohnräume zu verwehren. Sie reichen bis ins Pandschāb hinein;

am heftigsten treten sie zwischen Delhi und Ambala auf, und der mitgeführte glühendheiße Staub ist hier so dicht, daß man keine zwanzig Schritt weit sehen kann und die glühende Luft wie einen festen Körper gegen sich andringen fühlt. Im Juni ist die Plage am größten und der Staub am dichtesten. Der Tag verkehrt sich dann in Dämmerschatten, der Donner rollt und die Blitze flammen unheimlich durch das rötliche Halbdunkel, während der Regen in Strömen herabgießt, alles mit einer Schmutzschicht überziehend, aber auch das Land überflutend und nach langen, qualvoll verbrachten Wochen Erleichterung und Erquickung bringend. Allmählich kleidet sich die Erde wieder in ein frischgrünes Gewand, und es folgen kühlere, angenehme Tage.

Die Bombay-Präsidentschaft hat kein einheitliches Klima, da sie vom dürren Sindh und Rādschputānas Grenzen bis zum üppigen, regenreichen Kanara und außerdem über die Ghāts hinüberreicht.

Langanhaltende Trockenperioden charakterisieren das Klima des ausgedehnten Pandschāb, besonders im Osten und nach Sindh zu, wo die Feldkultur ganz von der künstlichen Bewässerung und Zuhilfenahme der Flüsse abhängig ist. Eine Eigentümlichkeit der Provinz ist, daß man hier stellenweise das wunderbare Schauspiel der Fata Morgana in vollendeter Schönheit genießen kann.

Ceylon steht unter dem fortwährenden Einflusse der beiden Monsune. Der Osten der Insel ist heiß und trocken, der Westen feucht und heiß; wir haben also hier dieselbe Erscheinung wie im Süden des Festlandes, nur ist das Klima hier infolge der insularen Lage viel gleichmäßiger als dort.

Es ist schwer, sich eine rechte Vorstellung von der tropischen Sonnenglut zu machen. Die Wirkung der Sonnenstrahlen ist eine ganz anders geartete als in unseren nördlichen Breiten, da dieselben fast senkrecht wie feurige Pfeile vom Himmel herniederschießen, so daß am Mittag ein in die Erde gesteckter Stab gar keinen Schatten wirft und der Schatten breitästiger Laubbäume genau die Form des äußersten Kronenumfanges hat. Die Hitze ist viel brennender und drückender als an unseren heißesten Sommertagen; die Sonne „sticht“ und kein Europäer darf es wagen, sich barhäuptig ihren Strahlen auszusetzen. Der Schweiß bricht aus allen Poren, und wenn der Missionar von der Kanzel herab mit ausgebreiteten Armen den Segen spricht, da kann es wohl vorkommen, daß er unbeabsichtigt in hellen Tropfen von den Fingerspitzen auf die kahlen Häupter der zu Füßen der Kanzel auf ihren Matten kauernden Andächtigen niederträufelt. Die Augen

schmerzen und man hat das Gefühl, als ob der Kopf größer geworden wäre. Oft kann man es erleben, wenn man in den heißesten Tagesstunden über die Straße gehen muß, daß einem ein Schauer den Rücken hinab läuft und die Nase einen schmerzt, wie bei strenger Kälte. Unwillkürlich wird man zum Laufen angetrieben, um den nächsten Schatten, die nächste Tettieluft (s. später!) zu erreichen. Und tritt man dann in ein kühles Zimmer ein, in dem die geschwungene Panka alle Haare fliegen läßt, so ist man fast in Gefahr, vom Schlage getroffen zu werden. Das Ausgehen vor Abend ist, wenigstens in der heißesten Zeit, nicht



Wellenbrecher während des Südwest-Monsuns.

ratsam; Husten, Schnupfen und Zahnweh sind gewöhnliche Folgen, die durch den Wechsel der Temperatur und die Einwirkung der Zugluft in den offenfensterigen und noch extra ventilierten Zimmern hervorgerufen werden. Der Umstand, daß in vielen Gegenden des Landes, besonders im Süden, auch die Nächte keine merkliche Abkühlung bringen, wo nicht die Seewinde eine solche bewirken, führen bei den Europäern zu einer schweren körperlichen und geistigen Erschlaffung und einer gewissen nervösen Reizbarkeit und Heftigkeit, die den Besuch irgend eines der in den Bergen gelegenen Sanitarien zur unabweisbaren Notwendigkeit machen. Es klingt lächerlich und unglaubhaft, wenn ich sage, daß man sich in diesen Glutmonaten beim Anfassen von sonnenbeschienenem Metall oder Steinen direkt die Finger verbrennt, daß der

8*

metallene oder porzellanene Griff der im schattigen Wohnzimmer stehenden Nähmaschine so heiß wird, daß man beim Anfassen erschrickt, und daß das aus dem Ziehbrunnen entnommene Badewasser vor dem Gebrauche erst in porösen Tongefäßen abgekühlt werden muß, von Trinkwasser gar nicht zu reden, das man in solchen porösen Kusas oder Gailas, die dem Zuge ausgesetzt werden, erst so weit kühlen muß, daß es überhaupt trinkbar wird. Die Eiskühlung ist zu kostspielig für den gewöhnlichen Sterblichen, und die Salpeterkühlung nicht jedermanns Sache. Die genannten Kühlgefäße werden in Indien überall in Mengen angefertigt und haben sowohl wegen ihrer gefälligen bauchigen Form mit engem Hals als auch wegen ihrer schönen roten Farbe und einer Beimischung von Glimmer in der Tonmasse ein sehr hübsches Aussehen.

Auch die Tiere suchen in der heißen Zeit den Schatten auf. Das Chamäleon verbirgt sich im dichtesten Laubwerk, Schlangen und Skorpione, Frösche und Eidechsen suchen Schutz in Mauern und Steinhaufen, schattigen Hecken und Zäunen, mit Vorliebe auch im kühlen Innern der Häuser. Nie ertönt darum im Hause häufiger der Schreckensruf „eine Schlange!" der alles mit Stöcken und Knütteln herbeilockt, als in den heißen Monaten. Ganz unerträglich wird in dieser Zeit auch die Insektenplage, von der wir später reden werden.

Um den üblen und lästigen Wirkungen der Hitze vorzubeugen oder dieselbe zu mildern, werden allerlei Schutzmittel angewandt. Die Not macht eben erfinderisch. Die Fensteröffnungen stehen offen, so daß die Luft durchziehen kann, oder sie werden höchstens zum Schutz gegen das Ungeziefer mit Gazerahmen zugesetzt. Die aus den Zimmern in die Korridore führenden Türen verhängt man mit doppelten, dickwattierten Baumwollezeugvorhängen, unter denen man hindurchschlüpft; die äußeren Eingänge aber verschließt man gern mit sogenannten Tetties, Holzrahmen, welche in die Türfüllung passen und mit dicken Bündeln von der Wurzel des Ivarankurgrases (Andropogon Ivarancura) ausgefüllt sind, die in Reihen mit Bambusfasern angebunden werden und infolge ihrer großen Porosität das Wasser, mit dem sie besprengt werden, gierig aufsaugen. Durch die Verdunstung des Wassers erfolgt eine Abkühlung der Zimmerluft. Wer sich einmal an den anfänglich unangenehmen, betäubenden und Kopfweh erzeugenden Geruch der feuchten Wurzeln gewöhnt hat, der empfindet ihn angenehm und kann ihn gar nicht mehr entbehren.

In jedem bewohnten Zimmer, besonders in jedem Schlafzimmer, befindet sich an der Decke eine Panka, die wenigstens dem Europäer

unentbehrlich ist wie das tägliche Brot. Dieselbe besteht aus einem großen viereckigen Schwingfächer, der mit Stricken an die Decke befestigt ist und, sobald man nach Kühlung verlangt, in Schwingung versetzt wird. Man stelle sich einen rechteckigen, 1—4 m langen und 1 m breiten, mit Stoff überzogenen oder mit Matte bekleideten Rahmen vor, an dessen unterem Rande auch noch unter Umständen eine Stoffalbel befestigt ist. Von diesem Rahmen, an dessen Stelle mitunter auch ein bemaltes Brett tritt, führt eine über eine bewegliche Rolle laufende Schnur oder biegsame Rute durch ein in der Wand befindliches Loch ins Nebenzimmer oder ins Freie. Diese Schnur muß der eigens zu diesem Zwecke angestellte Diener, der Pankakāren oder Pankawāla, wie er im Norden heißt, tagsüber nach Bedarf, während der Nacht aber fortwährend ziehen und so die Panka beständig in Schwingung erhalten, wodurch eine angenehme Kühle erzeugt und zugleich das Ungeziefer verscheucht wird. In Hotels befindet sich über jedem Speisetische und Bett eine solche Panka. Die Pankazieher versehen ihren Dienst in der Regel nur zwei Stunden und werden dann abgelöst. Nickt solch ein armer Nachtwächter einmal ein, was man sofort erwachend an der Zunahme der Hitze merkt, so bringt ihn ein lautes „boy, panka — — —!" sofort wieder in Gang. Ohne die Panka würde man in der heißen Zeit gar nicht schlafen können.

Man badet in Indien regelmäßig; deshalb fehlt in keinem besseren Hause ein Baderaum, ein kühles Zimmer mit Estrichboden und kleinem Fenster, in dem die großen, immer gefüllten Wassertöpfe stehen, deren gekühlten Inhalt der Badende sich über den Kopf gießt. In feinen Häusern findet man auch sehr elegante und geräumige Baderäume mit großen Marmorbassins, ein Luxus, den sich natürlich in Indien ebensowenig jeder leisten kann, wie in Europa, schon der nötigen Dienerschaft wegen.

Zur Abwehr der Hitze sollen auch die Veranden dienen, die, meist einen oder mehrere Fuß über das Straßenniveau erhöht und oft mit zierlich geschnitztem Säulenwerk versehen, sich um jedes bessere indische Haus als ein wichtiger Bestandteil desselben herumziehen oder doch die Front desselben schmücken, um den direkten Anprall der Sonnenstrahlen abzuhalten. Ein großer Teil des häuslichen Lebens der Eingeborenen spielt sich tagsüber in diesen Veranden ab, die nachts auch gern als Schlafraum benutzt werden, wenigstens von den männlichen Gliedern der Familie.

Die Wohnhäuser der besser situierten Europäer liegen in der Regel in großen parkartigen Compounds, deren stattliche Bäume nicht nur zur Zierde, sondern auch des Schattens wegen da sind.

Die ganze Kleidung der Eingeborenen entspricht dem heißen Klima. An den Anblick der bloßen Haut muß man sich also beim Betreten des indischen Bodens gewöhnen. Auch die Europäer kleiden sich mit Vorliebe, des Klimas wegen, in das im übrigen so unpraktische Weiß, der Missionar und der eingeborene Pastor treten im weißen Talar an den Altar und auch die Ladies meiden dunkle Stoffe. Sehr praktisch sind die oft sehr umfangreichen hellfarbigen und dickwandigen Toppihüte, denen der Europäer in Bombay seinen Namen toppi-wala, d. i. Hutmann, verdankt. Dieselben sind entweder aus Scholastoff, dem in sehr dünne Blätter geschnittenen Mark einer Sumpfpflanze, gefertigt, oder sie bestehen aus einem ganz leichten Rohrgeflecht, das mit hellgrauem Kattun überzogen ist. Da der Hut nicht direkt auf dem Kopfe aufsitzt, sondern mit einem schmalen Reifen, der ein Stück vom inneren Hutrande absteht, so kann die Luft unter dem Hute zirkulieren. Schwarzes Schuhwerk wird, ebenfalls der Hitze wegen, gar nicht getragen.

Einen wundervollen Anblick bietet, wie überall in den Tropen, der Sternhimmel in mondlosen Nächten. Wie dunkelblauer Samt, mit leuchtenden Edelsteinen bestickt, so breitet er sich über die träumende Landschaft. Die Sterne erscheinen viel größer als in unseren Breiten, und ihr Licht ist ein viel glänzenderes, so daß einzelne Schatten werfen, was man bei uns höchstens dann wahrnimmt, wenn Venus in mondloser Nacht in Erdnähe steht und strahlend über den Himmel geht. Der südliche Himmel ist reich an Sternen erster Größe, die das eigentümliche Flimmern und Flackern haben, welches wir an unseren Sternen in kalten Winternächten beobachten. Das auffallendste Sternbild ist das Südliche Kreuz, das jedem sofort in die Augen fällt, der es auf der Fahrt nach dem Süden zum ersten Male am Himmel auftauchen sieht. So großartig, wie manche ihn schildern, ist der Anblick nicht; das wichtigste dabei ist der Eindruck auf das Gemüt, das bei religiös beanlagten Menschen wunderbar bewegt wird, wenn sie zum ersten Male diese stumme Predigt am Himmel stehen sehen. Die Gestalt ist nicht einmal die eines regelmäßigen Kreuzes; der Hindu würde gewiß auch seine wohlgefälligen Betrachtungen anstellen, wenn er einmal in frostheller Winternacht unseren Orion am Himmel funkeln sähe.

Der Mond hat einen auffallend hellen, weißen Lichtglanz und kehrt seine beiden Sichelenden nach oben. Die ganze Landschaft erscheint

in einer hellen Mondnacht wie in flüssiges Silber getaucht, und die auf dem glänzenden Blattwerk spielenden Lichter erscheinen um so auffallender, je stärker sie mit dem hier viel tieferen Schatten kontrastieren.

Überraschend ist die Schnelligkeit, mit der sich in Indien der Übergang vom Tage zur Nacht und umgekehrt fast ohne vermittelnde Dämmerung vollzieht, und nicht minder der unbeschreiblich farbenprächtige Anblick, den bei Sonnenauf- und -untergang der in den wundervollsten Tinten leuchtende Himmel gewährt.



Notleidende Familie während der Hungersnot.

Die Gewitter treten mit großer Heftigkeit auf, sowohl hinsichtlich der Niederschläge als auch hinsichtlich der Intensität und Großartigkeit der elektrischen Entladungen. Besonders in den hohen waldigen Gebirgen, wo des Donners Stimme, tausendfältig sich brechend, mit majestätischem Dröhnen widerhallt und alle Rinnsale, die aus den Bergen herabkommen, im nu zu brausenden, schäumend zu Tale eilenden Strömen anschwellen, ist solch ein Tropengewitter eine wahrhaft erhabene, furchtsame Gemüter sehr beängstigende Naturerscheinung. Die hellflammenden Blitze folgen einander Schlag auf Schlag, und das Heulen des Sturmes, der in dem dichten Baumbestande wühlt, ver-

mischt mit dem Krachen brechender Äste und dem lauten Getrommel der auf das dichte Laubwerk niederstürzenden Regenmassen verursacht ein wahrhaft ohrenbetäubendes Getöse.

Treten in den Gegenden, deren Bewohner vom Feldbau leben, die periodischen Regen, von denen der Ausfall der Ernte abhängt, rechtzeitig und ergiebig genug ein, so ist es gut; bleibt aber der Regen ganz oder teilweise aus, dann treten die schlimmen Hungersnöte ein, von denen Indien in den letzten Jahrzehnten wiederholt so schwer heimgesucht worden ist. Natürlich werden zunächst nur die an sich regenarmen und auf den „trockenen Feldbau" angewiesenen Landstriche besonders schwer betroffen, und die Eingeborenen der ärmeren Klassen sind dann im buchstäblichsten Sinne wandernde Skelette und nehmen, um nur ihr Leben zu fristen, zu den ekelhaftesten, unglaublichsten Stoffen ihre Zuflucht. Im Gefolge des Hungers tritt der Typhus verheerend auf und auch die in Indien fortwährend heimische Cholera fordert dann besonders zahlreiche Opfer, so daß das „Harri-" und „Govinda!"-Rufen der zum Brennplatze eilenden Leichenzüge nicht verstummt und die Tempel der Teufelin Kali vom Blut der Opfer triefen und vom Klange der Hörner und Muscheln widerhallen. Aber alle schwarzen Böcke und Hähne, die der Unerbittlichen, Verderbensseligen geopfert werden, fruchten nichts — es muß erst Regen kommen, ehe das Sterben im „gen Himmel schauenden" Lande aufhört, zu dessen sonst so fabelhaftem Reichtum derartige, jetzt allerdings durch die Fürsorge der Regierung gemilderte Notstände im grellsten Kontraste stehen. So entzückende Wunder und Schönheiten auch Suriens Regiment im Lande der Sonne und der Palmen erzeugt, Rudras Szepter waltet segensreicher und von seinem Walten hängt das Wohlergehen des Landes wesentlich ab.

Sechstes Kapitel.

Des Landes Schmuck und Segen.

Herrlich ist der grüne, blütenschimmernde Schmuck, in den die freigebige Natur den Körper der schönen Meeresjungfrau kleidet, reich der Segen, der dem mütterlichen Schoße des wunderbaren Landes entsprießt, so reich, daß eine Schilderung der indischen Pflanzenwelt allein ein vielbändiges Werk füllen würde. Wir beschränken uns darauf, einen allgemeinen Eindruck zu gewinnen und einzelne wichtigere Erscheinungen vor Augen zu führen. Zählt man doch gegen 2000 im Lande einheimische Bäume, zu denen noch eine ziemlich bedeutende Zahl mehr oder weniger heimisch gewordener Importen hinzukommen. Zu den ersteren sind außer den zahlreichen Palmarten und dem charakteristischen Baume Indiens, der Baniane, besonders die wertvollen Nutzhölzer zu rechnen, an denen die Gebirgswälder des Landes und die Sumpfwaldungen des Tarai so reich sind, daß sie dieses kostbare Material, ein in den Tropen absolut haltbares und ausdauerndes Nutz-, Werk- und Bauholz, besonders auch für den Schiffsbau, in unerschöpflicher Fülle bieten. Vielleicht interessiert es hier und da, wenigstens einige von ihnen kennen zu lernen.

Da ist zuerst die in Reisebeschreibungen so viel genannte Deodarzeder, die, oft in wahrhaft gigantischen Exemplaren, aber ziemlich vereinzelt stehend an den Berghängen und besonders an den Flußufern des nordwestlichen Himālaia, an dem Oberlaufe des Indus und seiner aus dem Hochgebirge kommenden Nebenflüsse wächst, aber auch anderwärts im Himālaia gefunden wird. Zu imposanter Höhe aufstrebend ist sie mit ihrem gewaltigen, wüchsigen Stamme die Königin unter den indischen Koniferen und paßt so recht hinein in das großartige, wilde Landschaftsbild, welches die Berge und Täler ihrer Heimat bieten. Sie wächst auch mit anderen Nadelhölzern und mit Eichenarten vermengt und wird von den Eingeborenen der Berge als heiliger Baum verehrt.

An den Ufern der aus dem Himālaia hervorbrechenden Gangeszuflüsse und auch noch weit ins Gebirge hinein bis zu Höhenlagen von 1000 m bildet der Sissubaum ausgedehnte Waldungen. Er liefert eins der besten Hölzer in Indien, ein tiefbraunes, sehr hartes und dauerhaftes Holz, das sich vorzüglich zur Anfertigung von Möbeln, zum Wagenbau und anderen ähnlichen Zwecken eignet und in mächtigen Flößen auf den die Tarainiederung durchquerenden Strömen zum Ganges und auf diesem nach Kalkutta hinabgeführt wird.

Auch das rote Kernholz des Khair oder Katechubaumes ist äußerst hart und wird hauptsächlich zu Pfosten und überhaupt zu Bauzwecken verwendet. Man braucht es in großen Mengen zur Herstellung des Katechu, des bekannten wertvollen Gerbstoffes, welchen man so gewinnt, daß man die Späne des Holzes in Wasser legt und leicht aufkochen läßt und dann die dunkle Extraktflüssigkeit zu einer harten, schwarzglänzenden Masse einkochen läßt, dem im Handel gebräuchlichen Katechu.

Ein auffallend geselliger Baum, der eine gewaltige Verjüngungskraft besitzt und sein Laub fast das ganze Jahr hindurch behält, ist der Salbaum, dessen gelblich gestreiftes, starkriechendes Kernholz sehr hart, schwer und haltbar ist, aber schwer spaltet. Er liefert in ganz Nordindien und in einem großen Teile von Zentralindien Bauholz und Eisenbahnschwellen und bildet im Himālaia und in den zentralindischen Gebirgen bis hinab nach Patschmarhis Sandsteingebirgen ausgedehnte Wälder. Besonders in den Taraiwaldungen ist er zu Hause und hat dort einen Konkurrenten in dem gewaltigen Duabango, dessen Stamm einen Durchmesser bis zu 5 m erreicht und der einen prächtigen Anblick bietet, wenn die Enden der dicht belaubten, lang herabhängenden Äste, die den Baum in einer Höhe von 30—35 m bekleiden, mit schönen Trauben von großen weißen, leider stark nach Asa foetida riechenden Blumen geschmückt sind.

Das wichtigste und teuerste aller indischen Nutzhölzer liefert der wegen der gewaltigen Abforstung der Bestände bereits zu den aussterbenden Bäumen gehörende Teakholzbaum, mit dessen umfangreicher Wiederaufforstung sich die Regierung viele Mühe gibt. Sein leichtes, aber festes und elastisches, im Wasser nicht faulendes und darum zum Schiffsbau besonders geeignetes Holz bildet einen wichtigen Ausfuhrartikel nach Europa und Amerika. Im ganzen südlichen Indien in den Gebirgen heimisch, verbreitet sich dieser Riese, der in der Blütezeit mit kleinen, gelben, wohlriechenden Blüten bedeckt ist, auch durch



Kerzenbaum.

Zentralindien und das Gangesland. Die Blätter haben eine Länge von nahezu 1 m und eine Breite von $^1/_2$ m, und die kirschgroße Frucht steckt wie unsere Judenkirsche in einer Hülle.

Der schöne immergrüne Schwarzholzbaum mit gutem, dunkelfarbigem Kernholze, der in den Westghâts eine stattliche Größe erreicht und auch in anderen Gegenden Indiens, aber dort nicht in solcher Größe, vorkommt, wird auch Rosenholzbaum genannt — nicht zu verwechseln mit dem südamerikanischen Palisanderholzbaume! — und gehört zu derselben Gattung, wie der Sissu in Vorderindien, aber sein Holz ist dunkler und schwerer.

Sehr hart und schwer ist auch das Holz des an den Indusufern in Sindh große Wälder bildenden Babul- oder Kikarbaumes, der sein Fortkommen im dürren Erdreiche den alljährlichen Überflutungen des Stromes verdankt. Auch anderwärts trifft man ihn, wenn auch seltener, vom Himâlaia bis ins Dekhân.

Ein nur vereinzelt in dem fetten, feuchten Boden der äußeren Täler des Himâlaia und auch in Barma vorkommender Baum mit buschigem Blattwerk, der Tunbaum, erinnert mit seinem festen hellroten Holze sehr an das Mahagoniholz, während der riesenhafte, gleich der Baniane zur Gattung der Feigen gehörende und ähnlich wie sie zahllose Luftwurzeln von seinen Ästen absenkende, aber nur in Ostbengalen, Assâm und Ceylon heimische „Indian Rubber", oft ein wahrer Baumkoloß darstellend, durch den Rubber-Kautschuk bekannt ist, welcher als weißer Milchsaft aus den in Stamm und Wurzeln gemachten Einschnitten hervordringt. Die letzteren, oft in riesenhafter Längenausdehnung, laufen nämlich teilweise auf der Oberfläche des Bodens dahin.

Wer könnte bei einer Beschreibung Indiens den köstlichen Sandelholzbaum vergessen, dessen feines Parfüm uns aus so vielen aus Indien kommenden Gegenständen wie ein mystisches Duften entgegenweht! Er liefert dem Hindu den duftenden Staub zur Bereitung seines bei festlichen Gelegenheiten gebrauchten Sandelwassers und zum Räuchern, und eine Unzahl schöner Kurzwaren und Galanterieartikel, Büchsen, Kasten, Schatullen, Dosen, Kunstschnitzereien usw., aber auch größere Gegenstände, werden aus seinem kostbaren Holze hergestellt, und zwar aus dem Kernholze, welches einen ganz eigentümlich, fremdartig feinen Duft ausströmt und in großen Mengen nach China ausgeführt wird. Der immergrüne Baum mit graziös herabhängenden Zweigen und kleinen schwarzen Beeren wächst in trockenen Gegenden Südindiens

in offenen Waldungen oder Wüstungen, gewöhnlich auch in Hecken und an Feldrändern. Seine Hauptheimat sind Maissur und die angrenzenden Distrikte der Madras-Präsidentschaft, wo er nur mit Erlaubnis der Regierung gefällt werden darf. Man bereitet aus dem Holze auch ein wohlriechendes ätherisches Öl.

Neben diesen und zahllosen anderen in Indien selbst einheimischen und mehr oder weniger wertvollen oder durch ihre Schönheit, ihre prächtige Belaubung und ihre leuchtende Blütenpracht ins Auge fallenden



Kautschukbaum (Indian Rubber).

Bäumen, die in Verbindung mit den herrlichsten blühenden und buntblätterigen oder sonst fremdartig schön belaubten Sträuchern und Stauden und den entzückendsten, ganze Waldpartien völlig überwuchernden Schlingpflanzen und einem Blumenflor von wunderbarer Mannigfaltigkeit der Arten, Farben und Formen die Wälder Indiens oft zu wahren Waldparadiesen gestalten, finden sich in allen Teilen des Landes noch zahlreiche wertvolle Einführungen, die infolge der günstigen klimatischen und Bodenverhältnisse sich teilweise so eingebürgert haben, daß sie mit derselben Üppigkeit wie in ihrer ursprünglichen Heimat gedeihen und bereits wildwachsend ganze Waldbestände bilden.

Der in Nordafrika heimische Bockshornbaum, dessen zuckerreiche (50%) Früchte wir schon als Kinder kennen gelernt haben, ist einer von diesen in Nordindien bereits völlig heimischen Bäumen, ebenso die im Nordwest-Himālaia sehr verbreitete eßbare Kastanie. Die Schoten des ersteren verwendet man zur Zuckerbereitung und als Pferdefutter. Der aus Westindien nach Bengalen und Barma verpflanzte Mahagonibaum hat dort eine Heimat gefunden, in der er trefflich gedeiht, so daß das in der Gegend von Kalkutta gewonnene Holz dem amerikanischen gleichwertig ist. Auch verschiedene Arten von Kautschukbäumen und viele wertvolle Fruchtbäume, wie die Guava und andere, sind aus den verschiedenen Teilen des amerikanischen Kontinents eingeführt worden und heute über die ganze Halbinsel verbreitet, und immer werden noch neue Anbauversuche mit mehr oder weniger Erfolg gemacht. In den Nilagiris bestehen seit 1860 ausgedehnte Pflanzungen von mehreren Spezies des Chinarindenbaumes, der auch in Sikkim kultiviert wird. In der Nähe der Dörfer und bei mohammedanischen Heiligtümern trifft man oft riesige Exemplare des merkwürdigen, schon sehr frühe aus Afrika nach Indien importierten Affenbrotbaums, bis zu 20 m und darüber hoch und mit einem Stamm- resp. Kronendurchmesser von 10 resp. 50 m; Blätter und Früchte werden genossen, die Rinde liefert eine brauchbare Faser. Den mit der ebengenannten Adansonia digitata nicht zu verwechselnden Brotfruchtbaum trifft man besonders häufig in Ceylon, wo er mit seinem ungeheuren weißen Stamme, seinen fußbreiten, ausgezackten, glänzenden Blättern und kugelrunden, rauhen, grüngelben, zentnerschweren Früchten einen eigenartig fremden und interessanten Anblick darbietet. Aus Australien sind viele wertvolle Waldbäume eingeführt worden; so bedeckt der vor 50 Jahren aus Neuholland eingeführte und eifrig kultivierte Blau-Gummibaum, der Eucalyptus globulus, der ungeheuer schnell wächst und abgesehen von seinem bekannten offizinellen Werte (Rinde und Blätter) auch ein gutes hartes Bauholz liefert, in den Nilagiris weite Flächen, ebenso verschiedene wertvolle Akazienarten, während man im Norden andere Eukalyptusarten mit Erfolg angepflanzt hat. Die Reihe der wertvollen Importen ist damit bei weitem noch nicht erschöpft.

Der eigentliche charakteristische Baum Indiens, der, wo man ihn in alten, völlig ausgewachsenen Exemplaren antrifft, die ganze Riesenhaftigkeit der indischen Verhältnisse in seiner Erscheinung gewissermaßen verkörpert, ist die Baniane, die Ficus indica, die nicht mit ihrer nahen Verwandten, der Ficus religiosa, dem sogenannten Heiligen



Ein indischer Baumriese: Heiliger Feigenbaum.

Feigenbaume, verwechselt werden darf, wie das in oberflächlichen Berichten häufig geschieht. Wie ein ehrwürdiger Patriarch, so nimmt sie sich unter den Bäumen Indiens aus, und die Verehrung, die der unvergleichlichen Schattenspenderin gezollt wird, ist voll berechtigt, denn solch ein breitästiger, vielstämmiger, hochkroniger Baumriese macht in der Tat einen geradezu ehrfurchtgebietenden, staunenerregenden Eindruck. Was ist die stolzeste Rieseneiche unserer Wälder gegen solch einen Baum! Was ist unsere herrlichste oder doch ehrwürdigste „tausendjährige“ Linde gegen die große Baniane von Kalkutta, unter der wir später stehen werden!

Zwar pflegt jeder, der den Boden Indiens zum ersten Male betritt, ganz hingenommen zu sein von dem Zauber, den der Anblick der ersten Palmenwälder auf ihn, den Neuling, ausübt. Wie im Traume wandelt er dahin — unter den Palmen! Doch wird dieser erste Eindruck gar bald verwischt durch die Gewöhnung an den neuen, reizvollen Anblick und durch die Fülle anderer wunderbarer Erscheinungen, die auf Schritt und Tritt an ihn herantreten. Da steht sie plötzlich vor ihm, die Baniane, ein vielstämmiger „kleiner Wald“, ein Labyrinth von starken und schwachen lebenden und von einem grünen Blätterdache überwölbten Säulen, die auf einer Fläche von an die hundert Meter Durchmesser straff und vollsaftig sich erheben, einzelne kaum 10 cm stark, andere in Mannesstärke, ja in zehn- und mehrfacher Mannesstärke, den gewaltigen Mutterstamm umringend und die weitausgebreiteten horizontalen Riesenäste des wunderbaren Baumgewaltigen stützend und ihm neue reiche Nahrung zu immer weiterer Ausbreitung zuführend. Zwischen den eingewurzelten Stämmen hängen aus der glänzend grünen, tiefschattenden, in der Krone einen bräunlichroten Schimmer tragenden Laubdecke eine Fülle von tauartigen Luftwurzeln herab, viele von ihnen am unteren, von schaukelnden Kindern abgerissenen Ende mit einem zottigen Riesenbarte von Seitenwurzeln versehen, oft wunderlich verschlungen und verknotet, im Luftzuge hin und her pendelnd. Das ist die Baniane, „der indische Baum“, die Freundin und kühlschattige Wohltäterin der wegemüden Reisenden, das Paradies der Affen und Papageien, die in dem dichten Zweigwerk sich umtreiben und, um die kleinen feigenartigen, für den Menschen ungenießbaren Früchte sich balgend, die grüne Herberge beleben, unter deren schützendem Dache der gravitätisch schreitende Elefant, die flinktrabenden Zebuochsen, der müde Lastträger, der weitgewanderte Büßer, die ihre Mahlzeit einnehmenden Arbeiter, der auf Evangelien-

fahrten begriffene Missionar und seine aufmerksamen oder widerspruchsvollen Zuhörer, Scharen von spielenden Kindern und wer weiß was sonst noch alles Unterschlupf und Erquickung suchen; denn wie unerbittlich auch die Sonne vom Himmel brennt, dieses großblätterige, dichtlaubige Schutzdach durchdringt ihr feuriger Strahl nicht, und auch das lästige schwärmende Ungeziefer meidet den tiefen, kühlen Schatten, der in dieser wunderbaren Naturhalle wohnt, deren gewölbtes Dach sich bis zur Höhe des Berliner Rathauses erhebt. In der gewaltig



Riesenbaniane in Kalkutta.

wuchtenden Laubmasse treiben sich allnächtlich, ein feenhaftes Gaukelspiel aufführend, die von den Eingeborenen „Feuerfliegen" genannten großen Leuchtkäfer um. Das Holz der Baniane ist höchstens als Brennholz zu verwerten, und die Blätter werden unter anderem zum Flechten der primitiven Naturteller verwendet, von denen der Eingeborene seinen Reis ißt, wenn er nicht ein Stück Bananenblatt vorzieht. Wo die Baniane sich nicht frei und ungehindert ausbreiten kann, wie in Alleen und an Landstraßen, wo die Stämme dicht beisammen stehen, da kann sie sich natürlich nicht zu solchen abgerundeten Riesenexemplaren entwickeln, bietet aber immerhin noch einen imponierenden Anblick.

Der Name „Palmenland" ist für Indien stereotyp geworden. Es gibt auch außer der Baniane keinen Baum im Lande, der für die Landschaft so charakteristisch wäre wie die Palme, die, in zahlreichen Arten vertreten, überall in vereinzelten Exemplaren oder kleineren Gruppen und Hainen, oder auch in prächtigen, ausgedehnten Wäldern angetroffen wird und das Landschaftsbild eigenartig belebt. In den Städten ersetzt sie vielfach unsere Linden- und Akazienalleen; überall zwischen den Häusern, in Gärten und Höfen, auf Plätzen und Tempelgründen erhebt sich ihr schlanker Stamm mit der hoch in Lüften sich wiegenden Fächer- oder Federkrone, im Verein mit der Baniane, Tamarinde, den tulpenbedeckten Puarasus und schotenklappernden Flambos, ganzen Stadtteilen ein parkartiges Aussehen verleihend. Als eine Segenspenderin ohnegleichen wird sie von den Dichtern mit überschwänglichen Worten gepriesen und spielt in zahlreichen Sinnsprüchen, die im Volksmunde leben, eine vornehme Rolle. Wollte man Indien seine Palmen und Tempel nehmen, der ganze Charakter der indischen Landschaft würde zerstört werden. Zwar liebt es die schlanke Tochter des Südens im großen und ganzen durchaus nicht, „einsam und schweigend auf brennender Felsenwand zu trauern"; die Kokos besonders lobt sich die humusreichen, tiefgründigen flachen Küstensäume, wo der salzgeschwängerte Hauch des Seewindes sie umspielt. Da gedeiht sie am üppigsten und hat ihre eigentliche Heimstätte und reckt oft, als wollte sie ihre Vorliebe für das herrliche Meer zeigen, ihren anmutig und kraftvoll geschwungenen Stamm weit über die ans Gestade schäumenden Brandungswellen hinaus, deren Gischt ihren Fuß netzt. Aber sie nimmt auch mit anderen Verhältnissen schließlich vorlieb, wenn nur die sonstigen Bedingungen ihres Fortkommens vorhanden sind. Anders ist es mit der fächerkronigen, von den Dichtern als „Palmkönigin" gepriesenen Palmyra, die man besonders in sandigen, unfruchtbaren und sonst wenig anderen Baumwuchs zeigenden Ebenen und Hügellandschaften verbreitet findet, wo ihr Vorhandensein eine wichtige Lebensbedingung für einen Teil der Bevölkerung, wie für die Schánár im äußersten Süden, bildet. Ganze unfruchtbare Berghänge, die sonst kahl stehen würden, sind mit Palmyras bedeckt, die in einzelnen Exemplaren verstreut oder in Trupps und Wäldchen beisammen stehen und sich scharf vom Horizonte abheben.

Sehr verschieden ist der Eindruck, den der Anblick der ersten Palmenwälder auf den Fremden macht, der diese Kinder des sonnigen Südens zum ersten Male erblickt; prosaische Naturen wissen von den Palmen

Indiens weiter nichts zu sagen, als daß sie im allgemeinen „verdammt wenig Schatten geben“. Das tun sie allerdings, wo sie nicht in dichten Waldungen beisammen stehen. Über den Geschmack läßt sich schwer streiten. Mag auch der Anblick eines kleinen Palmenwäldchens, wohl gar von Palmyras, in dem die Stämme so vereinzelt stehen, daß man unbehindert zwischen ihnen durchsehen kann, ein Stamm so gerade wie der andere und eine Krone so rund wie die andere und keine Spur von Unterholz zwischen den dunklen Stämmen, auf die Dauer steif und langweilig



Junge Palmyras.

erscheinen, so gibt es doch auch wieder ganze Landstriche, die einen einzigen, üppig wuchernden Palmenwald bilden, dessen Einförmigkeit durch die dazwischen wachsenden anderen Bäume, Sträucher und Schlinggewächse wundervoll belebt und verschönt wird. Jedenfalls ist der Reiz, den die Neuheit und Ungewohntheit des Anblickes ausübt, im Anfang ein ganz bedeutender. Wo die Palmen, zu ganzen Wäldern vereint, in ihrer vollen Üppigkeit wuchern, wie auf Ceylon oder auf der Malabarküste, da gehört schon eine gute Portion Stumpfsinn oder Blasiertheit dazu, um nicht bei ihrem Anblick von einem Gefühl der Bewunderung bewegt zu werden. Schaft an Schaft stehen die stolzen, schlank und doch

kraftvoll himmelanstrebenden Stämme beisammen. Nur selten durchbricht ein die glatten Schäfte flüchtig vergoldender Sonnenstrahl die grünschimmernde Wölbung, welche hoch oben die einander kreuzenden riesigen Wedel bilden, und findet den Weg hinab in die gründämmernde Waldesnacht, wo die großen, bunten Falter gaukeln und die herrlichsten Schlingpflanzen sich als lebende Festons von Stamm zu Stamm ranken, ein Anblick, bei dem ein für Naturschönheit empfängliches Gemüt sich unwillkürlich bewundernd vor der gegenwärtigen Gottheit neigt, deren allmächtige Kraft diese Wunder erschaffen hat.

Während die Wedelpalmen, besonders die Kokos, in der Jugend, wo sich die Wedel noch graziös nach oben wölben und im Hauche des Windes sich wie träumend neigen, schöner sind als im Alter, finden wir bei den Fächerpalmen, besonders bei der Palmyra, das umgekehrte Verhältnis, da die langen, mit der Zeit hornhart werdenden, den jungen Stamm umstarrenden Stümpfe der abgestorbenen Blätter, die noch ziemlich lange haften bleiben, den Baum häßlich verunzieren und überdies Unvorsichtigen bei Nacht gefährlich werden können.

Der praktische Nutzen, den die verschiedenen Palmenarten bieten, ist groß und vielseitig. Der Hindu übertreibt gern und ist maßlos in seinen Ausdrücken und Zahlenangaben; in einem übertreibt er jedenfalls nicht, wenn er nämlich sagt, die Kokos sei zu 99 Dingen gut und das hundertste kenne der Mensch bloß nicht.

Wenn auch die eingeborenen Dichter die Palmyra die „Palmkönigin" nennen, so gebührt dieser Name doch eher der Kokos, der „sternkronigen Fürstin unter allen Bäumen", die, am Meere thronend, „den großen Herrn des Ozeans liebt", dem sie, „schüchtern zwar, doch zärtlich, im Abendwinde zunickt". Sie ist unter allen Palmen die freigebigste und vielseitigste Segensspenderin, schon um ihrer enormen Fruchtbarkeit und des großen Nähr- und sonstigen Nutzwertes ihrer Früchte willen. Eine ausgewachsene Kokospalme, die es unter günstigen Umständen bis zu über 30 m Höhe bringt, trägt das ganze Jahr hindurch, indem gleichzeitig reife und grüne Früchte und Blüten den Baum schmücken. Oft erblickt man gleichzeitig 6—12 große Fruchttrauben, jede mit ebenso vielen Nüssen besetzt, unterhalb der weitausgebreiteten Fächerkrone, deren 40 bis 50 Wedel ebenso wie die noch darunter befindlichen dürren, teils herabhängenden, teils wie Spieße herausragenden Blattstiele, in ihren Blattachseln oft ein ganzes kleines Guanolager bergend, sich an ihrer Basis spiralig um den Stamm gruppieren. Ja es gibt zahlreiche Exemplare, welche im März und Oktober, wo die meisten Nüsse reifen, bis zu 200 kopf-



Kokoswäldchen am Kaweri nördlich von Tritschimpal.

große Früchte liefern, eine gewaltige Fruchtleistung, wenn man bedenkt, daß auch die übrigen Monate reife Früchte zeitigen, wenn auch in den kühleren Monaten die Reife langsamer vor sich geht und der Ertrag demzufolge geringer ist. Das Herabholen der Früchte ist ebenso wie die Gewinnung des Palmsaftes eine mühselige Arbeit, welche Kraft und Geschicklichkeit erfordert, weshalb auch die Palmsteiger stellenweise, wie auf Ceylon, wo sie über den gewöhnlichen Handwerkerkasten stehen, größeres Ansehen genießen, als ihnen eigentlich nach der Kastenordnung zukommt. Wenn von irgend einem Berufe, so gilt es auch von diesen Palmweinzapfern und Nußpflückern: „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Man muß nur die schlanken aber muskulösen braunen Kerle sehen, wie sie im glühenden Sonnenbrande, während zwischen den Bäumen die drückendste Schwüle brütet, mit katzenartiger Gewandheit an den mächtigen Stämmen, die wegen ihrer Dicke und ihrer rauhen Oberfläche nicht mit den nackten Armen und Beinen umspannt werden können, geräuschlos emporklimmen bis zur luftigen Höhe, wo die langen Blütentrauben und schwerlastenden Fruchttrauben hängen. Der Anblick ist für jeden, der sich noch nicht daran gewöhnt hat, geradezu beängstigend, weil man meint, alle Augenblicke einen Absturz befürchten zu müssen. Das kommt aber wunderselten vor, denn die Leute sind tatsächlich gewandt wie die Affen. Ein einziges einseitiges Entgleiten des um den Stamm gelegten Kletterstrickes oder Steigholzes aus der schwitzenden Hand würde die Katastrophe unvermeidlich machen, ebenso ein Ausgleiten der gegen die Rinde des Stammes gestemmten Füße. Die Besteigung der Stämme wird nämlich so bewerkstelligt, daß der Mann sich, mit dem Gesicht gegen den Stamm gewandt, am Fuße des Baumes aufstellt und einen dicken Strick oder ein gebogenes zähes Holz, dessen Enden er mit beiden Händen faßt, hinten um die Rückseite des Stammes legt und straff anzieht. Nun steigt er mit weit zurückgebogenem Oberkörper, die Füße gegen den Stamm stemmend, einige Schritte empor, die Unebenheiten der Rinde, die letzten Spuren der früher abgefallenen Blätter, als Stützpunkte benutzend. Ist dies geschehen, so nähert er den Oberkörper etwas dem Stamme, schwingt den Strick oder das Holz schnell ein Stück höher am Stamm empor und zieht ihn sofort wieder straff an, worauf das Steigen von neuem beginnt.

Welch ein Kontrast zwischen einem Haine stattlicher Kokospalmen, der wie ein vielhundertsäuliger Naturtempel sich erhebt, und einer Bananenpflanzung, wo die einzige Riesentraube mit ihren oft mehr

als 200 köstlichen Früchten aus der dunkelvioletten Krone des mit samtweichen Riesenblättern geschmückten Schaftes in strotzender Kraft und Üppigkeit emporsteigt und schließlich, durch die Schwere der Früchte niedergezogen, sich demütig zur Erde neigt, die Mutter küssend, die sie geboren und genährt hat! Und doch haben beide so grundverschiedene Gewächse das eine miteinander gemein, daß beide in ihrer unerschöpflichen und ins Riesenhafte gehenden Fruchtbarkeit neben dem Reis die wichtigsten Nahrungsspender des großen indischen Volkes von Point de Galle bis hinauf zu den blauen Wällen des Himālaia sind.

Von der Größe der Palmenkronen macht man sich vom Erdboden aus infolge der bedeutenden Stammhöhe gewöhnlich eine falsche Vorstellung; dieselbe hat bei ausgewachsenen Exemplaren einen Durchmesser bis zu 10 m, und die Wedel sind so fest, daß man zwischen ihnen einen ganz sicheren Stand hat. Dort in der luftigen Höhe herrscht immer reges Leben; Affen, Papageien, Krähen, Falken, Fledermäuse und mancherlei anderes Getier benutzen diese sicheren Stätten als willkommenen Tummelplatz, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn oben in der Krone sich oft plötzlich ein Heidenlärm erhebt, während man unten ahnungslos vorüber fährt.

Von der Kokos ist eigentlich alles zu verwenden, die Früchte samt den Schalen, die Blattrippen und Blätter, die Blattkeime und der Stamm und der demselben an der Krone entquellende Saft. Die Nüsse werden sowohl in unreifem wie in reifem Zustande genossen. Die unreifen Nüsse enthalten ein klares, süßsäuerlich und dabei angenehm nach Nuß schmeckendes Wasser, welches besonders frühmorgens, wo die glühenden Sonnenstrahlen die Früchte noch nicht bis ins Innerste hinein erwärmt haben, ein köstlich erquickendes Getränk abgibt, das auch von Europäern sehr gern genossen wird, sowohl wegen seiner erfrischenden, durststillenden Eigenschaften als wegen seines angenehmen Wohlgeschmacks und seiner appetitlichen Reinheit. Auch das Fleisch solcher unreifen Nüsse wird gern genossen und zu diesem Zwecke mit Löffelchen aus der Schale herausgekratzt. Dasselbe ist noch gallertartig weich, etwa wie das Eiweiß eines weichgekochten Eies, und hat einen angenehm süßen, dem der Nußmilch ähnlichen Geschmack.

Die Milch der reifen Nüsse bildet einen wichtigen Zusatz zu der in ganz Indien als Nationalgericht so beliebten Karribrühe, bei deren Zubereitung wir uns statt dessen mit Kuhmilch und statt der Limonen mit sauren Gurken behelfen müssen, wodurch der Geschmack des Gerichts natürlich beeinträchtigt wird; sie wird aber auch wie das Wasser der

unreifen Früchte getrunken oder ergießt sich in Strömen über den dicken Steinschädel des elefantenköpfigen Ganesa, wenn ihm der Hindu Kokosnüsse opfert. Bei großen Götzenfesten werden mitunter vor dem Tempel solche Mengen von Opfernüssen zerschlagen, daß die Leute wie in einem schlammigen Moraste waten.

Aus dem am inneren Rande ansitzenden Fleische der Nuß, das fett und nahrhaft, reich an Stickstoff, Kali und Phosphorsäure, von reinweißer Farbe und der Konsistenz etwa des Fleisches einer Rübe, als Kopra (Kopperah) einen wichtigen Handelsartikel bildet und auch in natürlichem Zustande trotz seines bei älteren Nüssen etwas ranzigen Geschmacks viel genossen wird, preßt man das Kokosöl, das sich schon bei verhältnismäßig hoher Temperatur zu Kokosbutter verdichtet und als Speisezutat, als Brennöl und Haaröl und zu anderen Zwecken Verwendung findet, während die festen Überreste des Fleisches die Ölkuchen liefern, welche der indischen Kuh als leckerer Nachtisch so willkommen sind, nachdem sie ihr Reisstroh und die dürren Graswurzeln geduldig hinuntergewürgt hat. Die Kopra wird gewonnen, indem man aus der gespaltenen Nuß nach Auslaufen der Milch das Fleisch herausnimmt und es eintrocknen läßt. Neben ihrer Verwendung als Viehfutter kommen die Rückstände bei der Ölbereitung auch als Dünger für Gärten und Reisfelder zur Benutzung.

Aber nicht nur der Inhalt der Nüsse, sondern auch die filzige äußere und die fast steinharte innere Schale werden nutzbringend verwandt und dienen zur Anfertigung von allen möglichen Gebrauchsgegenständen. Die braune Faser der Außenschale wird mit kurzen Holzkeulen weich geschlagen und zu Stricken und allerlei Flechtwerk und groben Geweben verarbeitet; in unverarbeitetem Zustande bildet sie, soweit sie nicht als Streu oder zum Stopfen von Matratzen verwendet wird, einen wichtigen Ausfuhrartikel. Aus der harten Innenschale verfertigt man Büchsen und Dosen, Schalen, Aschenbecher, Schnitzereien, Schöpflöffel und hundert andere kleine Gegenstände, oft in zierlicher künstlerischer Bearbeitung; da sie vorzüglich brennt und eine große Hitze entwickelt, verwendet man sie auch als Brennmaterial, und besonders die Wäscher pflegen sie bei ihren Bügelarbeiten zu benutzen.

Die langen, festen Blattrippen ergeben ganz oder gespalten ein wertvolles, dauerhaftes Material zu allerlei Bauzwecken und zur Anfertigung von allerlei Haus- und Feldgerät. Besonders das Dachwerk der eingebornen Häuser, ja ganze Hütten der armen Leute, soweit sie nicht aus Lehm erbaut werden, die schattigen Pandals vor den Häusern wohl-



Palmyrapalmen.

habender Hindus und die Veranden der europäischen Häuser werden unter Zuhilfenahme von Bambus aus diesem fast unverwüstlichen Material hergestellt. Die eingeborne Regenschirmfabrikation kann desselben auch nicht entbehren. Die an den Blattrippen sitzenden Blätter liefern das Material zu Körben und Wannen, Topfuntersetzern, Fächern und Matten, Geflechten zum Einschlagen von Warenballen usw. Die sogenannten Oleis, d. h. die schmalen Palmblattstreifen, welche die Eingebornen zum Schreiben benutzen, indem sie die Schriftzeichen mit eisernen Griffeln einritzen und sie dann eventuell durch Auftragen von Farbe deutlicher sichtbar machen, stammen nicht von der Kokos, sondern von der Corypha, besonders von der C. umbraculifera oder Schattenpalme (Tallipotpalme), die besonders auf Ceylon und auf der Malabarküste häufig ist und auch Palmkohl und Sago liefert. Die auf das beschriebene Blatt aufgetragene Farbe haftet nur in den Ritzstellen, während sie von der harten glatten Blattfläche leicht abgewischt werden kann, so daß dann die eingekratzten und imprägnierten Buchstaben deutlich sichtbar werden.

Die Palmstämme werden gern zum Bauen benutzt, können aber nicht zu Brettern und Latten zertrennt werden, da nur das unter der Rinde sitzende Holz hart ist, während der innere Kern ein weiches, faseriges Holz enthält. Besonders wo es darauf ankommt, ein leichtes und doch haltbares Holz zu verwenden, greift man gern zum Palmenholze. So bestehen die Dachsparren einfacher Gebäude häufig aus gespaltenen Palmenstämmen.

Ein sehr wichtiges Produkt der Kokospalme wie auch der Palmyra und der Curyota ist der Palmsaft, der sowohl frisch getrunken wird und dann einen sehr angenehmen Geschmack hat, als auch in gegohrenem Zustande. Durch die Gärung wird er berauschend und bildet den, zumal bei den niederen Kasten und den Kastenlosen so beliebten Palmwein oder Palmschnaps, für den der Paria seinen letzten Peisa hingibt. Vielfach kocht man ihn auch zu Zucker und Sirup ein. Auch Essig und Backhefe liefert dieser für die Eingeborenen so wichtige Saft, von dem ein erwachsener Baum 60—65 kg gibt, welche beim Einkochen 3—4 kg Zucker liefern. Gewonnen wird er von den oben beschriebenen Palmweinzapfern, und zwar auf zweierlei Art, in dem sie nämlich bei den Phönixarten unter der Krone tiefe Einschnitte in den Stamm machen, aus denen der Saft reichlich ausfließt, was von zehnten bis dreißigsten Jahre geschehen kann und zur allmählichen Verkrüppelung des Stammes führt, oder indem sie, wie bei der Kokos, Palmyra und Curyota, die

dann natürlich keine Frucht geben, die Blütenstiele abschneiden, so daß der Saft in die daran gehängten Töpfe abfließt. Hat sich die Schnittfläche durch Eintrocknung versetzt, so wird eine neue hergestellt. Das Herabholen der vollen Safttöpfe muß keine leichte Arbeit sein. Die Saftgewinnung fällt in die kühlere Jahreszeit, wo man morgens und abends alle Augenblicke Leuten begegnet, welche Palmsafttöpfe auf dem Kopfe tragen.



Fruchthändler auf Ceylon.

Eine Eigentümlichkeit der Palmyrapalme besteht darin, daß man, so kerzengerade auch ihr massiger Walzenstamm emporstrebt, im Gegensatz zu der meist gebogenen Kokos, nur wenige ganz senkrecht stehende Stämme antrifft, was bei dem starken Drucke des Windes auf die umfangreiche, dichtblätterige Krone nicht zu verwundern ist. Diese Eigentümlichkeit des Baumes hat den Anlaß zu einem in Indien verbreiteten Sprichwort gegeben, nach dem es ebenso schwer ist, einen ganz ehrlichen Menschen zu finden, als eine ganz aufrecht stehende Palmyra. In manchen Gegegenden genießt man auch die Früchte der Palmyra in besonderer Zubereitung.

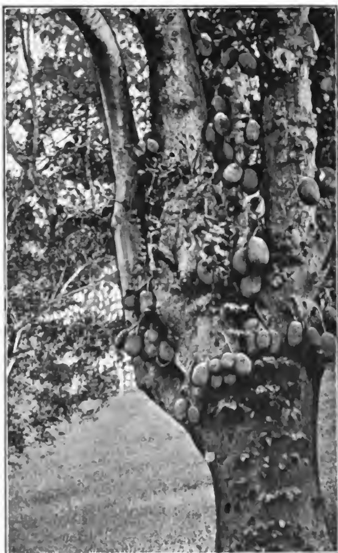
Die graziöseste unter allen Palmen Indiens ist die Arekapalme, welche die Nüsse zum Betel liefert und mit Recht „die Gazelle unter den Palmen" genannt wird, eben wegen ihres schlanken, zierlichen Wuchses. Man begreift nicht, wie der außerordentlich schwache und dabei bis zu 16 m hohe Stamm die breite, schöne Krone, deren 6—8 Wedel gegen 6 m lang sind und meterlange Seitenblätter haben, überhaupt tragen und dabei noch so gerade in die Höhe schießen kann. Sie wächst überall gern, besonders wo sandiger Boden vorhanden ist, und erscheint auf der Westküste allenthalben im Schmuck der zarten, schönlaubigen Pfefferranke, die sich mit Vorliebe an ihrem schlanken Stamme in die Höhe schlingt.

Mit demselben und fast noch größerem Rechte, wie man die Areka die graziöseste nennt, kann man die Tallipotpalme, auch Schirmbaum genannt, die wunderlichste und auffallendste Palme Indiens nennen. Jedermann ist erstaunt, der sie zum ersten Male hoch über die Wipfel der anderen Bäume wie einen mächtigen grünen Kamm emporsteigen sieht, aus dessen Mitte mitunter ein weißer Blütenschaft von gewaltiger Höhe, emporschießt. Jedes einzelne Blatt stellt, wunderbar regelmäßig gefaltet, einen Kreis von $1^1/_2$—2 m Durchmesser dar. Kein Wunder, daß die praktischen Eingebornen auf den Gedanken gekommen sind, dem Winke der fürsorglichen Mutter Natur zu folgen, indem sie diese Blätter als Regenschirm benutzen, nachdem sie den Stiel entfernt oder gebogen haben. Die größte Eigentümlichkeit des originellen Baumes ist, daß er nur einmal blüht und dann abstirbt.

Einen in ihrer Art fast ebenso originellen Anblick bietet die Sagopalme, die in ihrer Form, mit ihrer kurzen, krausen Krone, mehr an einen Laubbaum als an eine Palme erinnert, einen viel kürzeren Stamm, als andere Palmen, und ganz andere Blattbildung, als die Phönix-, Borassus- und andere Palmenarten hat und besonders durch ihre großen Blüten- und Fruchtbüschel auffällt, die an starkem, gebogenem Stiele hangend, in einigem Abstande vom Stamme senkrecht herabbaumeln, von weitem riesigen Pferdeschweifen ähnelnd.

Indien ist sehr reich an genießbaren Früchten, wenn auch keine seiner so vielgepriesenen Früchte sich mit einen deutschen Edelapfel messen kann. Wie das Sandelholz durch ein eigenartig „mystisches Duften", so zeichnen sich Indiens Früchte, um auch hier einen Gerokschen Ausdruck zu gebrauchen, durch einem „unbeschreiblichen Geschmack" aus, der nicht von allen für angenehm erklärt wird. Es gibt Früchte, die für unseren Gaumen etwas unangenehm Ranziges, Muffiges, Moderiges oder fremd Aromatisches haben, so daß man sich erst daran gewöhnen muß, um sich mit ihnen be-

freunden zu können. Besonders die bei den Eingeborenen so beliebte und in unglaublichen Mengen von ihnen konsumierte Jackfrucht widert den Europäer wegen ihres unangenehm moderigen Geruches und Geschmacks direkt an. Sie gerade wird in den Bazaren massenhaft angeboten, und der in Indien übrigens auch wildwachsende Jack-fruit-tree wird neben Tamarinde, Puarasu und Baniane an Landstraßen häufig angepflanzt. Er ist auch eine von den pflanzlichen Kuriositäten Indiens; die dicken, weiß und gelbbunt gescheckten Stämme mit ihren vielgewundenen Ästen und langgestielten Blättern, vor allem aber die direkt aus dem Stamme und den stärkeren Ästen, ja sogar unter der Erde aus den Wurzeln kommenden kürbisgroßen, von einer schleimigen Milch überzogenen Früchte machen einen überaus fremdartigen, sonderbaren Eindruck. Das Holz des Baumes ist wertvoll und findet mannigfache Verwendung.



Jackfruchtbaum.

Einen besseren Genuß gewährt die gelbe, saftige Mango, die viele der Banane noch vorziehen, besonders die veredelte Mango, welche die gewöhnliche an Güte und Wohlgeschmack weit übertrifft. Man saugt nur den würzigen Saft des den großen Kern umschließenden Fleisches aus. Der Baum, welcher diese edlen, in langen Trauben wachsenden Früchte hervorbringt, die apfelgroßen, an einer Seite nierenförmig eingebuchteten und einen feinen Wohlgeruch ausströmenden Pflaumen

gleichen, ist einer der schönsten und stattlichsten Bäume des Landes und erreicht einen Stammumfang bis zu 6 m. Er bietet zu allen Zeiten des Jahres einen schönen Anblick, sowohl im Schmuck der jungen braunroten, großblättrigen Belaubung, als auch zur Zeit der Blüte und Fruchtreife, wo die würzig duftenden weißen Blütentrauben und die goldgelb schimmernden Fruchttrauben der weiten schönlaubigen Krone einen besonderen Schmuck verleihen. Der eigentümlich parfümierte Geschmack der Mango erinnert an den Duft der Jasminblüte.

Außer diesen besonders beliebten Früchten gibt es noch eine Unzahl von apfel-, birnen-, pflaumen-, beeren- und nußartigen, teilweise mit keiner unserer europäischen Früchte in Vergleich zu stellenden Fruchtsorten, die teils wild wachsen, teils in Gärten und Pflanzungen gezogen werden; die melonenartige Papaya, deren schöngeformte Früchte in dicken Trauben unter der schönen, aus sonnenschirmartigen Blättern gebildeten Blätterkrone herabhangen, welche das wunderbar regelmäßig karierte Stämmchen krönt, ist nicht nach jedermanns Geschmack, da ihr gelbes, bei voller Reife rötliches Fleisch einen sonderbaren, an Nasturtiensamen erinnernden Beigeschmack hat. Die schneeweiße, säuerliche Jambuse hat etwas von dem Geschmack eines unreifen Edelapfels, während das weiße, musig saftige Fleisch der gelben, birnenförmigen Guava ein moschusartiges Parfüm hat. Die im Innern der Frucht enthaltenen Körner sind süß und wohlschmeckend. Die aus China importierte köstlich süßsäuerliche, an Gestalt völlig dem Liebesapfel gleichende Rambutanbeere, die verschiedenen im Lande heimischen Orangen-, Zitronen- und Limonenarten, unter ihnen die große, starkduftende, rosafleischige und recht wohlschmeckende Pompelmus (Citrus Pompelmos Risso), der Kiefernzapfen ähnelnde grüne Cremeapfel, der diesen Namen seinem milchigen Fleische verdankt, und eine Fülle anderer Früchte — sie alle werden von den Eingebornen gern genossen und liefern auch den Europäern, soweit sie von ihnen nicht roh gegessen werden, manche Büchse des köstlichen Jam, den man auf allen indischen Tischen vorgesetzt bekommt. Die in den Bergen hier und da wachsenden großfrüchtigen Birnen haben ein grobes, unschmackhaftes Fleisch.

Der bereits genannten Banane gebührt unter den indischen Früchten der Preis, sowohl hinsichtlich ihrer enormen Fruchtbarkeit als wegen des Wohlgeschmacks der Früchte. Man kann sie wohl die köstlichste Frucht nennen, welche das tropische Klima überhaupt zeitigt. Mit welcher unserer Früchte soll ich sie doch vergleichen? Es ist schwer, ja unmöglich, einen wirklich passenden Vergleich zu finden; mehlig wie eine edle



Bambusrohr.
Im Vordergrund ein gespaltener junger Schoß.

Kartoffel, saftig wie eine reife Edelbirne, feinaromatisch wie eine Erdbeere, auf der Zunge schmelzend hat das rosig angehauchte und von einer weichen, lederartigen, etwas kantigen, in der Reife goldgelben Schale umhüllte Fleisch der gurkenförmigen Einzelfrucht einen so wunderbaren und dabei so eigenartigen, unaufdringlichen Wohlgeschmack und eine so erquickende Frische, daß es wohl wenig Menschen geben mag, die nicht davon entzückt sind — vorausgesetzt, daß man wirklich reife Bananen erhält. Nach der künstlich nachgereiften, in noch ganz grünem Zustande gepflückten Ware, wie man sie in unseren Delikateßgeschäften zu kaufen bekommt, darf man nicht gehen; die ist noch mehr als unsere sauren, ebenso grün gepflückten Apfelsinen völlig dazu angetan, das Renommee derartiger köstlicher Naturgaben bei uns zu Schanden zu machen.

Wo irgend in Indien ein Wasser seinen Lauf hinlenkt oder sonst die Boden- und Feuchtigkeitsverhältnisse es gestatten, da schießen 10—100stämmig die mächtigen, schönlaubigen Riesengarben des Bambusrohres auf, Schaft an Schaft gedrängt, oben in graziöser Neigung sich nach außen zerteilend. Die Üppigkeit der indischen Vegetation kommt in diesem größten und imposantesten aller Rohrgräser zum vollen Ausdruck. Die Verbreitung des Rohres ist eine allgemeine in ganz Indien, und die Wüchsigkeit der Schäfte eine so staunenerregende, daß einzelne die Stärke und Höhe unserer höchsten Bäume erreichen. Welch eine strotzende Kraft liegt in den mitunter mannsstarken, wie riesenhafte Spargelköpfe aus dem sandigen Boden dringenden Jungschossen, und mit welcher fast für das Auge wahrnehmbaren Schnelligkeit schießen dieselben zu hohen Stämmen auf, in ihrer zartesten Jugend ein vielbegehrtes Gemüse liefernd. Die erwachsenen Schossen sind bis zu einer ziemlichen Höhe hinauf kahl, dann erst beginnt die reiche, regelmäßige Verästelung, indem aus jedem der Knoten des hohlen Stammes einige horizontale Zweige und scharfe Dornen hervorwachsen. Diese Zweige sind dicht mit büschelartig beisammenstehenden, langen und dabei sehr schmalen und fein zugespitzten Blättern besetzt, die ein lautes Rascheln und Rauschen verursachen, sobald der Wind hindurchfährt. Jedes Zweigende läuft in eine Blütenrispe aus. Über die vielseitige Verwendbarkeit und den großen praktischen Nutzen des Rohres noch ein Wort zu verlieren, dürfte überflüssig sein.

Indiens wichtigstes Produkt ist der Reis, der das Hauptnahrungsmittel der Hindus bildet. Die Hindus sind ja aus religiösen Gründen, bei denen auch die klimatischen Verhältnisse mitreden, Vegetarier von mehr oder weniger reiner Observanz. Die Vorschriften der Religion

verbieten das Töten lebender Wesen wegen der Lehre von der Seelenwanderung. Allerdings befolgen bei weitem nicht alle Hindus diese Vorschriften so streng und gewissenhaft wie die Brahminen und die buddhistischen Mönche in Hinterindien, die nicht einmal einen Floh töten, wenn er sie auch noch so sehr peinigt. Viele Hindus genießen das Fleisch von Ziegen und Geflügel zum Karri; die Parias, die überhaupt alles kau- und verdaubare verschlingen, genießen auch Schweinefleisch und Fleisch von gefallenem Vieh, wie früher erwähnt wurde. Pferde- und Rindfleisch wird kein Hindu genießen, da beide Tiere heilig sind. Die vielen gegerbten Tierhäute, welche von Indien ausgeführt werden, stammen zum größten Teil von gefallenem Vieh, nur wenige von geschlachteten Tieren. Das Fleisch von geschlachtetem Großvieh würde ja auch bei dem dortigen Klima sofort in Fäulnis übergehen, ehe es ganz verwertet werden könnte. Europäer bekommen deshalb auch nur in großen Städten und wo sonst viele Europäer leben, frisches Rindfleisch auf den Tisch und müssen sich im übrigen mit Konserven helfen oder sich die Zähne an zähem Ziegen- und Hammelfleisch ausbeißen, um nicht ganz von Geflügel und Fischen leben zu müssen. Von letzteren genießen auch die Eingeborenen große Mengen.

Wir können uns kaum eine Vorstellung davon machen, welche wichtige Rolle der Reis in Indien spielt. In den meisten indischen Häusern paradiert er nicht nur mittags, sondern wenn man es haben kann auch morgens und abends, als einziges oder als Hauptgericht auf dem Tische, d. h. auf dem am Boden auf der Matte ausgebreiteten Bananenblatte, um das die männlichen Familienglieder, von der Hausfrau bedient, kauern und mit geschicktem Wurf ein Klümpchen ums andere in den Mund befördern. Natürlich wird der Reis in verschiedenen Zubereitungen dargeboten, meist jedoch mit Karri oder dem im Tamillande so beliebten Múlachu thani, dem Pfefferwasser. Die vierte Bitte des Vaterunsers würde der Hindu sicher beten: „unsern täglichen Reis gib uns heute!"

Wo irgend die Boden- und Wasserverhältnisse es gestatten, wird darum Reis angebaut, natürlich auch für den Export. In erster Linie kommen die fruchtbaren Alluvialgebiete in den Flußniederungen und besonders die reich bewässerten Deltagebiete der Ströme in Betracht, wo der Reis die reichsten Ernten liefert. Abseits der Flüsse ist der Anbau, wenn überhaupt möglich und lohnend, viel mühsamer und kostspieliger, da durch künstliche Bewässerung nachgeholfen werden muß, sei es durch Stauwerke oder durch Schöpfbrunnen. Kein Produkt des Landes

bedarf so reichlicher und sorgfältiger Bewässerung wie der Reis, der von der Aussaat bis zur Ernte im Wasser oder wenigstens im schlammigen Moraste stehen muß. Darum gleichen die Reisfelder, solange die Frucht noch nicht über Wasser steht, lauter Teichen oder Sumpflachen, zwischen denen sich die Dämme hinziehen, welche die Felder trennen und den Abfluß des Wassers hindern.

Die regelrechte Anlage und ordentliche Instandhaltung der Reisfelder erfordert viele Mühe und Arbeit und stete Aufsicht, so daß die Reisbauern in der Tat kein leichtes Leben haben. Dieselben müssen unter kluger Wahrnehmung und Benutzung der Senkungsverhältnisse des Reislandes so angelegt werden, daß zunächst den höchstgelegenen Feldern das vorhandene Wasser zugute kommt und daß von diesen aus dann die tiefer gelegenen, etagenweise fortschreitend, bewässert werden können, bis alles gleichmäßig unter Wasser steht. Jeder Reisplan muß eine genau wagerechte Fläche bilden, auf der sich das Wasser ganz gleichmäßig verteilen kann, und jede Steigung und Senkung des Bodens muß bei der Anlage sorgfältig in Betracht gezogen werden. Wo vollständig ebenes Terrain vorhanden ist, da ist die Sache natürlich einfacher und die ganze Sorge der Bauern erstreckt sich auf die Instandhaltung der vorhandenen zahllosen Kanäle, welche das Wasser vom Flusse aus den Feldern zuführen, und auf das rechtzeitige Öffnen und Schließen der Dammschleusen.

Wo überhaupt Düngung not tut und nicht der vom Flußwasser mitgeführte Schlamm den Boden genügend düngt, werden Asche und Kehricht auf das trocken liegende Stoppelfeld gefahren und dort ausgebreitet. Dann beginnt die Bestellung. Zunächst wird aus dem Flusse oder den künstlich angelegten Wasserreservoirs das Wasser in die Felder geleitet, so daß sie eine einzige blinkende, von den Dämmen wie von einem braunen Geäder durchzogene Wasserfläche bilden, in deren Fluten die Sonne blitzt, daß es die Augen blendet. Alle Schleusen der Dämme und Feldraine werden geöffnet — das ist ein Rieseln und Rauschen, bis alles vollgelaufen ist, daß es dem Bauer wie liebliche Musik in die Ohren dringt. Nachdem das Wasser eine Weile gestanden und den Boden gehörig aufgeweicht hat, beginnt das Pflügen, eigentlich nur ein Umwühlen des Schlammes mit dem primitiven, von Ochsen gezogenen Pfluge, der meist nur aus einem gebogenen Holz- oder Eisenstücke besteht. Überall regt es sich nun von fleißigen Menschen, die hinter dem Pfluge hergehen, den Boden zu einem morastigen Brei umwühlend. Wenn der Pflüger das Feld verläßt, so gleicht es in der Tat einem schlammigen Moraste, über dem noch eine niedrige schmutziggelbe Wasserschicht steht.



Reisfelder und Bananenpflanzung (am Kaweri).

Die Saatbeete sind schon etwas früher bestellt worden, so daß nunmehr die Pflanzen schon weit genug gediehen sind, um verpflanzt werden zu können. Nachdem die ziemlich dicht ausgesäten Pflanzen etwa 30 cm Höhe erreicht haben, werden sie von Männern ausgerauft und in Bündeln auf die Felder geflößt. Dort geht es beim Pflanzen lebhaft genug zu — kein Wunder, da das Pflanzen Sache der Frauen ist und die indischen Frauen ein gutes Mundwerk haben. Wie hochbeinige Störche, hochgeschürzt und mit nacktem Oberkörper stehen sie, im rechten Winkel gebückt, singend im Wasser und pflanzen, immer 1—2 Pflanzen in den Schlamm drückend, mit großer Behendigkeit ganze Pläne voll. Viele Frauen haben eine außerordentliche Fertigkeit im Pflanzen. Die Pflanzen wurzeln schnell ein und wachsen im warmen Wasser sehr schnell heran, wenn sie genügend Wasser behalten.

In vielen Gegenden gibt der Reis mehrere Ernten im Jahre. Das reife Getreide wird mit Sicheln abgeschnitten und sofort in Garben gebunden, welche direkt zum Dreschplatze befördert werden. Scheunen kennt man in Indien nicht and auch das Vieh wird nur in solchen Gegenden in festen Ställen untergebracht, wo das Vorhandensein von Raubtieren diese Vorsicht gebietet. Das ausgedroschene Stroh wird im Freien, höchstens unter einem leichten Schutzdache, untergebracht. Zum Dreschplatze wählt man einen möglichst hoch und frei gelegenen Platz, der mit Wasser begossen und zur Tenne festgeschlagen wird. Dreschflegeln kennt man nicht; man schlägt, dem Brauche der Väter treu, die Garben mit den Ährenrispen auf den Boden und baut sie dann vorläufig in Diemen zusammen, die später, wenn gelegene Zeit vorhanden ist, noch einmal ausgebreitet und mit Ochsen betrieben werden, welche den Rest der Körner austreten, in bewundernswerter Ordnung im Kreise herumtrabend und hier und da ein Maul voll Stroh aufnehmend.

Am Abend des Dreschtages erfolgt die Ablöhnung der Arbeiter, von denen jeder sein bestimmtes Quantum Körner erhält.

Nun hat der Reisbauer seine Ernte glücklich herein, aber recht froh wird er derselben nicht, denn er hat herzlich wenig davon. Ist er nicht selbst Eigentümer des Landes, sondern nur Pächter, so hat er sofort nach der Ernte dem Besitzer oder dessen Beauftragten die Hälfte des Körnerertrags als Pachtzins und Vergütung des vorgeschossenen Saatguts zu verabfolgen. Das ist der erste Wermutstropfen, der in seinen Freudenbecher fällt, und nun tröpfelt es fröhlich weiter; denn nun erscheinen sie pünktlich zur Sekunde, die Handwerker und Arbeiter, die bis zur Ernte die nötigen Arbeiten haben tun müssen und, weil sie keine volle Bezahlung



Reisstampfende Frauen.

erhielten, durch einen Teil der Ernte entschädigt werden müssen. Da kommt der Zimmermann, der Maurer, der Schmied, der Wagenbauer, der Töpfer, der Barbier, der Wäscher und wie sie sonst alle heißen, und jeder hält die Hand, oder vielmehr den Sack oder Korb auf, um sein Teil einzuheimsen, so daß dem armen Erntevater von dem ganzen schönen, ihm unter den Händen zerrinnenden Segen herzlich wenig übrig bleibt, zum Verhungern zu viel, zum Sattessen zu wenig. Von dem aus Indien exportierten Reis stammt kein Körnchen direkt von diesen Kleinbauern her. Am schlimmsten sind die armen Parias daran, die besonders unbarmherzig bedrückt und ausgesogen werden.

Die Eingeborenen enthülsen ihren eigenen Reisbedarf in großen hölzernen Stampfmörsern, welches anstrengende Geschäft den Frauen des Hauses obliegt. Der Reis wird erst etwas angekocht und dann mit eisenbeschlagenen Stößern im Mörser von den Hülsen befreit.

Die Schwierigkeit, unter den geschilderten Verhältnissen aus-, geschweigedenn voranzukommen, ist einer von den Gründen, weshalb so viele indische Landbauern und Tagelöhner, besonders von der Koromandelküste, deren tamulische und telugische Bewohner überhaupt ein wanderlustiges Völkchen sind, als Kulis nach Barma und Ceylon und nach Afrika gehen, wo sie lohnenden Verdienst finden, der ihnen gestattet, einen Sparpfennig zurückzulegen. Die meisten dieser Auswanderer kehren nach einer Reihe von Jahren, wenn sie sich eine Summe erspart haben, nach Indien zurück. Leider haben sie wenig bleibenden Vorteil von ihrer Auswanderung; denn wenn sie mit ihren Ersparnissen zurückkehren, so haben sie von seiten ihrer stets unterstützungsbedürftigen Verwandten einen wahren Sturmlauf auszuhalten, so daß sie in kurzer Zeit wieder mit leeren Händen dastehen. Gilt doch in Indien noch heute wie ehedem der an sich ganz schöne und richtige Spruch: „Der Verwandten sich liebend anzunehmen ist der Hochherzigen Pflicht". In Indien herrschen noch patriarchalische Zustände, und der Zusammenhalt der Blutsverwandten ist ein viel engerer als bei uns. Solange der Vater noch am Leben ist, wohnt die ganze Familie, auch die bereits verheirateten Söhne mit ihren Frauen und Kindern, als eine einzige Familie im Hause beisammen.

Wo kein Reis gebaut werden kann, da tritt an die Stelle des „nassen Feldbaus" der „trockene Feldbau", der Anbau von Mais, Hirsearten, Linsen, Weizen, Gerste, Opium, Hanf, Indigo, Tabak, Safran, Ölsaat (besonders Sesam), Erdnüssen, Pfeilwurz (Arrowroot), Betel usw. Das Zuckerrohr allerdings verlangt ziemlich reichliche Bewässerung

und nicht zu leichten Boden; dann liefert es bis zu 3 m hohe Halme, deren Spitzen verfüttert werden, während der starke, knotige Schaft, in meterlange Stücken zerschnitten, in die Fabriken wandert, wo der ausgepreßte Saft, von dem 9—10 Liter 1 kg Zucker geben, allmählich stark erhitzt wird, um kristallisationsfähig zu werden. Er muß durch mehrere Kühlpfannen hindurchgehen; bei dieser Gelegenheit wird der Schaum abgeschöpft und zusammen mit der Melasse zu Rum destilliert. Die gelbliche Färbung des Rohrzuckers rührt von dem Kalk her, von dem man ein kleines Quantum dem Safte zusetzt. Die zahlreichen Zuckerfabriken befinden sich fast ausschließlich in den Händen englischer Fabrikanten. Zuckerrohr wird überall in Indien gebaut, wenn auch der Umfang der Produktion sehr verschieden ist. Der Anbau von Weizen und Gerste ist in den nördlichen Provinzen am stärksten.

Ganz bedeutende Erträge liefert der Baumwollenbau, der überall in Indien heimisch ist, wo der schwarze Baumwollenboden vorhanden ist. Man muß unterscheiden zwischen dem in Gärten und an Straßen vereinzelt wachsenden Baumwollenbaume, der ein ziemlich ansehnlicher Baum wird, aber infolge seiner fast vollständigen Blätterlosigkeit einen großen Teil des Jahres hindurch einen kahlen, unschönen Anblick gewährt und dessen längliche, gelbbräunliche Kapseln eine schmutzigweiße, mehr grauliche Wolle enthalten, die nur zum Polstern u. dgl. benutzt wird, und dem in mancherlei Abarten plantagenmäßig angebauten, die feine weiße Baumwolle liefernden Baumwollenstrauche, dessen Kapseln kleiner und anders geformt sind. Der einheimische Strauch ist einjährig und muß alljährlich gleich nach der Regenzeit neu ausgesät werden, oft gleichzeitig mit einer Hirseart, die dann früher geerntet wird; doch gibt es auch eine sehr anspruchslose dreijährige Art. Die feinste Baumwolle liefern die eingeführten Arten, die Bourbon-Baumwolle und der amerikanische und peruanische Strauch, deren Einbürgerung vorzüglich geglückt ist. Weite Distrikte sind vorwiegend mit Baumwolle bebaut, so daß der Export trotz des gewaltigen Verbrauchs im Lande selbst, wo fast alles baumwollene Kleidung trägt, ein ganz bedeutender ist. Er beträgt etwa die Hälfte der gesamten bedeutenden Baumwollenproduktion.

Der Indigobau wird zwar bis auf den heutigen Tag in einzelnen Provinzen sehr intensiv betrieben, ist aber bei weitem nicht mehr so lohnend wie früher, da der Preis des Farbstoffes infolge der künstlichen Bereitung desselben in Europa bedeutend zurückgegangen ist. Am besten sind die Erträge in Bengalen und Audh. Der knapp meterhohe, mit

rosagrünlichen Schmetterlingsblüten geschmückte Strauch gibt, da er wiederholt abgeschnitten werden kann, 3—4 Ernten; dann muß der Boden wieder neu beackert und bestellt werden. Die Bestellung der Indigofelder erfordert große Sorgfalt und verursacht reichliche Mühe. Schon 4—5 Monate vor der Aussaat muß mit dem Pflügen begonnen werden und der Boden muß ziemlich tief gelockert sein, wenn die jungen Pflanzen gedeihen sollen. Trotz aller aufgewendeten Mühe ist das Resultat der Ernte ein sehr unsicheres, da die Bildung des Farbstoffes sehr vom Eintritt und von der Ausgiebigkeit der Regenzeit abhängig ist, in deren Mitte die Haupternte stattfindet. Allzuviel Feuchtigkeit kann der Strauch aber auch nicht vertragen, weil die Wurzeln dann leicht verderben. Der Same kann nur in trockenen Lagen gewonnen werden. Die Gewinnung des Farbstoffes ist eine eigentümliche; man schneidet die Blütenzweige ab und legt sie so lange in Wasser, bis eine Zersetzung eintritt. Die dadurch entstandene schlammig trübe Masse füllt man in große Gefäße und bearbeitet sie so lange mit Rutenschlägen, bis der an den verwesten Pflanzenresten haftende Farbstoff sich abgelöst und zu Boden gesetzt hat. Der Bodensatz wird dann filtriert und getrocknet. Ein großer Prozentsatz der Indigoausfuhr geht über Madras.

Das verderbliche Laster des Opiumgenusses, dem heute nicht mehr ausschließlich die Bewohner des Ostens ergeben sind, wie die bedeutende Opiumausfuhr nach Amerika und vielen Häfen des Westens überhaupt beweist, erhält einen bedauerlichen Vorschub durch den Aufschwung, welchen der Opiumbau im letzten Jahrhundert in Indien genommen hat, da die englische Regierung, welche von jedem Pfund Opium eine Abgabe von mehreren Rupien erhebt, im Interesse ihres Geldbeutels die natürlich zu bezahlende Konzessionserteilung zum Opiumbau sich vorbehalten hat und anstatt zu tun, was in ihren Kräften steht, um im Interesse der Menschheit den Anbau und die Ausfuhr dieses für Millionen von Menschen so verderblichen Giftes einzuschränken, dieselben begünstigt und unterstützt, indem sie selbst die Oberleitung dieses Handelszweiges in die Hand genommen hat, in Bengalen auf eigene Rechnung Opium produzieren läßt und den Opiumproduzenten allerlei Erleichterungen gewährt. England lädt damit eine schwere Verantwortung auf sich. Gewiß hat der Handelsverkehr der Völker auch eine Kulturaufgabe; diese muß sich aber notwendig in ihr Gegenteil erkehren, wenn der Handel die notwendigsten sittlichen Grenzen, welche für allen Verkehr der Menschen untereinander durch das Gebot der Nächstenliebe vorgeschrieben sind, überschreitet, wie es hier der Fall ist. Eine solche Miß-

achtung des Gebotes der Menschenliebe liegt doch da vor, wo man Handelsfreiheit, Staatsinteresse oder sonst etwas zum absolut höchsten Handelsprinzip macht, dem gegenüber alle sittlichen Rücksichten schweigen müssen. Der indisch-englische Opiumhandel ist eine direkte Versündigung an der Menschheit. In allerletzter Zeit hat die englische Regierung verschiedene Anläufe genommen, den Opiumbau und Opiumhandel einzuschränken, aber das träge Tempo, in dem sich die darüber gepflogenen Verhandlungen bisher bewegt haben, läßt nicht viel Gutes für die nächste Zukunft hoffen. Freilich ein Steuerausfall von 60—70 Millionen ist auch für England keine Kleinigkeit.

Unglaubliche Mengen von Opium werden von Indien ausgeführt — man staunt, wenn man die statistischen Nachweise zu Gesicht bekommt. Der Handelspreis des Opiums, von dem das bessere in Kuchen von 1—2 kg zum Versand gebracht wird, während das geringere in Klumpen von 1 kg Gewicht im Lande selbst in Basaren feilgeboten wird, richtet sich nach den Prozentsätzen, in denen die verschiedenen chemischen Stoffe, vor allem das Morphin, darin enthalten sind. Je höher der von 6—20% steigende Morphingehalt ist, desto höher ist der Preis. Die Wirkung des Opiumsgenusses besteht zunächst in einer bis zur direkten Lebensgefahr sich steigernden Beschleunigung der Blutzirkulation und einer angenehmen Anregung der Nerven, der aber nur zu bald eine völlige Erschlaffung und Erschöpfung, und wenn der Opiumgenuß zur Opiumsucht ausgeartet ist, ernste Verdauungsstörungen und schließlich eine völlige Zerrüttung des Nervensystems folgen.

Der Mohn, von dem das Opium gewonnen wird, ist unser gewöhnlicher weißblühender Feldmohn; die narkotischen Stoffe, die unser Mohn nicht enthält, entwickeln sich durch den Einfluß der tropischen Hitze. Die Opiumgewinnung ist so einfach wie nur möglich; man macht abends eine Anzahl Einschnitte in die noch grünen Mohnköpfe, so daß der weiße Milchsaft hervortritt. Dieser verdickt sich schnell und wird am Morgen abgenommen. Das wird so lange fortgesetzt, als die Köpfe überhaupt noch Saft abgeben. Das so gewonnene Opium wird zu den genannten Kuchen oder Ballen geformt und mit weißen Blütenblättern bedeckt. So kommt es in den Handel.

Der in vielen Teilen Indiens, besonders in Bengalen und im Pandschâb, reichlich angebaute Hanf enthält infolge der Einwirkung der tropischen Sonne auch Narkotika, die auf mancherlei Weise zum Genuß gelangen, durch Kauen, Rauchen, als Aufguß mit einem Zusatz von Pfeffer und auf andere Weise. Das verbreitetste und wohlfeilste Hanf-

narkotikum wird aus den männlichen Blüten gewonnen, anderes aus dem Harze. Die Faser des indischen Hanfs soll nicht so wertvoll sein wie die des in kälteren Klimaten angebauten.

Einen prächtig frischen, dem Auge überaus wohltuenden Anblick gewähren auf Ceylon, in den Nilagiris und in den Vorbergen des Himālaia bis weit nach Assām hinein die zahlreichen Teeplantagen, die sich schon von weitem durch den zarten, feinaromatischen Duft ihrer



Teeplantage auf Ceylon.
Nach Photographie.

Blätter und Blüten bemerklich machen, so daß Geruchssinn und Auge gleichzeitig auf das angenehmste berührt werden. Jeder Teefreund, der den indischen Tee kennen gelernt und die Vorzüge dieses überaus ergiebigen, vollmundigen und dabei zartaromatischen, gegen den Chinatee auch billigeren Tees zu schätzen weiß, wird sich des blühenden, ja geradezu staunenerregenden Aufschwungs freuen, den die Teekultur in Indien in verhältnismäßig kurzer Zeit genommen hat. Während auf Ceylon schon etwa seit hundert Jahren Teebau getrieben worden ist, der aber wegen des überwiegenden Kaffeebaues vernachlässigt wurde, hat der Anbau

von Tee auf der Halbinsel selbst ein weit geringeres Alter. Auch auf Ceylon hat der Anbau von Teebüschen erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den jetzigen „schier phantastischen Umfang“ angenommen, nachdem ein Pilz den größten Teil der Kaffeepflanzungen so verwüstet, ja teilweise vernichtet hatte, daß die Pflanzer den Anbau aufgaben und sich dem Anbau von Kakao, Zimt, Chinarinde und Kardamom und vor allem von Tee in verstärktem Maße zuwenden mußten. Seit jener Zeit hat der Teebau einen so riesenhaften Umfang angenommen, daß die chinesischen und auch die festländischen indischen Tees eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Preisdrückung erfuhren. Gegenwärtig beträgt die Teeproduktion von ganz Indien einschließlich Ceylon gegen 130 Millionen Kilo pro Jahr.

Die Wiege der Himālaia-Teekultur hat in dem 120 km stromaufwärts von Gauhāti, der Hauptstadt Assāms, am Brahmaputra gelegenen Tespur gestanden. Ihr Begründer war Robert Bruce, der in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf die Kunde vom Vorkommen wilder Teepflanzen im nördlichen Assām, deren Blätter von den Eingeborenen zur Teebereitung benutzt würden, sich durch Vermittlung eines Häuptlings der Singpho außer einer Quantität guten Samens auch einige Hundert Teepflanzen verschaffte, die nach dem Urteil von Sachverständigen in China sich als die echte indische Teepflanze erwiesen. Die Regierung nahm sich in kluger Würdigung der Wichtigkeit dieser Entdeckung sofort energisch der Sache an, und die Geburtsstunde des rationellen indischen Teebaues hatte geschlagen. Heute finden in den Vorbergen des Himālaia Hunderttausende von Arbeitern in den Teeplantagen ihr Brot.

Die Zubereitung des rohen Tees zum Genußmittel ist eine ziemlich umständliche und erfordert große Sorgfalt, wenn die Qualität nicht leiden soll. Zunächst werden die ziemlich großen saftiggrünen Blätter des 3—5 cm starken und $1^1/_2$—3 m hohen Strauches, der einen kalkhaltigen, aber nicht zu kalkreichen Boden liebt, von den braunen, mehr oder weniger anmutigen Pflückerinnen, die darin eine große Fertigkeit haben, gepflückt und mit geschicktem Wurf über die Schulter in den Korb auf dem Rücken befördert. Das geschicht jedoch nur mit den größeren und älteren Blättern; die kleinen Endblätter der jungen Triebe, nur 3—4, die den allerfeinsten Tee geben, werden von besonders beaufsichtigten Pflückerinnen in Taschen gesammelt und für sich bearbeitet. Solchen Tee bekommen nur Auserwählte zu kosten. Die Aufsicht ist dabei eine sehr strenge, damit kein falsches, die Qualität beeinträchtigendes Blatt



Kaffeeplantage mit Pulpermaschine auf Ceylon.

Links wird der in der Sonne getrocknete Pergamentkaffee zu Haufen zusammengekehrt.

den zarten Jungblättern beigemischt wird. Auch die übrigen, älteren Blätter werden nach ihrer Güte sortiert. Das Pflücken geschieht im Jahre drei- bis viermal, gewöhnlich in den Monaten April bis Juli. Die frischgepflückten Blätter werden in Körben oder Wannen ausgebreitet und an der Luft und Sonne oder in besonderen Welkräumen erst etwas abgewelkt und dann durch Maschinen oder durch Reiben zwischen den flachen Händen gerollt. Das Handrollen besorgen Frauen und Mädchen, auch Kinder. Der so vorbereitete Tee wird dann in eisernen Röstpfannen unter fortwährendem Umwenden „geröstet“ und über schwachem Feuer leicht getrocknet, nochmals gerollt, verlesen, nach Farbe und sonstigem Aussehen sortiert, gesiebt und endlich verpackt. Der schwarze und grüne Tee sind nicht besondere Arten, sondern das Resultat der verschiedenen Zubereitung. Während nämlich der sogenannte grüne Tee gleich nach dem Erhitzen oder Rösten und Pressen über Kohlenfeuer auf einer Darre getrocknet wird, wodurch er seine eigentümliche, an Grünspan erinnernde Farbe erhält, so muß der schwarze erst noch eine leichte Gärung durchmachen, ehe er weiter bearbeitet wird. Alle diese Arbeiten können nur von erfahrenen Arbeitern verrichtet werden. Die Chinesen lieben es, unter den zum Export bestimmten Tee auch die wieder zugerichteten Blätter von schon gebrauchtem Tee zu mischen und sind in puncto Reinlichkeit bei der Zubereitung nicht allzu penibel. Das ist beim indischen Tee so gut wie ausgeschlossen.

Auch Kaffee wird in Indien viel gebaut, besonders in den südlichen Gebirgen und auf Ceylon. Im Trawankorer Berglande sind über 20 000 Plantagen vorhanden. und in Kodagu (Kurgland) sind, zur reichlichen Hälfte von europäischen Pflanzern, weit über 100 000 acres mit Kaffee angebaut. Im Norden trifft man den Kaffeestrauch, der sowohl zur Zeit der Blüte als zur Zeit der Reife der Früchte wegen seines regelmäßigen Wuchses und seiner schönen Belaubung, vor allem aber im Schmuck der Blüten und der stachelbeergroßen kirschroten Beeren einen sehr schönen Anblick gewährt, hier und da wild an. Jede Beere enthält zwei Bohnen. Der Export beträgt immer noch an die 20 Millionen Mark. Die gepflückten Kaffeebeeren werden entweder durch besondere Maschinen, die sogenannten Pulpermaschinen, gequetscht oder, was viele Pflanzer vorziehen, weil dabei weniger Bohnen beschädigt werden, von weiblichen Arbeitern auf den Plantagenhöfen zerbissen, so daß man beim Genuß indischen Kaffees nie wissen kann, ob die Bohnen, die den edlen Trank lieferten, nicht schon durch den Mund eines braunen Tamulenmädels gewandert sind. Diese jugendlichen Kaffeebeißerinnen ent-

wickeln eine große Fertigkeit im Zerbeißen der Beeren und Ausspucken der die Bohnen enthaltenden breiigen Masse, die zur Ausscheidung der Bohnen korbweise an den Arbeitgeber abgeliefert wird. Man muß sich wundern, daß sie keinen Kinnbackenkrampf bekommen. Den Bohnenbrei läßt man im Wasser faulen und schwemmt ihn dann von den Bohnen ab, deren Haut durch besondere maschinelle Einrichtungen entfernt wird.

Originell ist, was Dr. Böck von dem sogenannten Affenkaffee auf Ceylon erzählt, der gar nicht in den Handel gebracht, sondern als etwas besonders Kostbares nur zu Dedikationen verwandt wird. Derselbe hat den Weg durch den Magen der Affen und Zibethkatzen gemacht, welche die besten Beeren in den Plantagen plündern und die unverdaulichen Bohnen dem Pflanzer, der besondere Leute zum Aufsuchen hinausschickt, als Entschädigung hinterlassen.



Auf einer Zimtplantage in Ceylon.
Schneiden und Entblättern der Sprossen.

Der Anbau von Zimt beschränkt sich auf den südlichen Teil von Ceylon und datiert, soweit es sich um wirklich plantagenmäßigen Anbau handelt, aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Holländer anfingen, dem auf der Insel heimischen wilden Zimtbaume eine sorgfältigere Kultur angedeihen zu lassen. Der auf dem Festlande wachsende sogenannte Malabarzimt hat einen herberen, weniger gewürzhaften Geschmack. Leider kommt auch der echte, edle Ceylonzimt heute nicht mehr ausnahmslos rein und unverfälscht in den Handel; große Mengen desselben werden mit der viel weniger wertvollen indischen Zimtart Cassia cinnammomea, die einen viel geringeren Zimt liefert, vermischt,

sonst würde man die Ware unmöglich zu solchen Preisen erhalten können, wie sie in den Handel kommt.

Die Behauptung mancher Seeleute, die den Zimtgeruch bereits draußen auf der See wahrgenommen haben wollen, ist ins Reich der Fabel zu verweisen. Wenigstens gehört dazu entweder eine besonders feine Nase oder eine besonders lebhafte Einbildungskraft.

Man pflanzt den Zimtbaum, der zum Gedeihen viel Regen und große Hitze braucht, auf dürren Kiesboden. Zur Gewinnung der kostbaren Rinde werden die etwa daumenstarken 1—3jährigen Schößlinge verwendet, deren Rinde sich unter den geschickten Handgriffen und „Fußgriffen" der braunen tamulischen und singhalesischen Schälerinnen leicht ablöst, nachdem der Vorarbeiter oder die Schälerinnen selbst mit dem langen, krummen Schälmesser das Stämmchen auf beiden Seiten der Länge nach angeritzt haben. Das eigentliche Abschälen erfolgt mit demselben Messer oder mit einem Holzstückchen. Die graue Oberhaut und die darunter befindliche grüne Bastschicht wird entweder vor oder direkt nach dem Schälen, im ersteren Falle am liebsten durch Kinder, vorsichtig abgeschabt; die anfangs weiße Rinde verfärbt sich schnell und wird erst gelb, dann braun, beim Trocknen sich leicht zu hohlen Röhrchen zusammenrollend.

Die Zimtausfuhr repräsentiert einen Wert von 3—3½ Millionen Mark jährlich; der Betrag würde noch wesentlich höher sein, wenn nur reiner, unverfälschter Edelzimt zum Versand käme. Von der heutigen gewöhnlichen Versandware kann man das Kilo an Ort und Stelle schon um wenige Mark kaufen.

Doch unser Weg ist noch weit! Auf Wiedersehen in König Nobels Reich!

Siebentes Kapitel.

Aus König Nobels Reich.

Wenn wir der Tierwelt Indiens ein besonderes Kapitel widmen, so geschieht es nicht nur der Vollständigkeit dieser Darbietungen wegen, sondern auch deswegen, weil gerade die indische Tierwelt reich ist an interessanten und charakteristischen Typen und Erscheinungen. Wir begnügen uns jedoch mit einigen Ausführungen über die wichtigsten Repräsentanten derselben — der Zug würde zu lang werden, wollten wir sie alle der Reihe nach herausspazieren lassen, die Großen und Kleinen, welche die indische Arche birgt, vom Elefanten bis zur Mücke und vom raublustigen Dschangelkönig bis zum zierlichen Eichhörnchen, das im Garten die Mangos stiehlt, wo sie ihm nicht von den Krähen streitig gemacht werden.

Man liest in den Zeitungen häufig von den großen Verlusten an Menschenleben und wertvollem Vieh, welche in Indien durch Schlangen und wilde Tiere alljährlich verursacht werden, die aber bei einer Bevölkerung von annähernd 300 Millionen und den besonderen Lebensgewohnheiten derselben im Grunde gar nicht so ungeheuerlich sind, wie sie dem Leser beim Anblick der großen Zahlen erscheinen, obwohl ihre Höhe immerhin zu bedauern ist. Mancher denkt oder spricht, wenn er dergleichen Notizen liest: „das ist ja schrecklich! da ist man ja keinen Augenblick seines Lebens sicher!“ Nur gemach! So schlimm ist die Sache denn doch nicht, zumal wenn man einige Vorsicht übt und sich nicht selbst leichtsinnig oder mutwillig der Gefahr aussetzt. Zumal der in festen, sicheren Häusern wohnende und durch sein ledernes Schuhwerk der Schlangengefahr weniger als die nacktfüßigen Eingeborenen ausgesetzte Europäer hat vor diesen viel voraus, und die Tiger laufen doch nicht auf der Straße herum.

Die statistischen Nachweise, welche in neuerer Zeit dekadenweise von der Regierung auf Grund eingehender Berichte der Lokalbehörden der Provinzen und Distrikte ausgearbeitet und veröffentlicht werden, geben

ein ungefähres Bild davon, welche Unmengen von wilden Tieren und Giftschlangen Indien auch heute noch beherbergt, wo doch wahrlich schon viel zur Ausrottung derselben getan worden ist und die ganzen Verhältnisse dieselbe begünstigen und eine größere Sicherheit gewährleisten, da aus weiten, der Kultur und dem lebhaften Verkehr erschlossenen Gebieten der Tiger und anderes Raubzeug ganz verdrängt sind.

Die Regierung hat in den letzten 40 Jahren, seit der ersten energischen Anregung durch den Staatssekretär für Indien, Mr. Charles Wood, viel getan, um dem reißenden und kriechenden Tode entgegenzutreten. Aber die gepflogenen Verhandlungen hatten ein zu schleppendes Tempo, eine übel angebrachte Sparsamkeit hinsichtlich der ausgesetzten rewards, der Fang- und Schußprämien, kam hinzu, und so waren denn, trotz der aufgewendeten nicht unbedeutenden Opfer, die Maßnahmen der Regierung bis heute ungenügend. Dem Volke und dadurch auch dem Staate ist damit im Laufe der Jahre ein bedeutender Verlust erwachsen. In den zehn Jahren von 1887—96 wurden in Indien im ganzen 27 291 Menschen und 757 365 Stück Vieh durch wilde Tiere (ohne Schlangen) getötet, nämlich 8533 Menschen und 310 656 Stück Vieh durch Tiger, 2707 (292 524) durch Leoparden, 2392 (53 450) durch Wölfe, 40 909 Stück Vieh durch Hyänen, 13 659 Menschen und 59 826 Stück Vieh durch wilde Elefanten, Rhinozerosse, Bären und andere wilde Tiere. Das sind Zahlen, die zu denken geben. Am schlimmsten war es im dichtbevölkerten Bengalen. Der jährliche Verlust an Menschenleben durch wilde Tiere hat also im Durchschnitt jährlich 2729 Personen, der an Vieh fast 76 000 Häupter betragen. Der direkte Verlust, den die Viehhalter, hauptsächlich durch Tiger und Leoparden, erlitten haben, beläuft sich, das Stück nur zu 5 Rupie berechnet, in den genannten zehn Jahren auf rund 40 Lakh (4 Millionen) Rp. (1 Lakh Rp. = 100 000 Rp., 1 Rp. = 12 Anna, 1 Anna = 12 Paisa).

Besonders der Tiger ist den Eingeborenen ein gefährlicher Feind; in ihren einfachen, meist leicht gebauten und wenig Schutz bietenden Häusern ist es ihnen schwer gemacht, sich gegen das gewaltige Tier zu schützen, dem es nicht darauf ankommt, mit einem schweren Beutestück im Rachen über eine Mauer zu springen und mit einem jungen Rinde im Maule davonzutraben, so gewaltig ist die Kraft des mächtigen Nackens und die Haltekraft des furchtbaren Gebisses. Der Tiger zieht das Fleisch des zahmen Viehes jedem Wilde vor, und hat er dasselbe einmal gekostet, so kommt er immer wieder. So behauptet man ja auch, daß der Tiger, der einmal einen Menschen gefressen hat, mag es nun ein armseliger

Kuli, ein unglücklicher Schütze oder ein Käfer sammelnder Professor gewesen sein, fortan als „man-eater" (Menschenfresser) leidenschaftlich auf Menschenraub ausgeht.

Eine furchtbare Geißel für das ohnehin so vielfach von Hungersnot, Pest, Cholera, Pocken und anderen Übeln heimgesuchte Indien sind die zahlreichen Arten von Giftschlangen, deren Biß tödlich ist, wenn nicht sofort Hilfe da ist, und oft auch dann noch, wenn ein Blutgefäß getroffen ist. Die eingeborenen Zauberer sollen, rechtzeitig zur Stelle, ohne



Schlangenbändiger mit einer Boa.

Medizin durch ihren bloßen Hokuspokus Kobrabisse heilen, wie mir von Augenzeugen versichert worden ist. „Nanu?!" höre ich hier manchen ungläubigen Thomas mit Prof. Reuleaux's bravem Faktotum Dscheddy fragen. Nun, mag dem sein, wie ihm will, jedenfalls ist in den seltensten Fällen immer gleich solch ein Wunderdoktor zur Stelle, wenn eine Kobra, den Hals breit aufblähend, ihre feinen Hakenzähne in die braune Haut eines Hindu versenkt hat.

Die Schlange verdankt ihren Namen dem eigentümlichen brillenartigen, dunklen Abzeichen, welches auf ihrem Nacken in der Form einer Öse oder Heftelschlinge sichtbar wird, wenn sie gereizt sich aufbäumt und den Hals aufbläht. Sie ist eine der gefährlichsten Schlangen der Welt,

bis zu $1^1/_2$ m und darüber lang. Die Hauptfarben sind gelb und braun; der Kopf ist sehr klein, die Hauptcharakterzüge sind Trägheit, verbunden mit großer Reizbarkeit und Rachsucht. Der Tod nach ihrem Biß erfolgt in 4—5 Minuten durch Herzlähmung. Sie wird in ganz Indien von „Schlangenbändigern", die sie nach den Tönen ihrer dickbäuchigen Pfeife tanzen lassen, öffentlich zur Schau gestellt, natürlich nachdem man ihr das Gift genommen hat, was die Besitzer gern in Abrede stellen. Da kommt so ein dunkelbrauner, dürrer, fast unbekleideter Kerl die Straße herauf, über die Achsel den Bambustragstock und daran herabbaumelnd die flachen geflochtenen Körbe. Er läßt sich vor einem Hause nieder, und Neugierige, die das Schauspiel vielleicht schon tausendmal gesehen haben, sind bald da. Am Boden kauernd öffnet er einen Korb, in dem eins der unheimlichen Tiere in träger Ruhe zusammengeringelt liegt. Ein kleiner Klapps, und sie bewegt sich. Kaum hat er die ersten durchdringenden Töne seiner Pfeife erklingen lassen, so kommt sie heraus, bäumt sich, den Hals zornig in die Breite blähend, mit dem Vorderleibe auf und nun beginnt das als Tanz bezeichnete Hinundherwiegen des aufgerichteten Körpers und angriffsartige Vorstoßen des kleinen, häßlichen Kopfes gegen die vorgehaltene Faust des Bändigers. Eine Weile geht das so fort, dann hört die Musik auf, die Schlange läßt sich auf die Erde niedergleiten und kriecht träge in ihren Korb zurück, wobei ihr vielleicht ein neuer Klapps nachhilft. Diese Snake-Charmers sind ebenso schweigsame und abstoßende Menschen, wie die Holy Beggars. Wahrhaft staunenerregend ist die Geschicklichkeit, mit der die Leute die gefährlichen Tiere einfangen. Sie fassen die Schlange mit blitzschnellem Griff am Schwanze und schlenkern sie aufspringend mit kräftigem Schwung im Kreise herum, so daß sie nicht zubeißen kann, bis sie den rechten Augenblick erspäht haben, wo sie das durchs Herumschleudern vielleicht etwas betäubte Tier mit einem raschen Griff der anderen Hand hinter dem Kopfe fassen und dann die sich mächtig wehrende, mit dem Körper den Arm umringelnde Schlange durch Ausbrechen der Giftzähne unschädlich machen können. Das Gift, auf den nackten Arm gerieben, der natürlich nicht die geringste Wunde haben darf, schäumt wie Seife.

Neben der Kobra und ihrer schwarzen Anverwandten und einer noch längeren, etwas weniger giftigen Schlange, im Süden Sarei genannt, die von den Eingeborenen für die männliche Kobra gehalten wird, gibt es noch eine große Zahl giftiger Schlangen. Auffallend ist der Umstand, daß die Zahl derselben im Norden geringer ist als im Süden. Dr. Gray fand unter elf Schlangen, die aus Sikkien stammten, nur vier giftige,

während er unter sechzehn Arten, die J. D. Hooker in den Khasibergen in Assām gesammelt hatte, nicht eine einzige Giftschlange fand.

Die Verluste, besonders an Menschenleben, welche den giftigen Reptilen zugeschrieben werden, sind erschreckend groß, zumal wenn man bedenkt, wie viele derartige Todesfälle gar nicht zur Kenntnis der Behörden gelangen. Sie würden jedenfalls geringer sein, wenn die Kobra nicht vom bigotten Hindu als dem Krischna heiliges Tier geduldet, ja geradezu gehegt würde. So entgehen zahllose Exemplare infolge der Scheu, durch das Töten eines Tieres, vollends eines so heiligen Tieres, eine schwere Versündigung auf sich zu laden und dafür in der Seelenwanderung mit zahllosen Neugeburten büßen zu müssen, der Vernichtung und richten Unheil an, trotzdem sie in Häusern und Gärten leicht zu vernichten wären. Wie leicht ist es, mit solch einem gefährlichen, im Gehöft hausenden Tiere, das gewöhnlich da zu sein pflegt, wo man es am allerwenigsten vermutet, in verhängnisvolle Berührung zu kommen! Glücklicherweise sind ja durchaus nicht alle Hindus so bigott und skrupulös, daß sie es vorziehen, sich durch den Biß einer Kobra vorzeitig ins Nirwana befördern zu lassen oder doch sich in immerwährender Gefahr durch dieselbe zu befinden, anstatt durch einen wohlgezielten Hieb mit einem Bambusstocke dem Scheusal ein Ende zu bereiten. Da wo es sich um direkte Notwehr handelt, wenn es einmal gilt: sie oder ich! wird bei allen nicht ganz bigotten Hindus der Trieb der Lebenserhaltung maßgebend sein. Auch die Regierungsprämie lockt, und manch armer Teufel, ganz abgesehen von den professionierten Schlangenfängern, ist heilfroh, wenn es ihm gelingt, einige solche Prämien zu erlangen; hat doch die Rupie für den armen Hindu einen gar lieblichen, verführerischen Klang. Aber von einem allgemeinen, planmäßigen Vorgehen gegen den kriechenden Tod ist keine Rede. Dem entsprechen die statistischen Nachweise, nach denen in den zehn Jahren von 1887—1896 — das Material der neuesten Dekadenzählung ist mir leider noch nicht zugänglich — nicht weniger als 210 499, also jährlich über 21 000 Menschenleben, Vieh nur 44 696, also jährlich knapp 4500 Stück, den Giftschlangen zum Opfer gefallen sein *sollen* — ja, sollen; denn bei der in einzelnen Landesteilen noch heute schwierigen Durchführung einer sorgfältigen Statistik der Geburts- und Sterbefälle ist es der Regierung bei letzteren ganz unmöglich, sich über die wirkliche Todesursache mit absoluter Zuverlässigkeit zu informieren, obwohl in letzterer Zeit allerdings in dieser Hinsicht ein Wandel zum Besseren stattgefunden hat. Wie oft mag es vorkommen, daß Todesfälle, die durch ganz andere Ursachen herbeigeführt wurden,

einfach den offenen Ziehbrunnen oder — den Schlangen zur Last gelegt werden. Es ist ja so leicht, zu sagen, eine Frau oder ein Kind sei an einem Schlangenbiß gestorben, auch wenn sie vergiftet oder ertränkt wurden; denn es gehören keinerlei wundärztliche Kenntnisse und Fertigkeiten dazu, um am Knöchel oder Schenkel eines Toten kleine punktartige Wunden hervorzubringen, die den Spuren eines Schlangenbisses aufs Haar gleichen. Trotzdem steht es außer Zweifel, daß der größte Teil der nach Angabe der Statistik von Schlangen Getöteten diesen wirklich zum Opfer gefallen ist. Von dem ungeheuren Schlangenreichtum Indiens kann man sich eine ungefähre Vorstellung nur dann machen, wenn man die großen Summen bedenkt, welche die Regierung alljährlich für getötete Schlangen als Prämien zahlt, ohne eine merkliche Verringerung der Plage herbeiführen zu können. 60 durch Schlangen vernichtete Menschenleben innerhalb 24 Stunden — das ist denn doch etwas reichlich viel. Aber wie gesagt, durch einige Vorsicht kann viel Unheil verhütet werden.

Der Reisende, der in Indien sich umsieht, hat von wilden Tieren und Schlangen verhältnismäßig wenig zu befürchten. Höchstens daß die winsellustigen, feigen Schakale, die oft in Rudeln ein wenig abseits vom Wege sitzen, den von der Hitze und den unsanften Stößen des Wagens gemarterten und eben eingedämmerten Passagier durch ihr steinerweichendes Klagegeheul aus dem Schlummer aufschrecken. Gefährlich wird der Schakal, auch wo er in Rudeln auftritt, dem reisenden Europäer, der abseits der Bahn reisen muß, nie; dafür hat er einen viel zu heillosen, offenbar auf üblen Erfahrungen beruhenden Respekt vor dem blaue Bohnen versendenden Europäer. Auch die größeren Raubtiere werden ihm nur dann hier und da gefährlich, wenn er sich in Gegenden verirrt, in denen nach ihrer Ansicht der Kulturmensch überhaupt nichts zu suchen hat.

Wie die Baniane der charakteristische Baum Indiens ist, so ist der Elefant das charakteristische Tier, der zwar heute nicht mehr die Rolle spielt, wie in alten Zeiten, wo er noch im Kriege benutzt wurde und in den Kriegen der eingeborenen Fürsten, die mitunter bis zu 6000 Kriegselefanten unterhielten, gar oft von ausschlaggebender Bedeutung war, so daß man die Macht einer kriegführenden Partei sehr wesentlich mit nach der Zahl der Elefanten beurteilte, welche sie ins Feld stellen konnte.

Der Elefant spielt noch heute in Indien eine wichtige Rolle, sei es als Nutztier, sei es als Luxustier. Man wird keinen größeren Tempelhof oder Palasthof betreten, ohne einige derartige graue Kolosse rüsselschlenkernd umherschreiten zu sehen. Sie dienen zur charakteristischen

Staffage des Bildes. Sobald man einen größeren Tempel, etwa den von Srirangam oder den Minātschi-Kōwil in Mádura betritt, traben sie einem entgegen, mit erhobenem Rüssel und einem stöhnenden Tone um eine Gabe bettelnd, die sie nach Empfang dem oben im Nacken sitzenden Mahaut hinaufreichen. Auch bei großen Bade- und Götzenfesten kollektieren sie eifrig und erfreuen wohl auch die Festgäste dafür durch einen kräftigen Wasserstrahl aus ihrem heiligen Rüssel.



Der indische Elefant.

Der in Indien heimische Elefant ist von besonderer Größe und Intelligenz, gutartiger als der afrikanische, von dem er sich bekanntlich auch äußerlich, im ganzen Körperbau und durch den edler geformten Kopf und die viel kleineren Ohren unterscheidet. Man trifft riesige Exemplare, auf welche die Bezeichnung „Berg" paßt, welche ein südindischer Dialekt für den Elefanten gebraucht. Das Durchschnittsgewicht der Stoßzähne beträgt 35 kg, also bedeutend weniger als beim afrikanischen, wo man es auf 50 kg berechnet und Exemplare von 170 kg gefunden haben will. Im Tarai findet man Tiere, deren Stoßzähne kaum $1/2$ m lang sind, nicht selten auch Männchen, die überhaupt keine solchen mehr haben, weil sie dieselben mit Gewalt abgebrochen haben, um den Schmerzen

zu entgehen, welche ihnen eine häufig vorkommende Erkrankung der Wurzeln verursacht. Auch die in Indien heimischen Tiere sind, wenigstens hinsichtlich ihres Charakters, verschieden, so daß Kenner sich anheischig machen wollen, genau anzugeben, aus welcher Gegend Indiens ein Tier stammt. In den Bezirken, wo er noch in zahlreichen Exemplaren wild vorkommt und sich gesellig in kleinen Herden in den Bergwäldern und Dschangeldickichten umhertreibt, bricht er oft aus den Dickichten hervor und richtet große Verwüstungen in den Pflanzungen an, mehr ruinierend und nieder tretend, als verzehrend, so daß die Regierung oft genötigt ist, einen Teil der Steuern zu erlassen. Die furchtbar gefährlichen tobsüchtigen Tiere, die besonders in der Gegend des Tarai der Schrecken der Dorfbevölkerung sind, indem sie in die Dörfer eindringen und alles verwüsten, wobei ihnen auch viele Menschenleben zum Opfer zu fallen pflegen, werden mit Giftpfeilen erlegt und mühsam eingescharrt.

Trotz des häufigen Vorkommens wilder Elefantenherden hat der Reisende doch selten das freilich auch oft mit Gefahr verbundene Glück, einem Trupp solcher Tiere in Freiheit zu begegnen, selbst wenn der am Boden lagernde frische Mist es beweist, daß Elefanten in der Nähe sind. Anders ist es auf planmäßigen Jagden, wo die berittenen und unberittenen Treiber das ganze Gelände abtreiben und durch ihren lauten Lärm die Tiere auf die Schützen zutreiben, denen das Herz nicht wenig schlägt, wenn das Krachen und Brechen der Äste das Nahen einer Herde anzeigt, der in der Regel der größte Bulle voranschreitet, wenn er es nicht vorzieht, die Nachhut zu decken. Bei unvermuteten Begegnungen mit wilden Elefanten hat man weniger zu fürchten, wenn man die Tiere nicht unvorsichtig oder gar mutwillig reizt; die Herde stutzt einen Augenblick und zieht dann ruhig ihres Weges weiter.

Die Jagd auf wilde Elefanten ist ein ebenso gefährliches wie kostspieliges Vergnügen, bei dem schon mancher sein Leben eingebüßt hat; nur große Leute und bemittelte Unternehmer können sich dasselbe leisten, da eine Menge von Schikaris (Schützen) und Treiber dazu erforderlich sind und wegen der mitunter wochenlangen Dauer der Jagd große Mengen von Proviant und anderem Reisebedarf, Zelte usw. mitgeführt werden müssen. Die in großen Verhauen mit Hilfe dressierter Elefanten lebend eingefangenen Tiere lassen sich verhältnismäßig schnell zähmen und zur Arbeit abrichten; sie werden mit der Bahn oder zu Schiff an ihren Bestimmungsort transportiert, sei es in den Elefantenpark eines Radscha oder an eine Arbeitsstelle, wo sie Schiffsbauholz tragen und andere Dienste verrichten müssen. Auf den Bahnhöfen sieht man

mitunter ganze Züge, die mit dieser wertvollen lebenden Ware beladen sind, und es gewährt einen eigenartigen Anblick, wenn man die grauen Kolosse oben im Waggon Seite an Seite stehen und die langen tastenden und schlenkernden Rüssel an der Außenwand des durch hohe Bohlenbarrieren verwahrten Wagens herabbaumeln sieht.

Die eingeborenen Fürsten halten in ihren Marställen eine große Zahl von Elefanten, die bei großen feierlichen Aufzügen prächtig ge-



Zahme Elefanten auf Ceylon.

schmückt als Repräsentationstiere oder mit kostbaren baldachinartigen Thronsitzen (Haudahs) auf dem Rücken als Reittiere benutzt werden. Auf den Jagdausflügen der Radschas und ihrer Gäste werden sie in großer Zahl mitgenommen, besonders in Gegenden und bei Gelegenheiten, wo die Benutzung anderer Reittiere wegen der Gefahr oder wegen der schwierigen Geländeverhältnisse untunlich ist. Die Stoßzähne der gezähmten Elefanten pflegt man zu kürzen, bei stattlichen Repräsentationstieren an Fürstenhöfen, denen wir später noch begegnen werden, findet man sie gleich der Vorderseite des Rüssels und der Stirn vergoldet und grellbunt bemalt.

Im Süden, außer in Ceylon, trifft man den Elefanten fast nur als Luxustier in Tempeln und in den Höfen und Marställen der Radscha-paläste an; im Norden dagegen und besonders in Bengalen nutzt man die Gelehrigkeit und Kraft des gewaltigen Tieres, das gegen 50 Zentner Last tragen kann, aus und gebraucht ihn als Reit-, Last- und Zugtier. Es gibt keinen geschickteren, willigeren und geduldigeren Arbeiter als ihn. Es ist erstaunlich, was diese bei aller ihrer Plumpheit und riesigen Größe so gutmütigen und arbeitswilligen Tiere leisten, wie sie den leisesten Wink und Zuruf ihres Führers verstehen und befolgen, wie sie die schweren Bauholzstämme zu zweien mit dem Rüssel aufnehmen, wieder hinlegen und nochmals aufnehmen, bis die Last gleichmäßig verteilt ist, und wie sie die Stämme dann an Ort und Stelle ordnungsmäßig aufschichten, so daß ein Stamm liegt wie der andere. Diese Arbeitselefanten sind auch gar nicht so schwer zu ernähren, da sie ihre Nahrung größtenteils selbst aus dem Walde holen müssen.

Die Gangart des Elefanten ist ein ruhiger, stetiger, weiter Schritt; ein Schnelläufer ist er also nicht, auch in der Wildnis nicht. So legt er in der Zeitstunde höchstens eine bis anderthalbe Wegstunde zurück.

Das reiche, schöne Indien hat nicht nur seine großen Landplagen, sondern es hat auch seine kleinen Plagegeister, die redlich dafür sorgen, daß es dem Herrn der Schöpfung nicht zu wohl wird, ja es dürfte wohl kaum ein Land der Erde geben, das noch reicher an derartigen Quälgeistern wäre als Indien. Ich denke hierbei nicht bloß an die feinstimmigen, aber desto blutdürstigeren Moskitos, sondern an das ganze Heer von geflügelten und ungeflügelten, vier- und mehrfüßigen und fußlosen, mit Stacheln, Zangen und Saugnäpfen ausgerüsteten, kriechenden, hüpfenden, schlüpfenden, raschelnden, krabbelnden, flatternden und schwirrenden, giftigen oder übelriechenden, stummen oder stimmbegabten, zirpenden, ziependen, summenden und brummenden, nagenden und naschenden, alles beschmutzenden oder zerfressenden und zerwühlenden Übeltätern, die dem geplagten Sterblichen schon manchen unchristlichen Fluch entlockt haben. Ja, so sind die Leute nicht alle, wie der große Missionar Fabricius, der Gott für die Wanzenplage dankte, die sich in seinem Hause eingenistet hatte, weil die lieben Tierchen ihn des Nachts weckten und zum Gebet ermunterten. Wie unverständlich ist dergleichen unserem heutigen Geschlecht, dem der ja angeblich aus Indien stammende Cimex lectularius, der von Straßburg aus das Heilige Römische Reich deutscher Nation überflutet haben soll, eher ein Anlaß zum Fluchen als zum Beten zu sein pflegt — wehe, wenn sie losgelassen —!

Ich weiß nicht, ob es anderen Sterblichen auch so geht wie mir, der ich immer sofort ein fatales Jucken und Beißen zu fühlen glaube, wenn nur von dem kühnen Springer die Rede ist, dem man wunderlicherweise den Namen eines deutschen Kleinstaatbewohners beigelegt hat; ich will deshalb meine Leser mit der Aufzählung all der kleinen „Pütschis" verschonen, die in Indien schon so manchem das Leben zur Hölle gemacht haben. Nur einige will ich besonders erwähnen.



Arbeitselefant, Teakholzstämme aufschichtend.

Wenn der Reisende beim Durchstreifen des Bergparadieses von Ceylon und der Urwälder, Dschangels und Bergschluchten des Festlandes, besonders in den Vorbergen des Himālaia, trotz der fest zugebundenen Hosenbeine und festangezogenen Schuhriemen sich doch in kurzer Zeit am ganzen Unterkörper von den winzigen, aber ungeheuer blutgierigen Blutegeln bedeckt und angezapft fühlt, wenn der Botaniker und Entymologe seine mit Entzücken gesammelten Schätze am Morgen beim Öffnen der Pappschachteln zu Staub zernagt vorfindet und seine Bücher und Manuskripte von den weißen Ameisen ebenso vandalisch als kunstvoll durchlöchert sieht, während von der schönen neuen Mütze nur noch das Schild vorhanden ist, wenn der müde Bandireisende oder ein anderer

müder Sterblicher, kaum daß er Morpheus' erste Umarmung wonnig erfahren, sich plötzlich erwachend umschwärmt und umsummt und wütend attackiert sieht von den hellsingenden Moskitos und allerlei anderem zudringlichen Gesindel, während die großen brummenden Nashornkäfer wie rasend von Wand zu Wand taumeln, als ob der Teufel im Zimmer wäre, da soll ein bloß mit der normalen Portion Geduld ausgestatteter Mensch einmal seine Ruhe und Würde bewahren und nicht zu Buschs „Onkel Fritz" ausarten! Entweder man lernt in Indien Geduld, oder man verliert den letzten Rest derselben.

Eine besondere Plage sind die in zahlreichen Abarten von verschiedener Größe, Gestalt und Farbe vorkommenden geflügelten und ungeflügelten Ameisen, deren Biß ebenso schmerzhaft ist, wie ihr Geruch, besonders wenn man sie erschlägt, unangenehm. In der Monsunzeit, wenn draußen ein warmer Regenguß niedergegangen ist, tut man wohl, die sonst offenen Fenster mit den dazu bestimmten und überall vorhandenen Gazevorsetzern zu schließen, die dem erquickenden Luftzuge den Durchtritt gestatten, dagegen den großen geflügelten Ameisen den Eingang verwehren. Versieht man diese Vorsichtsmaßregel, so kommen sie, vom Lichte angezogen, in dichten Schwärmen herein und erfüllen das ganze Zimmer wie eine schwirrende Wolke, und es gibt nichts Zudringlicheres und Widerlicheres als diese Tiere mit den glatten, fettigkühlen Hinterleibern, die sich, hundertmal verscheucht, immer wieder auf Kopf, Gesicht, Hals und Hände des Schreibenden oder Lesenden niederlassen und, ihre Flügel verlierend, niederfallen und wie besessen auf Tisch und Fußboden herumrasen, um einen Ausweg zu finden. Eine Termitenart, die im besonderen gemeint ist, wenn man von der Plage der weißen Ameisen spricht, ist besonders berüchtigt und richtet oft ungeheuren Schaden in den Häusern an. Nichts, was nicht von Metall, Glas oder Stein ist, entgeht den scharfen Beißzangen dieser zerstörungswütigen Tiere, und manches neuerbaute Haus mußte schon nach kurzer Zeit abgetragen werden, weil das Balken- und Sparrenwerk ganz von den weißen Ameisen durchhöhlt war. Darum baut man in Indien bessere Häuser gern massiv.

Nicht nur die Schlangen suchen gern Unterschlupf in den kühlen Räumen der Häuser, sondern auch andere mehr oder weniger unangenehme Gäste. Fast kein Tag vergeht ohne irgend eine schreck- oder lachhafte Überraschung. So dringt der Frosch gern in die Wohnungen ein und sucht sich ein kühles Plätzchen an der feuchten Innenwand der großen Kusakrüge; größere und ganz kleine, zierliche Eidechsen legen ihre Eier in jeden zugänglichen Kasten und schlüpfen als ganz gern gesehene und

geduldete Hausgäste, Fliegen und anderes Ungeziefer wegschnappend, auf Tischen, Schränken und anderen Möbelstücken herum. Besonders die Eingeborenen hören ihren hellen Ruf „geck! geck!“ gern im Hause, weil er angeblich „Glück bringt“.

Ein viel bedenklicherer Hausgenosse als die bisher genannten, als alle Käfer, Schaben, Asseln, Wanzen und Tausendfüße, ist der Skorpion, der sich gern in Kisten, Kasten und Körben, in Ritzen und Spalten, im Schuhwerk, auch in den Falten der Kleidungsstücke und im Bettwerk aufhält und nicht wenig Unheil anrichtet. Zwar ist nur der Stich des großen, schwarzen unter Umständen todbringend, während der gewöhnliche rötlich hellbraune, der nur 6—7 cm lang ist, nur heftige Schmerzen, Geschwulst und Konvulsionen hervorruft; aber wer einen solchen Stich davon getragen hat, der wünscht keinen zweiten. Viel bedenklicher ist die Verletzung durch den schwarzen Skorpion, einen unheimlichen Gesellen, der die Größe eines Flußkrebses hat, dem er auch in der Gestalt ähnelt, abgesehen von dem anders geformten und längeren Gliederschwanze, dessen letztes Glied in den verhängnisvollen Giftstachel ausläuft. Den stachelbewährten Schwanz pflegt das Tier über den Rücken zurückgebogen zu tragen; gereizt, oder wenn er eine Beute erlegen will, schnellt er den Schwanz mit heftigem Schlage nach hinten und das Malheur ist fertig. Die Eingeborenen fangen ihn sehr geschickt, indem sie ihm eine Fadenschlinge über den Schwanz werfen, dieselbe zuziehen und dem so wehrlos gemachten Tiere mit einer Schere das gefährliche Schwanzende abschneiden.

Gegen die Moskitoplage schützt man sich während der Nacht durch leichte, das ganze Bett abschließende Gazegestelle, in denen natürlich auch nicht die kleinste schadhafte Stelle sein darf, da dieselbe sofort mit unfehlbarer Sicherheit ausspioniert werden würde.

Auch die großen Fledermäuse, welche die dunklen Tempelräume in Unmengen bevölkern, statten den Wohnräumen der Häuser gern ihren Besuch ab. Bei der Heimkehr aus der Sommerfrische findet man sie oft in ganzen Schwärmen im Zimmer und sieht sich genötigt zu Stock und Knüttel zu greifen, so daß schließlich wohl an die 50 Leichen das Schlachtfeld bedecken. In den Gärten fallen neben den größeren Schädlingen, Affen, „Baumhunden“ und anderen, welche den Früchten nachgehen, besonders die gefräßigen und widerlich lärmenden, mitunter sogar ins Eßzimmer eindringenden Krähen und die flinken gestreiften Eichhörnchen zur Last, die mit den schönen Mangos und Guavas und den großbeerigen Riesentrauben bald genug aufräumen, wenn man nicht wenigstens die schönsten Exemplare durch übergezogene Säckchen schützt.

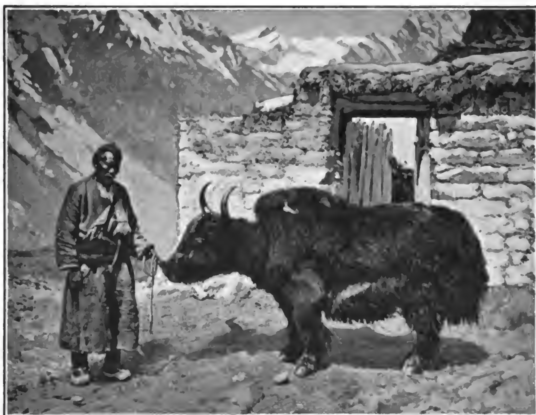
Die Papageien und Pfauen, die so wesentlich zur Staffage der indischen Landschaft gehören und das Auge entzücken, wenn sie mit ihrem leuchtendbunten Gefieder im hellen Sonnenlichte paradieren, sind für die Land- und Gartenwirtschaft höchst unangenehme Gäste und überdies recht üble Musikanten, und so possierlich das Treiben der Affen auf den Tempeltürmen und Hausdächern und längs der Bahngeleise sich ausnimmt, oft dem Bahnreisenden auf weiten Strecken hin immer neue Unterhaltung gewährend, so eine große Landplage sind sie in vielen Gegenden, wenigstens für die Eingeborenen, die ihnen als heiligen Tieren jeden Willen lassen und jeden Mutwillen nachsehen müssen. Direkt gefährlich werden sie nur in seltenen Ausnahmen, in entlegenen Waldgegenden, wo große Arten hausen. Im ganzen sind sie harmlose Taugenichtse und Grimassenschneider. Sie werden auch, ganz in derselben Weise wie bei uns, öffentlich zur Schau gestellt.



Straßenszene aus Bengalur.

Das noch heute von vielen Millionen Hindus buchstäblich befolgte Verbot des Fleischgenusses, dessen Bestimmungen jedoch den Genuß von Fischen gestatten, gehört zu den Ursachen des großen Fischkonsums, dem man überall in Indien begegnet, wo überhaupt Fische zu haben sind, seien es Seefische oder Süßwasserfische. Die ersteren werden trotz der Hitze ziemlich weit landeinwärts befördert, sei es durch die Bahn oder durch landeinwärts trabende Boten, welche die Ware in Körben auf dem Kopfe transportieren. Die Flüsse und Seen zeichneten sich früher durch großen Fischreichtum aus und liefern noch heute manches gute Gericht, dessen Wert dadurch nur gewinnt, daß man den Fisch gern mit Karribrühe anrichtet, die vielleicht in unserer Küche einst noch die ihr gebührende

Beachtung finden wird, wenn unsere großen Delikateßgeschäfte das Pulver erst fertig von Indien beziehen, statt es hier nach indischem Rezept zuzubereiten. Der Unterschied ist nach den Erfahrungen, die ich seit über dreißig Jahren gemacht habe, nicht unbedeutend. Das zur Bereitung der scharfpikanten, eigentümlich gewürzigen Karribrühe dienende rotbraune Pulver wird aus einer großen Zahl von gewürzhaften Ingredienzien hergestellt, die im indischen Haushalt von den Frauen auf Steinplatten zu feinem gelbrötlichen Mehlstaub verrieben



Der Yak.

werden. Zur Verwendung kommen, je nachdem man dem Geschmack mehr die eine oder die andere Nuance geben will, in größeren oder kleineren Prozentsätzen hauptsächlich folgende Bestandteile: Paprika und gewöhnlicher Pfeffer, Koriander und Kümmel, gelber Ingwer und Trigonella, daneben auch noch Gewürznelken und Zimt, Knoblauch und Zwiebel in ganz geringer Quantität, Mangos, Tamarinden, Mohn, Limonensaft, ja mitunter sogar Asa foetida-Harz. Für die Zubereitung des Karri (Curry ist nur die englische Zustutzung des Namens), zu dem Fleisch und Fische, in Stücken à la Gulasch geschnitten, vor allem in Salzwasser gekochter bester Glasreis, dessen Körner ganz bleiben müssen,

dargereicht werden, gibt es zahlreiche Rezepte, und es würde ein dankenswertes Unternehmen sein, wenn jemand dieselben vollzählig veröffentlichen wollte.

Leider ist der frühere Fischreichtum der indischen Landgewässer infolge des starken Fischkonsums bereits stark reduziert, so daß die Regierung sich genötigt sah, vorbeugende Maßregeln gegen die völlige Fischverarmung zu ergreifen; mit welchem Erfolge, muß die Zeit lehren.

Die größeren Ströme sind reich an Krokodilen, den sogenannten Gavialen, denen als heiligen Tieren verhältnismäßig wenig nachgestellt wird; im Gegenteil hält und füttert man sogar Krokodile in Tempelteichen. Der berühmteste derartige Tempelteich ist der von Magar Talao, zehn Meilen nördlich von Karätschi.

Die indische Vogelwelt zeichnet sich mehr durch die Pracht des Gefieders als durch schönen Gesang aus, wie man das überhaupt in den Tropen findet, und weist eine großartige Mannigfaltigkeit der Arten auf. Eigentliche Singvögel gibt es nur wenige. Ein schöner Sänger, der „Bulbul", der durch seine klangvolle, glockenreine Stimme, die weithin hörbar ist, an unsern Pirol erinnert, findet sich überall in den Bergwäldern; die Eingeborenen im Süden nennen ihn „den flötenden Waisenknaben". Unsere Nachtigal hört man in den Tälern des Himālaia schlagen; im Frühjahr zieht sie auch weiter hinab in die indischen Ebenen.

Raubvögel sind in großer Zahl vorhanden, nicht nur im Gebirge, sondern über das ganze Land verbreitet. Da der Geier dem Wischnu heilig ist, wird auch er geschont und kann sein bei dem dortigen Klima übrigens ganz nützliches Gewerbe als Aasvertilger ungestört ausüben und sich nebenbei an Tempeltauben und was sein Schnabel sonst begehrt gütlich tun.

Daß es in den indischen Haushalten nicht an allerlei Haustieren fehlt, geht schon aus der großen Zahl von Verlusten hervor, welche die wild beasts, wie sie die indische Statistik summarisch nennt, den Landleuten und Viehhaltern alljährlich zufügen. Zur Bewirtschaftung so gewaltiger Flächen, wie sie in Indien unter dem Pfluge liegen, gehört schon ein ganz respektabler Viehstand und der Überlandverkehr und Straßenverkehr erfordert eine Menge Zugtiere. Als solche kommen hauptsächlich Büffel, die auch in der Wildnis herdenweise vorkommen, und außerdem die bereits genannten Zebuochsen in Betracht, die viel „intelligentere" Tiere sind als die plumpen, dummblickenden und oft mit gewaltigen, weitauseinanderstehenden Hörnern ausgestatteten Büffelochsen, deren Anblick einen Menschen, der ihre Art noch nicht kennt, wohl in Furcht setzen kann, wenn sie stehenbleibend den Begeg-

nenden anglotzen, als ob sie ihn im nächsten Augenblicke auf die Hörner oder unter die Hufe nehmen wollten. Außer den kleinen einheimischen Pferden werden auch ausländische als Zugtiere verwendet, stellenweise sogar das im Pandschāb sehr verbreitete Kamel. Die Kühe werden nur der Milch und des Düngers wegen, in manchen Gegenden, wo man auch die Milch nicht genießt, überhaupt nur des Düngers wegen gehalten. Die Butter ist wenig wert und in keiner Weise mit der unserigen zu vergleichen. Schafe verschiedener Rassen, im gebirgigen Norden das Lama und als Last- und Zugtier der Yak, Ziegen und Esel, vereinzelt auch Maul-



Indische Büffeljäger.

tiere machen vielfach den ganzen Wohlstand ihrer Besitzer aus. In den Pariadörfern treiben sich häßliche Schweine, die den Kastenleuten und Mohammedanern der Greuel aller Greuel sind, und beinahe noch häßlichere gelbzottige Hunde in Menge zwischen den Hütten herum, die Unrathaufen durchwühlend und durchstöbernd. Edle Hunde sieht man in Indien ziemlich selten, da ihnen das Klima nicht zusagt und die Tollwutgefahr groß ist.

Der Esel kommt unter dem Namen Gorkhar auch wild vor, und zwar in großen Herden, allerdings nur in den trockenen Ebenen von Katsch und an den sumpfigen Ufern des Ran, viel seltener weiter nördlich im unteren Industale. Von zwei Exemplaren dieses seltenen Tieres,

welche für den Zoologischen Garten in Berlin bestimmt waren und nach glücklich überstandener Seereise auch wohlbehalten nach Berlin gelangt waren, wurde das eine auf dem Wege von der Bahn nach dem Zoologischen Garten durch die Ungeschicklichkeit des Transporteurs noch zuguterletzt erdrosselt — es fragt sich nun, wer der Esel war, der Gorkhar oder der Transporteur. Die Aufzucht von Pferden und Kamelen floriert besonders im südlichen Pandschāb in Gegenden, wo der Ackerbau nicht viel abwirft.

Der bereits erwähnte Yak, dem Äußeren nach ein echter Bison, obwohl er nur ein Verwandter des in Innerasien heimischen Dhong oder wilden Bison ist, ein trotz seines wilden Aussehens sehr zahmes und gutes Tier, ist das vornehmste Haustier der Bergbewohner im Norden, besonders an den Grenzen von Tibet. Als flinkes und sehr ausdauerndes und leistungsfähiges Last- und Reittier ist er denselben ganz unentbehrlich. Drollig sieht der wilde Gesell im Schmuck der roten Wollbüschel aus, die man ihm gern durch die durchlöcherten Ohren steckt. Das schwarze, seltener braune, rote, scheckige oder gefärbte Haar, welches die Eingeborenen zu Stricken, Schirmen und sehr durchlässigen Zeltdecken verarbeiten, ist lang und so fein wie Seide. Die buschigen Fliegenwedel, die in der indischen Ebene so viel in Gebrauch sind, stammen von diesem Tiere, das dazu seinen Schwanz hergeben muß. Milch und Käse und auch das in Streifen getrocknete und gepökelte Fleisch bilden ein wichtiges Nahrungsmittel, Mist und Knochen dienen als Feuerungsmaterial. Die Stimme ist ein eigentümliches Grunzen, daher der Name Grunzochse.

Was den Bewohnern des östlichen Himālaia der Yak ist, das ist den Bewohnern des Nordwestens der Zobo, eine Kreuzung des Yak mit der heimischen Bergkuh.

König Nobel, der selbst nur in einem ziemlich engbegrenzten Gebiete Indiens residiert, obwohl es ihm bei dem großen Reichtum der Berge und Ebenen und Dschangels an jagdbarem Wild, Büffeln, Steinböcken, Gazellen, Antilopen, Hirschen, Hasen, Wildschweinen, Pekkaris usw. durchaus nicht an passenden und ergiebigen Jagdgründen mangeln würde, hat also eine Menge Vasallen in den Grenzen Indiens wohnen, vom Elefanten und Nashorn, vom Tiger und Bären, vom Büffel und Steinbock, vom Krokodil und der Boa bis hinab zur Maus, zum Wiesel, zum zierlichen Zwerghirschchen und Stachelschwein, zur winzigen Hauseidechse und graziösen grünen Baumschlange. Das ganze weite Gebiet, auf das die indische Sonne ihre Glutstrahlen niedersendet, ist erfüllt von einem Tierleben, wie es so reich gestaltig kaum in einem anderen Teile der Erde gefunden wird.

Achtes Kapitel.

Gold und Schlacken.

Wir haben es auf den folgenden Blättern mit der indischen Literatur zu tun, die manches glänzende Goldkörnlein enthält, leider verborgen unter Bergen von Schutt und Schlacken. Wer es unternimmt, in das großartige, uralte indische Religionsgebäude einen Einblick zu tun, der betritt ein Labyrinth, in dessen Irrgängen ein Uneingeweihter ohne orientierenden Ariadnefaden sich unmöglich zurecht finden kann. Die nähere Kenntnis dieses wunderbarsten und großartigsten aller außerchristlichen Religionssysteme, dem es trotz aller Ungeheuerlichkeiten und Absurditäten nicht an tiefen Weisheitsgedanken mangelt, schöpfen wir aus der religiösen Literatur der Hindus, die, noch vor hundert Jahren ein versiegeltes Buch, neuerdings durch die großen Fortschritte der Sprachforschung uns erschlossen ist.

Die vorhandene religiöse Literatur der brahmanischen Hindus ist ein Beweis, daß das Heidentum quantitativ nicht ärmer an theologischen Gedanken ist als das Christentum. Im Gegenteil können unsere heiligen Schriften und theologischen Kompendien mit denen der Hindus, was den Umfang betrifft, den Vergleich ebensowenig aushalten, als sie qualitativ hoch über denselben stehen. Alle edleren Gottesgedanken und alle reineren Vorstellungen von seinem majestätischen Wesen finden wir in dem wilden Gemisch der Schāstras mit dem barsten Unsinn verwoben, und nicht ein religiöser Lehrsatz ist zu finden, der nicht von einer anderen Schule bekämpft und weggeleugnet würde, so daß unsere Missionare die gründlichste Widerlegung des Hinduismus, wenn sie seine Literatur kennen, mit leichter Mühe in den zahllosen Widersprüchen desselben finden.

Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat man angefangen, die alten religiösen Literaturdenkmale Indiens, die ja auch für die Kenntnis der Geschichte Indiens von einiger Bedeutung sind, recht zu würdigen und sorgfältiger zu studieren. Auch die zum Teil sehr wertvollen Schätze der älteren tamulischen Literatur, wie der in Hochtamil verfaßte Kúral des Tiruválluver, eine formschöne und gedankentiefe Spruchdichtung, und die an mystischer Tiefe mit denen eines Angelus Silesius vergleichbaren Gedichte des Tājumánaver und andere, sind uns erst

in neuerer Zeit zugänglich gemacht worden und haben uns manchen wertvollen Aufschluß über indisches Denken und Fühlen gegeben.

Ich brauche wohl nicht besonders darauf hinzuweisen, daß die folgenden Mitteilungen über die indische Literatur nicht eine erschöpfende Darstellung ihres ganzen Umfangs, Inhaltes und Wertes bezwecken, sondern nur auf einige wichtigere Erscheinungen derselben hinweisen wollen als einige aus dem vollen Eimer herausgeschöpfte Tropfen.

Den ältesten Teil der indischen Literatur bildet die vedische Literatur, das Mantra mit den später hinzugekommenen Brāhmanas und Sutras. Das Mantra zerfällt in vier Sanhitās oder Sammlungen, die Rig-Veda-Sanhitā, die Sāma-, Jadschur- und Atharva-Veda-Sanhitā. Mantra heißt „Spruch", Vedam heißt „Wissen". Mit letzterem ist zunächst das religiöse Wissen gemeint; weiterhin werden damit die religiösen Schriften bezeichnet, welche dasselbe enthalten.

Die Entstehung dieser Vedensammlungen fällt in die graueste Vorzeit; als Alexander der Große mit seinem Heere in Indien eindrang, da waren die ältesten Lieder der Veden schon weit über tausend Jahre alt. Die jüngsten Stücke des Mantra dürften etwa um die Zeit entstanden sein, wo Nebukadnezar die Juden in die babylonische Gefangenschaft führte.

Wir befassen uns nur mit der ältesten, größten und wertvollsten der vier Sanhitās, der Rig-Veda-Sanhitā, einer Sammlung von Liedern, welche in kindlich einfältiger Weise, aber in wunderbar poetischem Tone und wahrhaft köstlicher, erhabener Sprache die Götter preisen und ihren Segen erflehen.

In zehn Mándalas oder „Kreisen" enthält der Rig-Veda 1028 Sūkta oder Hymnen, die 10 580 Rik oder Verse enthalten und eine wohlgeordnete Auswahl aus dem alten Hymnenschatze bilden, welchen die Arier bei ihrem Eindringen in das Land schon mitgebracht hatten. Dem Umfange nach entspricht diese Sākha („Rezension") des Rig-Veda etwa den Gesängen Homers, und die ganze Sanhitā dürfte etwa um das Jahr 1000 v. Chr. (spätestens!) bereits abgeschlossen gewesen sein.

Obgleich uns heute wohl nur noch wenige Hymnen genau in der Gestalt und Versfolge vorliegen, wie sie einst in graueſter Vorzeit, lange vor ihrer Redaktion, gedichtet worden sind, so ist doch die unvergleichliche Sorgfalt bewundernswert, mit der man nachher, trotz jahrhundertelanger nur mündlicher Überlieferung, auf die Erhaltung des unveränderten Textes der Lieder bedacht gewesen ist, so daß annähernd 3000 Jahre spurlos an denselben vorübergegangen sind, ein Umstand, der den Wert und die Bedeutung der Lieder wesentlich erhöht.

Die Sprache der Lieder ist ganz altertümlich und unterscheidet sich sehr wesentlich von dem späteren Sanskrit, in dem die Erzeugnisse der „eigentlichen" Sanskritliteraturperiode verfaßt sind. Wir haben hier noch nicht die künstlich geordnete gelehrte Schriftsprache des Sanskrit vor uns, sondern einen alten Volksdialekt, der mit der Wort- und Satzbildung, der Betonung und den Biegungsverhältnissen des späteren schriftmäßigen Sanskrit wenig gemein hat, so daß es uns nicht wundernehmen kann, wenn schon zur Zeit der Entstehung der Rig-Veda-Sammlung den Redaktoren manches unverständlich geworden war, und daß die Brahminen unserer Tage, wenn sie solche alte Sanskritverse rezitieren, es erst recht meist ohne alles Verständnis tun. Alle Kenner sprechen sich mit Begeisterung über „das wunderbare Gebilde dieser Sprache" aus, die noch „in durchsichtiger Klarheit und gewaltiger Fülle ungetrübten Glanzes prangt". Ein gleiches gilt von der kindlichen Einfalt, der Frische und Zartheit der Empfindung, aber auch von der Kühnheit der Bilder und dem gewaltigen Schwung der Phantasie, die uns in diesen uralten Liedern entgegentreten, von denen der weitaus größte Teil rein religiösen Inhalts ist, während ein viel geringerer Teil weltlichen Inhalt hat — Hochzeits- und Totenlieder, historische, humoristische und didaktisch-gnomische Dichtungen, Zauber- und Beschwörungsformeln, Rätselpoesie und Philosophisches. Es fehlt unter den Liedern des Rig-Veda nicht an solchen, in denen sich ernst sittliches Denken, Regungen des Gewissens, Sündenbewußtsein und Verlangen nach Erlösung aussprechen, besonders in den Liedern, welche Anrufungen des Gottes Váruna enthalten. Die angerufenen Götter sind nicht festverkörperte Personen, sondern nur verschiedene Namen für Einen unbekannten Gott, nach dem oft ebenso sehnsüchtig gefragt wird, wie nach der Lösung des Rätsels der Entstehung der Götter und der Erschaffung des Weltalls aus dem Nichts. Hier ein Beispiel (nach Kägi):

„Da gab es weder Sein noch gab es Nichtsein,
Nicht war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegt sich was? Und wo? In wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?

Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Der Tag war nicht geschieden von den Nächten.
Nur Eines atmet' ohne fremden Anhauch
Von selbst, nichts andres gab es über diesem.

Das Dunkel war in Dunkelheit versunken
Am Anfang, alles wogte durcheinander.
Es ruhte auf dem leeren Raum die Öde,
Doch eines kam zum Leben, kraft der Wärme.

Da regte sich in ihm zum ersten Male
Der Trieb; er war des Geistes erster Same;
Das Band des Seins entdeckten in dem Nichtsein
Die Weisen (die kosmogonischen Götter!), einsichtsvoll im Herzen strebend.

Und quer hindurch ward ihre Schnur gezogen:
Was war wohl unten oder was war oben?
Stammväter waren hier, dort waren Mächte,
Die Heimat unten hier, nach dort das Streben.

Wer weiß es recht, wer kann es uns verkünden,
Woher entstand, woher sie kam, die Schöpfung,
Und ob die Götter nach ihr erst geworden?
Wer weiß es doch, von wannen sie gekommen?

Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen oder ungeschaffen,
Das weiß nur der, des Auge sie bewachet
Vom höchsten Himmel — oder weiß er's auch nicht?"

So heißt es in dem berühmten Schöpfungsliede des zehnten Buches — eine bezeichnende Probe statt vieler aus diesem einzig in seiner Art dastehenden Buche, welches dem Sprachforscher sowohl als dem Kulturhistoriker eine Fülle von wichtigen Aufschlüssen gibt, die es zu einer der bedeutsamsten historischen Urkunden aller Zeiten machen.

Die übrigen umfangreichen Sanhitās übergehen wir, da sie an Wert und Bedeutung weit hinter dem Rig zurückstehen, aus dem sie viel entlehnt haben. Auch die Upanischads und Sutras, Schriften von bedeutendem Umfang, interessieren lediglich den Fachgelehrten und den, der sich einmal gründlich langweilen will.

Einer späteren Periode als die Vedas gehören die in beträchtlicher Zahl erhaltenen, in Prosa geschriebenen Brāhmanas an, deren jüngste bis in die Zeit Christi herabreichen. In wunderlichem, unverdaulichem „theologischen Gefasel", wie der große Oxforder sich ausdrückt, enthalten diese bizarren Schöpfungen irrender Phantasie, in denen Glaubenslehre und etymologische Worterklärung, Exegese und Textkritik, Göttersagen, Legenden und philosophische Betrachtungen wie Kraut und Rüben durcheinandergehen, einen sonderbaren Mischmasch priesterlichen Wissens, in Sprüchen, die zur Erklärung der alten vedischen Lieder dienen sollen. So großes Interesse sie für den Geschichtsforscher, den Philosophen und Sprachforscher haben mögen, so abgeschmackt und ungenießbar sind sie für jeden, der sich nicht speziell mit dem Studium der indischen Literatur und Religion befaßt. Nach Max Müller bilden sie in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes „den Über-

gang von religiöser Gesundheit zu theologischer Krankheit". Über ihre Entstehungszeit verlautet nichts Bestimmtes, doch nimmt man an, daß die jüngsten Bráhmanas erst im Anfang unserer christlichen Zeitrechnung entstanden sind.

Das erste Stück der „eigentlichen Sanskritliteratur" bilden die im Alter sehr verschiedenen und in Versen verfaßten Dharmasāstras („Gesetzbücher"), deren ältestes das aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert stammende vielgenannte Gesetzbuch des Manu ist, welches neben lehrhaften Stücken hauptsächlich Kastengesetze enthält. Dieses interessante Buch, dessen Sanskritname Mānavadharmasāstra heißt, das bekannteste unter den Schästers, welches die Vorrechte der Brahminenkaste vor den anderen Volksklassen durch den Hinweis auf die angeblich verschiedene Abstammung (dschāti) aus dem Haupte usw. Brahmas und auf die Verschiedenheit der Hautfarbe (varna) begründete, bot den Engländern die erste Veranlassung zum gründlichen Studium der Sanskritsprache. Man zählt im ganzen 56 Sāstras, mit den noch hinzukommenden Exzerpten und Überarbeitungen sogar 80. Zu den Sāstras zählt dem Inhalte nach auch der bereits erwähnte hochtamulische Kúral des Tiruválluver.

Die zweite Gruppe der vier Upāngas, mit welchem Namen die eigentliche Sanskritliteratur bezeichnet zu werden pflegt, sind die umfangreichen Itihāsas oder Heldengedichte, das Mahābhárata und das Rāmấjána. Beide wurden, wie man das auch von anderen ähnlichen Dichtungen des nichtindischen Altertums annimmt, zuerst mündlich überliefert, indem sie an den Höfen der Könige, in den Waldeinsiedeleien, bei großen Opferfesten und anderen Gelegenheiten von besonderen Sängern, den indischen Rhapsoden, zum Vortrag gebracht wurden. Sie sind in klassischem Sanskrit verfaßt und jedenfalls erst sehr allmählich zu der in sich geschlossenen Abrundung gelangt, in der sie uns jetzt vorliegen. Besonders das Mahābhárata, dessen ursprünglicher Kern das viel kürzere Rāmájana an Umfang nicht übertraf, hat manche Umarbeitungen und Erweiterungen erfahren. Das Rāmájana enthält nur eine einzige große Sage der Vorwelt, das Leben des Rāma, während im Mahābhárata der Kern der Handlung sich mühsam durch einen Wirrwarr von Beigaben hindurcharbeitet, so daß die einzelnen Stücke in einem sehr lockeren Zusammenhange miteinander stehen. Neben alten Erzählungen, Göttersagen und Königsgeschichten enthält das Gedicht auch Lehren von der Entstehung der Götter und der Welt und Partien mit dogmatischem und gesetzlichem Inhalt, neben philosophischen Ab-

Unter den Göttern der Erde sind die hervorragendsten Agni (ignis), der Gott des Feuers, Sohn und Vater der Götter zugleich, der vermittelnde Bote zwischen Göttern und Menschen, Soma, der Gott des berauschenden Somatrankes, und Briháspati, der Gott des Gebetes, in dem wir die Erscheinungen der menschlichen Religiosität personifiziert finden. Besonders Agni stand naturgemäß in hohem Ansehen, weil das Feuer mit seiner belebenden und erfreuenden Wirkung wegen der Mühe seiner Bereitung im grauen Altertum viel wichtiger und wertvoller erscheinen mußte als heute. Es wurde als kostbares Gut gehütet und vom Vater auf den Sohn vererbt. Es war gleichsam der gute Genius des Hauses und man ließ es nie verlöschen, sondern goß immer wieder mit dem langstieligen Holzlöffel Butter in die Flamme.

Der Brahmanismus, der in seiner heutigen Erscheinung als Neuerer Brahmanismus im Unterschiede vom sogenannten Älteren Brahmanismus die Hauptreligion Indiens neben Islam, Buddhismus und Christentum ist, ging aus der Naturreligion der Veden hervor, über die deshalb einige Mitteilungen vorausgeschickt werden mußten.

Man nahm ein Urwesen, das Brahmā, an, mit dem sich endlich alle Wesen, wie sie erst emanationsweise aus ihm hervorgegangen sind, wieder vereinigen. Dasselbe repräsentiert die einige, in sich selbst zurückgezogene Gottheit, die hernach zum Zwecke der Weltschöpfung aus sich heraustrat, die Maya erzeugend, aus welcher die Trimūrti hervorging, von der später die Rede sein wird. Dieses Brahma ist nichts als ein vager Begriff, ein reines Gedankending, keine göttliche Person, das von Natur Seiende und den Trieb zum Sein von Natur in sich Tragende. Aus ihm ist die Welt hervorgegangen, nicht durch eine schöpferische Tat, sondern emanationsweise, wie das Licht aus der Sonne.

Dieser Ältere Brahmanismus ist also reiner Pantheismus und die Welt desselben nichts als ein großes Additionsexempel, dessen Summe die ideelle Einheit des Brahma ist. Um zum Gipfel der Weisheit, zu der Erkenntnis „Ich bin Brahma!“ zu gelangen, muß der Mensch sein eigenes Ich durch Nichtstun, Nichtsdenken, Nichtswollen, Nichtsfühlen, Nichtsbegehren, durch das Sichversenken in den Abgrund des Nichts zu vernichten suchen; so erlangt er die Seligkeit, die im Yoga, dem Aufgehen im Nichts, in der Vereinigung mit dem Brahma, besteht.

Dieses Stadium der Entwicklung des Brahmanismus war nicht für das Bedürfnis des Volkes da, sondern nur für die Philosophie, was auf der Hand liegt. Das Volk macht sich wenig aus Ideen, aus einem Gott, der über der Erkenntnis der Menschen steht, keine Tempel und

Altäre hat und weder Gegenstand der Liebe, noch der Furcht sein kann — es will etwas Persönliches, Handgreifliches haben. So verlangte der Hindu nach einem Gott, den er sich nicht nur zu denken hatte, sondern zu dem er auch beten, dem er opfern, mit dem er persönlich verkehren konnte. Die alten Götter Indra, Váruna, Rudra und Agni traten, nur in veränderter Gestalt und mit verändertem Namen wieder hervor in der bereits erwähnten Trimūrti oder Dreigestalt der Götter Brahmā



Trimurti.
Relief im Felsentempel zu Ellora

(der), Wischnu und Siva und ihrer Avataren oder Verkörperungen, die ihre eigene Darstellung in der Gestalt eines dreiköpfigen Leibes gefunden hat.

Brahmā ist nie so recht populär geworden, sei es weil er ein zu großer Taugenichts war, der selbst den Erzspitzbuben Krischna noch zu bestehlen wußte und vor dessen Gelüste sich seine eigenen Töchter und Enkelinnen nicht retten konnten, oder sei es, daß ihm noch zu viel von der grauen Wesenlosigkeit des alten Brahmā anhaftete. Deshalb hat er, der Licht- und Sonnengott, heute nur noch einen einzigen Tempel in Nordindien, der ihm speziell zugehört. Die Brahminen jedoch beten noch alle Morgen zu ihm. Seine Gemahlin ist Sarásvati, die Göttin der Sprachen und Wissenschaften, die keinen besonderen Tempel hat.

Von seinen zehn unbedeutenden Avataren wird die Abstammung der Daityās und Dēwās, der guten und bösen Geister, hergeleitet.

Weiter als Brahmā hat es Wischnu gebracht, der Erhalter der Welt, der Gott des Lebens, der Luft, des Wassers und auch, wie Brahmā, des Sonnenlichts; er ist viel volkstümlicher geworden. Dargestellt wird er in der strahlendblauen Färbung des indischen Himmels, mitten unter seinen Frauen auf dem Sinnbilde der Welt, der Lotosblume stehend, oder allein, auf dem goldenbeschwingten königlichen Vogel Gáruda stehend oder reitend. Trotzdem er die blitzstrahlende Göttin der Schönheit, Lakschmi, zur Lieblingsgattin hat, sagt man ihm doch schlimme Dinge nach. Die indischen Götter sind nun einmal keine Tugendspiegel, sondern im Gegenteil solche abgefeimte Schurken und verkommene Taugenichtse, daß ein Mensch von ihrer sittlichen Beschaffenheit und ihren Werken heutzutage selbst in Indien keinen Tag leben könnte, ohne mit dem Stricke Bekanntschaft zu machen.



Wischnu.

Wischnus zehn Avataren haben größere Bedeutung und erinnern teilweise lebhaft an — allerdings zu heidnischen Fratzen verzerrte und entstellte — biblische Offenbarungsstücke. Die wichtigste unter ihnen ist die als Krischna, in welcher er besonders in Dschagganath Puri in Orissa mit vielem Pomp und Aufwand verehrt wird. Lüge und Wollust spielen in den zahlreichen abenteuerlichen, mitunter auch lustigen Krischnamythen die Hauptrolle. Wischnus Anhänger, die Waischnavas, haben nur den zehnten Teil so viel Tempel als die Saivas, die

Anbeter des Siva, aber darunter gewaltige Tempelanlagen, wie die von Srirangam.

Der Hauptgötze der Brahmanen ist Siva, der mit dem Dreizack und Netze und mancherlei Marterwerkzeugen ausgestattete Gott der Zerstörung, dem die meisten Tempel im Lande gehören. Er ist, trotz Brahmas und Wischnus Sittenlosigkeit, der sittenloseste in der Trimūrti, worauf schon der mit dem Sivaismus verbundene Lingamdienst hinweist. Seine Gestalt, wie man sie in Tempeln in mancherlei Variationen dargestellt findet, ist abschreckend. Er reitet auf einem weißen Stier, dessen Kolossalbild man häufig in oder vor den Tempeln findet. Sein Haupt, dessen Mund mit furchtbarem Gebiß ausgestattet ist, umwallen Schlangen und eine lange Kette von Totenschädeln hängt von seinem Halse in den Schoß herab. Unter dem Namen Ardhanarischwāra (Halbweib-Ischwāra), unter welchem er besonders in dem großen Tempel von Tiruwānamalei in Nord-Arkādu verehrt wird, ist er zur einen (rechten) Hälfte als Mann, zur anderen als Weib dargestellt. In dieser Erscheinung als Mannweib stellt er die Vereinigung zweier altvedischer Götter mit zwei Göttinnen dar, des Sturmgottes Rudra mit Durga, der „Schwerzugänglichen", und des Feuergottes Agni mit Kāli, der „Dunklen", deren schwarzes, rauchumhülltes Gesicht aus Flammen hervorgrinst. Das bekannteste und wohl auch älteste derartige Sivabild findet sich in dem Felsentempel der Insel Elefante bei Bombay.



Siva.

Die aus dem Felsen gehauene gigantische Statue zeigt auf der rechten Seite das verwirrte Haar, die Brust und die Gliedmaßen eines Mannes, auf der linken die weichen, glatten Flechten, den vollen Busen und die schön gerundeten Formen eines Weibes. Die einzelnen Sivamythen anzuführen, die zu dergleichen Sonderheiten in der bildlichen Darstellung des Gottes Anlaß gaben, würde uns zu einem Spaziergang in das Land der indischen Göttermythe führen, der mir bedenklich erscheint.

Man hört und liest so viel vom Lingaismus oder Lingamdienst, ohne, wofern man sich nicht speziell mit indischen Verhältnissen beschäftigt hat, eine rechte Ahnung zu haben, was man sich eigentlich darunter vorstellen soll. Ich will den Leser nicht mit den phantastisch-obszönen Legenden ermüden, die über die Entstehung dieses Kultes vorhanden sind. Das Lingamzeichen selbst, welches man in vielen Tempeln aufgestellt findet und auch in kleinen aus Silber, Elfenbein oder Holz geschnitzten Exemplaren in den Häusern der Lingaiten antrifft und das außerdem, abgesehen von den vedakundigen Brahminen, die es verabscheuen, von vielen Anhängern des Lingaismus an der Stirn getragen wird, ist, wenn man den Sinn desselben kennt, direkt gemein. Stellt es doch, wenn auch in plumper, nur angedeuteter Weise, die sexuelle Vereinigung dar, das den Gott Siva symbolisierende membrum masc. als einen stumpfen Konus, das Wischnu darstellende weibliche, als eine flache Schale, aus deren Mitte der Konus emporragt, während das Gestell, auf dem beide ruhen, den Gott Brahma vorstellt. Das Ganze ist also eine Art Symbolisierung der Trimūrti. Man findet auch ganz einfache Lingams, bei deren Anblick niemand so leicht auf den Gedanken kommen würde, daß es sich um einen so obszönen Gegenstand handelt, der nicht bereits Bescheid weiß. Auch um den Hals wird das Lingambüchschen getragen, und der eingefleischte Lingait wird es nie ablegen, weil man meint, wer das tue, sei dem Tode verfallen.

Der Lingaismus ist eine besondere Form des Sivadienstes und höchstwahrscheinlich im 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden. Sein auf dem Vorbilde des Buddhismus beruhender Organismus sollte den Dschainismus verdrängen, was ihm auch geglückt ist. Seine charakteristischen Eigenschaften, die ihn vom eigentlichen brahmanischen Götzendienst unterscheiden, sind nach Wurm folgende: Der Lingaismus stellt einen fast monotheistisches Gepräge tragenden Sivakult dar, mit auffallender Vernachlässigung und Zurücksetzung der anderen brahmanischen Götter. Die Verehrung des um den Hals ge-

tragenen Lingamsymbols ist vom Vorhandensein von Tempelgebäuden eigentlich ganz unabhängig. Die bestehenden Kastenunterschiede werden verworfen und die Lingaitensekte sondert sich wie eine besondere Kaste religiösen Charakters von den bestehenden Kasten ab. Die wie beim Buddhismus zahlreich vorhandenen bettelhaften Mönche bilden ebenso wie die buddhistischen und brahmanischen Priester eine hierarchisch anmaßende, das Volk bedrückende Priesterschaft, deren Pflicht die aus-



Subhramanien.
Nach Photographie.

schließliche Verehrung des Siva als Gottes der Zeugung ist. Das höchste Ziel der Frömmigkeit ist eine mystische Versenkung in Siva, den Geber und Nehmer alles individuellen Lebens.

Auch Siva hat seine Gemahlin, Pârvati, die auch als Durga und Kâli verehrt wird. Sie hat von den Göttinnen die meisten Tempel, vom großen Gôpuramtempel bis herab zum kleinsten, armseligsten Dorftempelchen, das man zu Ehren der Kâli-Ammen mit Girlanden und Flitterwerk schmückt, Hähne und Böcke opfernd und mit Muscheln und Hörnern greuliche Konzerte aufführend, wenn die Cholera oder die Pocken, deren Göttin sie, die häßliche und furchtbare Verkörperung der

Wollust und der blutdürstigen Grausamkeit ist, im Dorfe einkehren. Dargestellt wird sie so häßlich als möglich, als eine lodernde Feuergestalt mit schrecklichem Gebiß, langer, über die ganze häßliche Brust herabhängender, blutlechzender Zunge, umgürtet mit Kränzen und Gürteln von Totenschädeln und abgehauenen Händen, reitend auf dem Tiger, dem Symbol der Grausamkeit und des unersättlichen Blutdurstes. Ihr Kult ist der Übergang zum reinen Dämonenkult, dem die



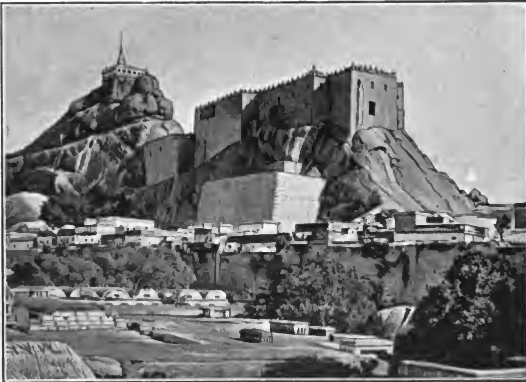
Steinfiguren auf Ceylon.
Nach Photographie.

untersten Volksklassen und die unkultivierten Volksstämme in den Bergen und im Dschangel, auch die Schánār-Palmbauern im Süden, huldigen.

Der Sivakult ist besonders im Süden vorherrschend und damit zusammenhängend auch der Kult seiner scheußlichen Gemahlin sowie der seiner Söhne Pülleyār oder Ganēsa und Subhramania oder Kārtikēya. Ganesas Namen als des Gottes der Klugheit findet man an der Spitze jedes indischen Buches, sein dickbauchiges, elefantenköpfiges, auf der Ratte reitendes Bild in allen Tempeln und Häusern, an jeder Straße. Die Schüler rufen ihn an beim Beginne des Unterrichts, die

Hochschüler am Anfang ihrer Examenarbeiten, die Eheleute als den Beschützer des Hauses, während Subhramania, der Kriegsgott und Gott der Burgen und Verlobte der Baiaderen, dessen Kult sich vornehmlich über Südindien erstreckt, besonders im Oktober durch Musik und Bergfeuer verehrt wird.

Es gibt kein religiöseres und götzendienerischeres Volk in der Welt, als das indische Volk, dessen ganzes Leben von der Geburt bis zum Tode trotz der vielen religiös völlig indifferenten modernen Hindus



Tempelfelsen in Tritschinäpalli.
Nach Photographie.

doch im allgemeinen von den Satzungen der Religion und dem durch diese geschaffenen Brauch so beeinflußt und schablonisiert ist, daß im alltäglichen Leben, zumal im häuslichen und Familienleben, jedes, auch das kleinste Ding, jedes noch so geringfügige Vorkommnis irgendwie in Beziehung zur Religion gebracht und durch religiöse Einflüsse in seinen Weg gewiesen ist. Das ist der allgemeine und erste Eindruck, den jeder ohne Ausnahme empfängt, den sein Weg nach Indien führt, auch wenn er noch kein Wort von der Sprache des Landes versteht und keine Ahnung von seinen Sitten und Gebräuchen mitgebracht hat. Das indische Heidentum, so wenig uns von unserem christlichen Stand-

punkte aus sein Wahrheits- und sein sittlicher Gehalt und Wert imponieren kann, so sehr es oft unsere lächelnde oder stirnrunzelnde Mißbilligung herausfordert, — es tritt in seiner äußeren Erscheinung und in seiner das ganze Denken, Fühlen und Leben des Volkes beeinflussenden Macht uns wirklich imponierend und interessierend entgegen als eine trotz der bereits geschossenen Bresche noch fast völlig ungebrochene Hochburg, als eine geschlossene stählerne Macht, über die das neue Wesen, das mit dem Christentum, seiner Lehre und Kultur nach Indien eingedrungen ist, wohl Herr werden wird, aber nicht ohne ernsten Kampf und viel geduldiges Abwarten.

Wo irgend an den Straßen und Feldwegen ein besonders in die Augen fallender Baum, besonders ein Wēpu- oder Margosabaum, seine schattige Laubkrone ausbreitet, da grinsen uns, oft genug in häßlichen, abschreckenden Karikaturen, mit rollenden Glotzaugen und aufgerissenem, eberzahnbewehrtem Rachen, eine sichelartige oder andere Waffe in der Hand, die buntbemalten oder von Opferöl oder -butter geschwärzten Teufels- und sonstigen Götzenbilder entgegen, oft in riesigen Größenverhältnissen, aus Stein oder gebrannter Tonmasse bestehend. Eine Menge abenteuerlicher, ebenfalls gelbbunt bemalter und nicht minder abstoßender Tiergestalten umringen das Bild, Hunde, Elefanten, vor allem Pferde, gleichfalls aus Ton oder aus Mauerwerk von gebrannten Ziegeln hergestellt; sie sollen dem Götzen bei seinen nächtlichen Ausflügen als Reit- und Begleittiere dienen. Besonders in Hainen und auf Waldblößen und an anderen abgelegenen Orten, die als Wohnsitze guter Geister gelten, die man gern in die Gegend bannen möchte, finden sich oft ganze Reihen solcher Tiere, mit den Köpfen einander zugekehrt und einen ganz eigentümlich fremdartigen, in ihrer starren Ruhe und der sie umgebenden todstillen Einsamkeit fast unheimlichen Eindruck hervorrufend. Viele der vorgenannten Dorf- und Weggötzen haben noch einen oder mehrere mit langen Schwertmessern bewaffnete, kleinere aber gar martialisch und herausfordernd in die Welt blickende Trabanten zur Seite. Damit es ihnen bei Nacht, wo häufig lärmende Feste in ihrer Umgebung abgehalten werden, nicht an Beleuchtung mangelt, hat man flache, aus Stein gehauene Öllampen vor ihnen aufgestellt, deren Unterhaltung und Bedienung als verdienstliches Werk gilt. Die Bilder sind häufig mit der Zeit durch die Witterungseinflüsse bereits so stark verwittert, daß sie nahezu unbehauenen Steinen gleichen und man gar keine Götzenbilder in ihnen vermuten würde, wenn nicht die frischen oder welken Girlanden,



Partie aus dem großen Tempel von Srirangam, Südindien.

die sie schmücken, die vorhandenen Lampen — vielleicht sogar eine regelrechte Laterne mit Glasscheiben — und die in Gestalt von Blumen, Reiskörnern, Kokosnußschalen, Margosablättern u. dgl. am Boden umherliegenden Opferreste über ihre Bedeutung Aufschluß gäben.

Vor allem aber fällt uns die Unzahl von kleinen und großen Tempeln im Lande auf; nur die Malabarküste ist tempelärmer. Auch das kleinste,



Partie aus dem Höhlentempel von Elur (Ellora).
Nach Photographie.

armseligste Dörfchen hat fast ausnahmslos seinen Tempel oder deren mehrere; überall in Dörfern und Städten kann man kaum an eine Straßenbiegung kommen, wo nicht ein größerer oder kleinerer Tempel den Weg versperrt und zum Ausbiegen nötigt. In manchen Städten bildet der Tempel den Kern und den beherrschenden Gedanken der ganzen Straßenanlage. An der Winkeligkeit und ungleichmäßigen Breite vieler indischen Straßen sind sehr häufig die überall in die Straßen hineingebauten Tempel schuld, nicht nur der mangelnde Ordnungssinn des Hindu, seine Mißachtung der Gesetze der Symmetrie und Vorliebe für das Schiefe, Krumme. In der allernächsten Umgebung der herrlichsten

Tempel, ja drinnen im Tempelhofe selbst, findet man oft die elendesten, schmutzigsten und verfallensten Baracken, freistehend oder an die Mauern und Fassaden angeklebt, dazu eine Fülle von Schmutz und Unrat aller Art. Das ist indisch.

An Flußläufen, Teichen, Landstraßen, auf Bergen, Hügeln und isolierten Felskuppen, ja in den entlegensten Einöden, die kaum eines Menschen Fuß zu berühren scheint — überall Tempel und immer wieder



Linker Flügel des Indra-Hofs im Höhlentempel von Elur.
Nach Photographie.

Tempel! Besonders die Zahl der kleineren und kleinsten, oft sehr verwahrlosten und verfallenen, fast völlig schmucklosen Tempel ist eine ungeheuere. Die Anlage derartiger Miniaturtempel ist fast überall die gleiche — ein kleiner, auf Granitsäulen ruhender Vorbau oder eine schmale, um das Ganze herumführende Veranda oder Halle, dahinter das kleine Tempelhäuschen, meist mit einem kuppelartigen Überbau versehen und oft so klein, daß es kaum dem rohgearbeiteten Götzenbilde und dem dasselbe bedienenden Priester, oft sogar nur dem Götzen und der zugleich als Straßenlaterne dienenden Götzenlampe Raum ge-

währt. Des Nachts brennen auch hier Öllämpchen vor dem Bilde, welches man von draußen durch die Lücken der schweren, kreuzweis genagelten Lattentür bequem sehen kann. Tempel, die etwas mehr Raum enthalten und womöglich in einem ummauerten Hofe liegen, scheinen mehr praktischen Zwecken dienen zu sollen, denn man sieht dort am Abend häufig, ähnlich wie in den Eingeborenenbangalows, Reisende im Hofe oder in der Halle um das lodernde Feuer kauern, ihr Nacht-



Sambantha-Pülleitempel in Tiruwánamálei.
Nach Photographie.

brot bereitend und verzehrend und sich dann am Boden auf die ausgebreitete Matte zur Ruhe niederlegend. Auch in den Straßen der großen Städte findet man solche Duodeztempel in großer Zahl.

Ein Unterschied wie zwischen Maus und Elefant besteht zwischen diesen und den gewaltigen, prunkenden und mit ihrer wuchtenden Last die Erde drückenden Großfolioausgaben der Hauptkultstätten der großen Götter und ihrer Sippe, die von solcher Ausdehnung sind und eine so reiche architektonische und künstlerische Gestaltung und Ausstattung aufweisen, daß man einzelne derselben eher „Tempelstädte" nennen könnte

und die ausführliche Beschreibung eines einzigen in allen seinen Details einen dickleibigen Prachtband mit Hunderten von Illustrationen füllen würde. So gemischt auch die Gefühle sein mögen, die bei ihrem Anblick das Herz des Christen oder auch des Künstlers und Ästhetikers bewegen, so imponierend ist der allgemeine Eindruck, und man bekommt unwillkürlich Respekt vor der religiösen Begeisterung und Opferfreudigkeit des Volkes, das diese Wunder- und Riesenwerke der Baukunst hervorgebracht hat. Und solche sind es, sie mögen uns nun gefallen und unserem Geschmack und künstlerischen Denken und Fühlen entsprechen oder nicht. Welch eine das Volk begeisternde Kraft und die Herzen gefangennehmende Macht muß dem Brahmanismus damals innegewohnt haben, als diese Tempelkolosse und Tempellabyrinthe aus der Erde wuchsen! Solche Dinge leistet der Brahmanismus heute nicht mehr.

Auch Nordindien enthält stattliche, aber im Baustile von Südindien abweichende Tempelbauten. Was bei allen diesen indischen Großtempeln besonders in die Wagschale fällt, ist der Umstand, daß es sich nicht um ein einzelnes, in imposanten Größenverhältnissen aufgeführtes Bauwerk handelt, wie bei unseren großen Kirchenbauten, sondern um eine ganze Menge von Einzelbauwerken, von denen jedes für sich schon oft einen stattlichen Bau darstellt.

Die ältesten Tempelbauten Indiens, die man eigentlich gar nicht als „Bauwerk" bezeichnen kann, da sie aus dem massiven Felsen kunstvoll herausgemeißelt sind, also aus einem wunderbar ausgearbeiteten Stück Stein oder einer weiten in den Felsen gehauenen und mit Bildwerk ausgeschmückten Säulenhalle bestehen, sind die in verschiedenen Gegenden des Landes noch zahlreich vorhandenen Monolithen- und Höhlentempel, unter denen die Tempel von Salsette und Elefante bei Bombay, die Tempel von Ellora und die „Seven Pagodas" südlich von Madras, die Rathams von Mawilipuram, die bekanntesten sind. Man darf diese Schöpfungen einer ins Ungeheuerliche schweifenden Phantasie, einer gewaltigen schöpferischen Kraft und staunenswerten bildnerischen Fertigkeit und religiösen Begeisterung getrost zu den Dingen zählen, die Indien zu dem Namen eines „Wunderlandes" verholfen haben. Die Entstehungszeit aller dieser Wunderbauten, die zum Teil buddhistischen Ursprungs sind, fällt etwa in das 7. Jahrhundert n. Chr., während die im Pagodenstile gehaltenen Heiligtümer, von denen die südindischen besonders bemerkenswert sind, nicht vor dem 10. Jahrhundert, also in der Zeit entstanden sind, wo die

Restauration des Brahmanismus nach Ausrottung des Buddhismus erfolgte. Über die letzteren sollen hier noch einige allgemeine Angaben folgen.

Die großen Tempel des Südens haben ihren charakteristischen Baustil. Diese charakteristische Eigenart kommt besonders in der Form der Gōpuramtürme und in der bildnerischen Ausschmückung zum Ausdruck.

Während das im Innern des Tempelhofes stehende Heiligste des Tempels, der „Schrein“, in dem das Bild des Hauptgottes steht, trotz



Partie aus dem Sivatempel in Gwalior.
Nach Photographie.

seiner meist überladen reichen Ornamentierung wegen seiner unbedeutenden Größenverhältnisse wenig oder gar nicht in die Augen zu fallen pflegt, erheben sich die reich mit Bilderschmuck bedeckten Gōpuramtürme, die in ihren untersten Partien die gewaltigen Eingangstore zum Tempelhofe enthalten, zu wirklich imposanter Höhe, annähernd der Höhe unserer mittelhohen Kirchtürme (60—80 m) entsprechend, aber wegen ihrer plumplastenden Breite nicht den himmelanstrebenden Eindruck derselben machend. So reich ihre Ausschmückung ist, so sehr die Pracht der Farben, wo nicht gar der Glanz des Goldes, in dem sie

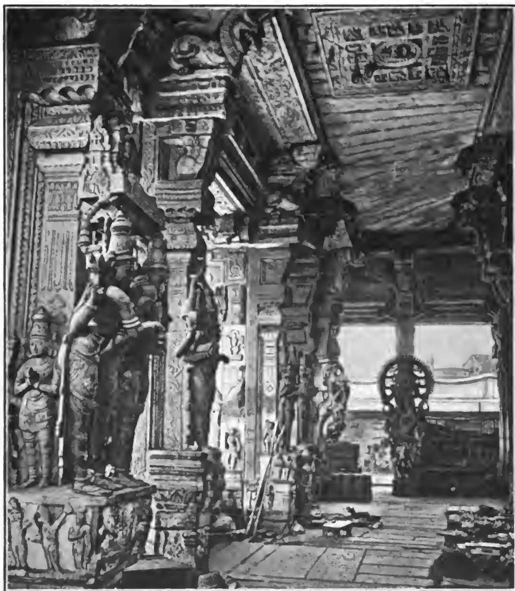
erstrahlen, in die Augen leuchtet, so wunderbare Farben- und Lichtwirkungen der Widerschein der Morgen- und Abendröte auf diesen buntschillernden, wohl auch im reinsten Weiß erstrahlenden Turmfronten hervorzaubert, so wenig befriedigen sie unseren Geschmack. Sie wirken wohl in ihrer wuchtenden Masse und hochragenden Größe und überreichen Ornamentierung staunenerregend, doch von künstlerisch-ästhetischem Standpunkte aus stellt sich die Sache anders; da ist, abgesehen von hervorragend schönen und wirklich künstlerisch ausgestalteten Einzelheiten, wie man sie in fast jedem größeren Tempel antrifft, eigentlich alles unserem künstlerischen Geschmack und ästhetischen Empfinden zuwider. Die meisten Skulpturen sind nach unseren Begriffen plump und roh ausgeführt und mehr darauf berechnet, durch ihre Massigkeit und Massenhaftigkeit zu wirken, als durch die Schönheit der Formen und die Feinheit der Ausführung. Das gilt in erster Linie von den Bildwerken, welche die Fronten und Simse der einzelnen Stockwerke der Gōpurams schmücken und von den steinernen Hochreliefs, welche die inneren Mauerfronten und die Säulen und Innenwände der Mandabam-Hallen häufig bedecken. Die buddhistische Kunst und der buddhistische Geschmack sind, besonders was die Götterbilder betrifft, dem Brahmanismus weit überlegen, der die Macht und Herrlichkeit seiner Götter nicht besser zu veranschaulichen vermag, als dadurch daß er sie mit möglichst vielen Köpfen und Armen abbildet, ihnen allerlei Embleme ihrer Macht und Wirksamkeit in die Hand gibt, deren Bedeutung oft schwer zu erraten ist, und sie auf irgend einem, meist sehr plump gearbeiteten Tiere reitend oder stehend darstellt, z. B. Brahma auf dem Schwan, Wischnu auf einer ein- oder mehrköpfigen Kobra oder auf dem heiligen Vogel Gáruda, Siva auf dem Stier Nandi, Indra auf dem Elefanten, Kāma, den Todesgott, auf dem Papagei, Ganesa auf der Ratte, Subhramania auf dem Pfau und Kāli auf dem Tiger.

Die Ausarbeitung der Säulen in den Mándabams, den 1000- und mehrsäuligen Hallen, ist häufig vollkommener und man kann gerade hier mitunter sehr ansprechende und technisch hervorragende Arbeiten sehen, deren sich kein europäischer Künstler zu schämen brauchte. Aber auch hier wieder überall die erdrückende Massenhaftigkeit, die bizarren Formen vieler Figuren, die Liebhaberei für die Darstellung des vielleicht nach indischen Begriffen Natürlichen und Schönen, aber nach unseren Begriffen Häßlichen, Fratzenhaften, Unharmonischen, direkt Widerwärtigen und Obszönen. Nähere Angaben über diese Tempelbauten



Aus dem Buddhatempel in Dschaipur.
Nach Photographie.

finden sich im zweiten Teil bei der Schilderung des Tamillandes. Die Gôpuramtürme haben keinerlei religiösen Zweck, denn sie enthalten keine für irgend welche Kulthandlung bestimmten Räume. Der einzige Zweck, den man bei der Errichtung dieser hochragenden Riesen



Inneres des Puthu-Mandabam in Mádura.

im Auge hatte, war der: sie sollten dem Besucher imponieren und den Ruhm der Kultusstätte in die Ferne tragen helfen. Je größer, desto besser. Praktisch stellen sie nur den architektonischen Überbau der Toreingänge dar. Früher mögen sie im Verein mit den riesigen Umfassungsmauern der Tempelhöfe mitunter auch Verteidigungszwecken gedient haben.

Die Einkünfte mancher Tempel sind ganz bedeutend; freilich haben dieselben auch eine gar stattliche Anzahl fauler Bäuche zu ernähren, da die Zahl der Tempelbrahminen eine sehr große zu sein pflegt. Diese Einkünfte fließen zum Teil aus den Erträgnissen der zum Tempel gehörenden Liegenschaften, teils rühren sie von den zahlreichen Tempelbesuchern her, von denen keiner mit leeren Händen kommt, teils aus den Erträgnissen der Tempelsteuer, des Zehnten und anderer Abgaben, zu denen die zum Tempel Gehörenden verpflichtet sind, ferner aus den Zuwendungen wohlhabender Leute und dem Zinsertrage des oft beträchtlichen baren Tempelvermögens. Viele kleinere Tempel sind größeren Tempeln zinspflichtig, d. h. die Überschüsse ihrer Einnahmen, besonders an Götzenfesten, fließen dem Muttertempel zu. Die großen Götzen- und Badefeste sind wahre Goldgruben für die Tempel, bei denen sie gefeiert werden; da ist mitunter der ganze tiefe Tempelbrunnen bis an den Rand mit geschmolzener Butter gefüllt, und die Bettelei der Tempelelefanten und der flottgehende Verkauf von heiligem Kusagras, safrangefärbtem Reis, heiliger Asche u. dgl. bringt viel ein. Auch die in Scharen herbeigeströmten Saniasis und anderweite „holy beggars“, die Gaukler und echten und unechten Krüppel finden dabei ihre Rechnung.

Seitdem die Englische Krone die Verwaltung Indiens übernommen hat, hat sie sich von der Verwaltung der Tempelgüter, die der Ostindischen Kompagnie zur ewigen Schmach gereicht, völlig zurückgezogen und dieselbe ganz in die Hände der „Tempelherren“, der sogenannten Dharmakartagöl — wie sie wenigstens im Süden heißen, gelegt, von deren gelegentlichen Spitzbübereien, die selbst nicht vor der Ausplünderung der mit kostbaren Edelsteinen geschmückten Götzenbilder zurückschreckten, schon manches erbauliche Stückchen erzählt wurde, das als „Zeichen der Zeit in Indien“ gelten darf und die Leser des Buches aufs höchste interessieren würde, wenn der Umfang dieser kleinen indischen „Kriminalromane“ für unseren Raum nicht zu groß wäre. Die Madras-Mail hat deren in den achtziger und neunziger Jahren eine ganze Reihe veröffentlicht.

Wir dürfen uns den Gottesdienst der Hindu nun nicht so denken, als ob die zum Tempel gehörende Tempelgemeinde an gewissen Tagen und zu gewissen Stunden, wie bei unseren kirchlichen Gottesdiensten, sich im Tempel versammelte, um gemeinsam den Gott anzubeten, Lehren und Ermahnungen aus dem Munde der Priester zu vernehmen und ihre Opfer darzubringen oder an einer feierlichen Opferhandlung

teilzunehmen. Die Anbetung der hinduischen Götter ist nicht eine gemeinsame gottesdienstliche Handlung der feiernden Gemeinde, sondern bleibt dem Belieben des Einzelnen völlig überlassen, wenn auch natürlich der Tempelbesucher gewisse Vorschriften zu berücksichtigen hat, die bis in das kleinste Detail vorgezeichnet sind. Die Leute, die das Verlangen haben, dem Gott ihre Ehrfurcht zu bezeugen, ihm eine Bitte vorzutragen, ein Gelübde oder Opfer darzubringen oder sonst einer religiösen Pflicht zu genügen, kommen zu jeder ihnen beliebenden Zeit, stets zu Fuße, allein oder in kleinen Gruppen zum Tempel, wo sie nach den Vorschriften der religiösen Etikette und Tempelordnung oder wie es sonst Brauch und Vorschrift ist, alles Erforderliche vollbringen. Und dessen ist, wenn es ein Hindu genau nimmt, nicht wenig. Das Nāmaskāram und Siwājanāma (anbetendes Niederwerfen und Aussprechen des heiligen Wortes „Anbetung dem Siva!") spielt bei solchen Tempelbesuchen in Sivatempeln nach den Vorschriften des tamulischen Saivawináwüdei (sivaitischer Katechismus) eine große Rolle.

Der Hindu, der es mit den Vorschriften der Religion genau nimmt, wird wenigstens an den vorgeschriebenen Tagen, dem Ersten des Monats, dem Neumond- und Vollmondtage und am 13. Abend des zunehmenden und abnehmenden Mondes, einmal den Tempel besuchen. Vornehmlich auf die beiden letztgenannten Tage, für welche besonders peinliche und komplizierte Verhaltungsvorschriften bestehen, ist Rücksicht zu nehmen; dafür darf man aber bei deren strikter Befolgung sofort nach dem Tode des Mukti, d. i. des Aufgehens im Nirwana, gewiß sein.

Zwischen Theorie und Praxis ist oft ein gewaltiger Unterschied; so muß sich auch der Gott im Tempel trotz der bestehenden strengen Vorschriften mancherlei grobe Unbilden gefallen lassen, nicht nur, daß man ihm die geopferten Kokosnüsse direkt am Kopfe zerschlägt, sondern man hat auch gesehen, wie er von empörten Verehrern, deren Gebete er trotz reichlicher Opfer nicht erhört hatte, direkt geohrfeigt wurde.

Arme Leute, besonders von niederer Kaste, bleiben im Vorhofe des Tempels und werfen sich dort vor einem der zahlreichen herumstehenden Götzenbilder, dem sie ihr Blumenopfer bringen, nieder. Parias und andere Kastenlose dürfen den Tempel überhaupt nicht betreten, sondern machen ihren Rundgang draußen um die Mauer und ihr Nāmaskāran vor den hohen Gōpuramtürmen.

Auch der eigentliche Tempeldienst, den die Tempelpriester dem Götzenbilde zu erweisen haben, ist ziemlich kompliziert. Der Götze, dem man bis Mitternacht eins aufgespielt hat, wird um diese Zeit zur

Ruhe gebettet. Freilich ist die Schlafenszeit knapp zugemessen, denn gegen 4 Uhr morgens findet bereits wieder die „Aufweckung“ statt, die erste Zeremonie des täglichen Tempeldienstes der Brahminen. Was braucht denn auch ein Gott zu schlafen! Von den zahlreichen dabei zum Vortrag kommenden Aufweckungsliedern sei hier nur eins als Beispiel angeführt; ich habe mich bemüht, dasselbe möglichst genau dem Wortlaute des Urtextes entsprechend wiederzugeben:

Preis dir, o Wesen,
Vor allen auserlesen,
Du Urgrund des Lebens,
Du Ziel des Strebens!
Der Tag bricht an,
Und betend nahen
Wir mit der Ehrfurcht Gruße
Uns deinem heil'gen Fuße.
Wir schmücken dir mit duft'gen Kränzen
Der Füße heil'ges Paar,
Die gleich der schönen Lotos glänzen
Und nehmen froh das Lächeln wahr,
Das uns aus deinem heil'gen Angesicht
Entgegenblüht wie helles Sonnenlicht.
O Siva, mächtiger Herr, der allein
Du thronst in Perunthureis heil'gem Schrein,
Um den im weiten grünen Bogen
Des Reislands kühle Felder wogen,
Und aus dem Schlamm mit strahlendem Gesicht
Der Lotosblume Flammenauge bricht —
Dein ist des Banners hochragende Zier
Mit dem heiligen Stier!
Der du zu deinem Knechte mich gemacht —
Hinging die Nacht,
Der Tag kommt her!
O mächtiger Herr,
Erhebe dich huldvoll vom Lager!

Man bringt dem Götzen das Blumenopfer und salbt ihn mit Öl oder zerlassener Butter, mitunter auch mit Milch. Die Verrichtung dieses Geschäftes liegt besonderen Tempelbrahminen ob, die vorher baden und die für den Akt der Salbung vorgeschriebenen Mantras ohne Fehler und Anstoß aufsagen müssen. Sie müssen sich sorgfältig hüten, daß sie vor der Salbung ja kein Lüftchen berührt, das etwa von einem Mann niederer Kaste oder gar einem Kastenlosen herüberweht. Die Salbung ist eine ziemlich umständliche Handlung, da außer dem Gotte selbst auch alle die Götter, die zu seiner Sippe gehören, in ihrer Weise dieselbe Ehrung erfahren müssen, indem sie namentlich zur Teilnahme an der Salbung eingeladen werden und der Priester jede Handreichung, die er dem Gotte tut, auch ihnen — in der Luft — zuteil werden läßt und ihnen unter Nennung ihres Namens eine Blume zuwirft oder wenigstens das Zuwerfen einer solchen durch eine entsprechende Handbewegung andeutet.

Während dieser Zeremonie sorgen Trommeln, Hörner und Klarinetten für den nötigen musikalischen Lärm und in den Pausen krachen

Böllerschüsse. Die dem Götzen förmlich angetrauten Tempeldirnen, die sich nebenbei der Schande preisgeben und ihre Ersparnisse schließlich dem Götzen zu vermachen pflegen, müssen ihm etwas vortanzen. Sie gehen am Morgen mit den Musikanten in Prozession zum Tempel, um dort ihren Dienst zu verrichten. Auch außerhalb der Tempel begegnet man derartigen Tänzerinnen, die großenteils der niedrigen Domkaste angehören und außer ihren Tänzen auch theatralische Pantomimen



Nätschtänzerin (Kaschmir).
Nach Photographie.

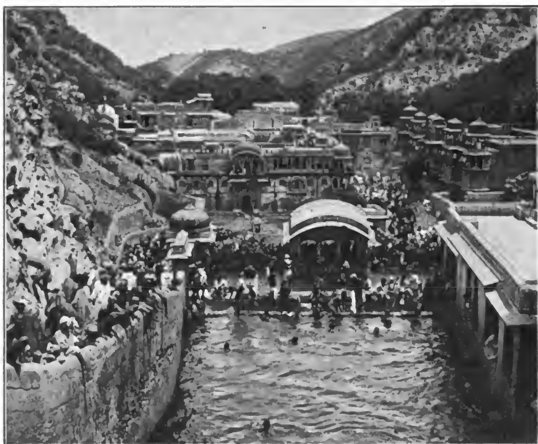
und Gesänge aufführen. Unter dem Namen „Nätschtänzerinnen" bekannt, führen sie in Familien und bei offiziellen Empfängen u. dgl. ihre überhaupt mehr als Pantomime denn als Ballett zu charakterisierenden, aus langsamen und graziösen rhythmischen Bewegungen und eigentümlichen Körperbiegungen bestehenden Tänze auf, begleitet von klarinettenartigen Pfeifen, geigen- und mandolinenartigen Saiteninstrumenten, Trommeln und Pauken. Eine anschauliche Beschreibung dieser in Indien so beliebten Nätschs fand ich u. a. in Hoffmeisters Briefen aus Indien: „Die schönen Sängerinnen (durchschnittlich sind sie nichts weniger als schön. D. Verf.), deren Töne zu unseren Ohren

drangen, wurden jetzt sichtbar unter dem Volksgedränge; roter, tausendfach gefalteter Musselin umhüllt sie dicht vom Scheitel bis zu den Zehen; die Gaze glänzt von Gold- und Silberflittern, große Ringe von Gold sind durch den rechten Nasenflügel und 4—5 andere durch beide Ohrläppchen gezogen. Die Arme, welche dann und wann zum Vorschein kommen, wenn sie die Zipfel der langen Gewänder graziös hin und wieder bewegen, umwickeln und wieder entfalten und dabei zierliche Wendungen und Drehungen des Körpers machen, sind mit 30—40 dünnen Armringen von Gold und Silber und buntem Email behängt, und selbst die Füße, wenn sie bei der stampfenden Taktbewegung unter den ellenweiten, langen seidenen Pantalons sichtbar werden, zeigen breite silberne Bänder über den Knöcheln, mit Silberschellen behängt, deren Geklingel den Takt angibt. Sie sind mit Silberringen von der Form der Siegelringe an jeder Zehe geschmückt. Die Tänzerinnen oder Sängerinnen, welche bei keinem Fest, keiner Audienz, selbst bei keiner ernsten Verhandlung der Großen des Landes fehlen dürfen, sind bei Moslims und Hindus sehr beliebt, und ihr Tanz, wenn man das Hin- und Herdrehen auf einer Stelle so nennen kann, ist in Indien unter dem Namen Nātsch bekannt." Häufig wird der Tanz, den die Eingeborenen mit dem lebhaftesten Interesse anstaunen, im Vor- und Rückwärtsschreiten ausgeführt, und die eintönige Begleitmusik ertönt bald lauter, bald schwächer.

Bei besonderen Anlässen wird der Götze, der sonst in seiner Dunkelkammer eingesperrt ist, ans Licht der Sonne gebracht, indem man ihn auf dem turmartigen, bis zu 20 m hohen **Götzenwagen**, der über und über mit Schnitzwerk und buntem Flitterwerk bedeckt ist, mühsam durch den Sand der Straße um den Tempel herumzieht, während Brahminen vom Wagen herab das Volk anfeuern. Da der Zudrang zum freiwilligen Mitziehen neuerdings immer geringer wird, haben die Brahminen sich zur Beschaffung kleinerer, bequemerer und leichter transportierbarer Wagen an vielen Orten entschließen müssen.

Neben dem alltäglichen Zeremoniendienste, dessen ganzen Tagesverlauf zu schildern ich mir wohl erlassen darf, werden besondere Feste, gewöhnlich 18 im Jahre, gefeiert, zu denen noch besondere örtliche Feste von längerer oder kürzerer Dauer, sogenannte Mēlas, hinzukommen, wie z. B. die großen Badefeste in Puri, Kumbakōnam, Māyāveram, Hardwar und anderwärts, wo der einer solchen Säuberung allerdings meist sehr dringend bedürftige Swāmi, alias „Ölgötze", unter einem

Zulauf von vielen Tausenden, ja Hunderttausenden zum Tempelteiche oder Strome getragen wird, um von der ihm anhaftenden schmutzig-fettigen Butter- und Ölkruste gereinigt zu werden. Andere derartige Feste sind durch besondere, an den betreffenden Tempel sich knüpfende Legenden und Mythen hervorgerufen worden. Der allgemeine Charakter derartiger Feste, deren Verlauf im einzelnen sehr verschieden ist, pflegt überall derselbe zu sein: ein zum Teil aus weiten Entfernungen zu-



Badefest indischer Eingeborener.
Nach Photographie.

sammenströmender ungeheurer Menschenzusammenfluß, eine bei der sonstigen religiösen Duldsamkeit der Hindu auffallende Steigerung des Fanatismus, ein ohrenbetäubender, sinnverwirrender Lärm und viel sittlicher Schmutz. Obwohl diese ungemein beliebten und volkstümlichen Mēlas durchaus nicht etwa rein religiösen Charakter tragen, sondern nur äußerlich durch den Namen irgend eines Gottes getragen werden, so dienen sie doch wesentlich dazu, die Anhänglichkeit des Volkes, besonders der niederen, ungebildeteren Klassen an seine Religion und seine Götter zu erhalten und zu fördern. Dienen sie doch als große

Jahrmärkte und als Sammelstätten aller möglichen rein weltlichen Belustigungen so recht dem Bedürfnis und der Liebhaberei des Volkes, seiner Vorliebe für lärmende Vergnügungen, und bieten, was auch nicht übersehen sein will, die beste und vielen sehr erwünschte Gelegenheit, sich unter dem Deckmantel der Religion den wildesten sexuellen Ausschweifungen hinzugeben, weshalb manche Missionare sie als „rechte Teufelsmessen" bezeichnet haben. Im Norden herrschen die Krischnafeste, im Süden die Sivafeste vor. Auf beiden kann man einen Begriff davon bekommen, was ein rechter, echter „Heidenlärm" ist; da wird nach Herzenslust durcheinander getrommelt, getutet, gepfiffen, geknallt, geschrien, gesungen und gejohlt, daß es zum Rasendwerden ist. Die dick aufgemalten Götzenzeichen und funkelnden Augen, die fast nackten und am ganzen Körper mit Asche beschmierten Büßer, das brausende Stimmengetöse und weit über die Grenzen des Festplatzes hinaustönende wüste Geschrei, der reiche Blumen- und Girlandenschmuck des Festplatzes, die in ihrem ganzen Juwelenschmuck strahlenden Götzenbilder — das alles macht einen ebenso abstoßenden wie anziehenden Eindruck auf den europäischen durei oder sahib, der es wagt, sich in den brausenden, unerträglich transpirierenden Menschenstrom zu mischen, der dem Festplatze zuwogt.

Einen besonders abstoßenden Eindruck machen die Büßer, die an solchen Festen ebenso wie die Brahminen ihren „großen Tag" haben. Das sind exemplarische Gesellen! Als Nachfolger der altindischen Asketen durchziehen sie in Scharen bettelnd das Land und überbieten sich oft in den haarsträubendsten Selbstkasteiungen, während andere es sich bequemer machen und ein faules Bettler- und Vagabundenleben führen. Sie sind eine wahre Landplage Indiens, schlimmer als unsere schnapsduftenden Strolche, denn selten wird es ein Hindu über sich gewinnen, an einem solchen „Heiligen" vorüberzugehen, ohne sich ein „Wohltätigkeitsverdienst" zu erwerben. Als Yōgin oder Fakire wandern sie von Tempel zu Tempel, von Fest zu Fest, Almosen heischend, für die sie nie danken, als Heilige angestaunt, ein unstätes Bettler-, Gauner-, Wahrsager-, Zauberer- und Vagabundendasein führend. Überall laufen sie einem über den Weg oder sitzen einem im Wege mit ihren zerlumpten, kaum die Blöße deckenden Wöschtis, ihren langen, verfilzten, schmutzstarrenden Haarsträhnen, ihren wirklichen oder künstlichen Gebrechen, ihren Eisengittern um den Hals und raubtierartigen Krallen, ihren fetten oder zum Skelett abgezehrten Körpern, den oft tief in den Höhlen liegenden Augen und den tiefen, vielleicht noch eiternden Narben selbst



Indischer Büßer mit Halsgitter.

beigebrachter Wunden — eine ebenso widerwärtige wie beklagenswerte Sorte Menschen, von denen die meisten ihr Büßergewerbe lediglich als gewinnbringenden Sport betreiben. Vereinzelt begegnet man unter ihnen edleren, einen würdevollen Eindruck machenden Gestalten.

Die meisten Feste beginnen kurz vor Eintritt der Nacht; was dann im Finstern alles unter dem Deckmantel der Religion geschehen mag, davon wollen wir den Schleier nicht wegziehen. Es ist ja bekannt genug, welchen Vorschub diese nächtlichen Festfeiern der Unsittlichkeit leisten. Auch hier wie am Tage gibt es mancherlei zu sehen und zu hören, was uns anzieht und abstößt, das mitunter wirklich großartige Feuerwerk,

ohne das es in Indien bei keiner festlichen Veranstaltung abgeht, die durch Tausende von Lichtern erhellten Tempelräume mit ihrem gespenstigen Bildwerk, die wunderlichen Heiligen, die mit schrecklichen Stöhn-, Grunz- und Brüllauten oder durch stumpfsinniges, schweigendes Vorsichhinstieren das Mitleid der Menge rege zu machen suchen, die sich drehenden Karussels und russischen Schaukeln und die nun schon kräftiger als am Tage sich geltend machenden Wirkungen des Palmschnapses — sie alle wirken zusammen, um den europäischen Beschauer zu fesseln und — anzuwidern.

Der rohe Teufelskult, der Bhutendienst, ist bei den niederen Volksklassen — teilweise auch unter den niederen Kasten — sehr verbreitet; kaum daß man, besonders bei Nacht, durch einen Ort fahren kann, ohne das Schreien der Besessenen und dazwischen das eintönige tam tam tam tam und das laute Paktieren und Streiten des Teufelspriesters mit dem Teufel zu hören, der von einem Menschen Besitz genommen haben soll und in wilden, unartikulierten, oft geradezu tierischen Tönen aus demselben antwortet. Kein Land der Erde ist so reich an „Besessenen", wie Indien. Die weiblichen Teufel gelten allgemein als die schlimmsten, ein Zeichen, daß der Hindu nicht galant ist. Sie sind nach der allgemeinen Anschauung die blutdürstigsten und verderbensseligsten unter den bösen Dämonen, obenan die Kāli. Die nachts auf den Bergen des südlichen Tamillandes und der benachbarten Bezirke so oft auflodernden kleinen Feuer rühren von den in schwarze Ziegenfelle gekleideten armseligen Maleijālim her, welche dieselben zu Ehren ihrer Teufel auf eisernen Gabeln anzünden.

Die Bhuten (von dem Sanskritworte bhūta, d. i. „etwas Gewordenes"), die zahlreiche Lokalnamen, z. B. bei den Kols „Donga", bei den Tamulen „Pēgöl" tragen, sind böse Geister, deren übler Einfluß und schädigende Mißgunst man fürchtet und durch Opfer, Beschwörungen und Zaubereien unschädlich zu machen sucht. Nebenbei wird der „gute Gott" als oberste Autorität anerkannt. Die bildlichen Darstellungen der Bhuten findet man sowohl im Freien als in kleineren Tempeln, wo dieselben unter allerlei seltsamen und abenteuerlichen Gestalten aufgestellt sind, als wunderlich aufgeputzte und mit großen Schwertern bewaffnete Menschen, als Tiger, Elefanten, Büffel, Schweine, Affen und Hähne. Man opfert vor diesen Karikaturbildern schwarze Böcke und Hähne, auch dunkelfarbige Schweine.

Stellt nach dem Gesagten der Bhutendienst die tiefste Stufe der Religion in Indien dar, so hat es auch von jeher nicht an Bestrebungen



Partie aus dem Dschainatempel von Sardi in Udaipur.

gefehlt, die bestehende brahmanische Religion zu veredeln und zu erneuern und einen versöhnenden Ausgleich zwischen ihr und anderen im Lande heimisch gewordenen Religionen herbeizuführen, gewissermaßen einen kräftigen, edlen, geklärten Extrakt aus allen bedeutenderen Religionssystemen herzustellen und ihn dem Volke als Quintessenz aller religiösen Wahrheit darzubieten, ohne die alte, von den Vätern ererbte Religion ganz über Bord zu werfen. So entstand die Dschainareligion, welche etwa im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, als der Buddhis-



Dschaina-Götzenwagen.
Nach Photographie.

mus noch mächtig war, aufkam und sich in Indien rasch ausgebreitet hat, besonders im Dekhān und in den angrenzenden Gebieten. Statt der Veden, deren absolute Autorität in Religionssachen er nicht gelten läßt, hat der Dschainismus eine eigene bedeutende Literatur geschaffen. Charakteristisch ist die bis zum Lächerlichen gesteigerte Sorgfalt, mit der die Anhänger dieser aus einer Vermischung des Brahmanismus mit dem Buddhismus entstandenen Sekte sich hüten, irgend ein lebendes Wesen zu töten. Noch im 12. Jahrhundert übte der Dschainismus in vielen Gegenden Indiens einen bedeutenden, wo nicht maßgebenden Einfluß aus. Seinem Gotte Dschīnan legt er volle 1008 Namen bei, spricht

ihm aber die schöpferische und welterhaltende Allmacht ab. Das brahmanische Kastensystem wird bekämpft. Die wichtigeren Kultusstätten des Dschainismus werden wir im zweiten Teile auf unserer Wanderung durch Indien kennen lernen.

Die Religion der Sikhs, deren Entstehung im Pandschāb ins 15. Jahrhundert fällt, will eine Versöhnung zwischen Brahmanismus und Mohammedanismus herbeiführen und legt besonderes Gewicht auf frommes Leben und Selbstaufopferung für andere. Die Sekte wurde mit der Zeit zu einer politischen Partei, die den Mittelpunkt ihrer Macht und ihr Hauptheiligtum in Amritsar hatte, wo ihre religiösen Urkunden noch heute bewahrt werden.

Die moderne Vernunftreligion des Brahmō-Samādsch (eig. Samāj) hat aus dem Brahmanismus und dem Christentum das ihr gut Scheinende aufgenommen und verehrt Jesum als eine göttliche Inkarnation, aber nicht in unserem christlichen Sinne, als das erhabenste Vorbild uneigennütziger Selbstaufopferung, als deren Sinnbild sie das Kreuz in hohen Ehren hält. Die Sekte verlangt von ihren Anhängern, den Brahmōs, die Anbetung Eines Gottes, der aller Menschen gütiger Vater ist, allgemeine Bruderliebe und somit Aufhebung aller bestehenden Kastenunterschiede. Die Brahmō-Samādsch spielt im Kampf der Geister in Indien heute eine so wichtige Rolle, daß ich dieselbe nicht ganz übergehen oder mit einigen kurzen Worten abspeisen kann. Entstanden ist sie im Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts, und als ihr Stifter wird Rām Mohun Roy genannt; ihr bekanntestes Oberhaupt ist der vielgenannte Babu Kējub Tschander Sen, der am 8. Januar 1884 verstarb. Sein Nachfolger, Portap Tschander Mohamdar, äußerte sich 1887 im Rathause zu Kalkutta folgendermaßen über Brahmō-Samādsch und Christentum: „Das Recht Christi an Indien kann nicht beiseite gesetzt werden. Der Brahmō-Samādsch hat seinen Namen, vor welchem wir uns beugen, in Indien familiär gemacht. Aber inwieweit können wir ihn annehmen, ohne zugleich die sieghafte Religion anzunehmen, die nach seinem Namen genannt ist, das Christentum? Diese Religion repräsentiert in konkreter historischer Tatsache das Resultat seiner Liebe. Brahmōs studieren Geschichte, und sie sehen in der Geschichte ein Drama, das sich immer mehr einer allgemeinen Brüderschaft und Religion nähert. Das Christentum hat sein Wasser in viele Ströme ergossen, einige klar, einige trübe, schmutzig, unrein und schlammig; aber die Summa von allem ist ein mächtiges Ganze, eine einzigartige Urkunde in dem Fortschritt der Menschheit. Das Christentum soll und muß



Säulenhalle aus dem Dschainatempel auf dem Mount Aboo.

seinen rechtmäßigen Einfluß in Indien haben. Möge nur jeder Christ hier Christum bezeugen! Das tun sie nicht. Aber in der fernen Vergangenheit war es ein edles Heer von Aposteln, Märtyrern, Propheten, Männern und Frauen, welche ein selbstloses Leben führten in jedem Winkel der Erde. Wir können christlichen Missionaren nicht gratulieren wegen des Fortschrittes in bezug auf Taufen, aber sie erzielen vielleicht größere innere geistliche Resultate, als sie ahnen, ebensowohl als Einflüsse auf dem Wege der Bildung und der sozialen Reform. Das Werk des Christentums ist nicht bloß das, einzelne wiederzugebären, sondern eingeborenes religiöses Leben wieder zu erwecken. Durch den Zusammenstoß mit dem Christentum ist der Hinduismus in Berührung gekommen mit dem europäischen Leben und der europäischen Literatur. Schlafende Kräfte indischer Gedanken sind dadurch erweckt worden. — — Mögen christliche Missionare ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Erweckung dessen, was schläft, und auf Beeinflussung dessen, was sich regt in den Gedanken der Hindus, lenken! Und mögen auch wir nicht vergessen, daß andererseits auch das Christentum zu beeinflussen und zu modifizieren ist durch den Hinduismus! Das Werk des Christentums in Indien ist gehindert dadurch, daß es nicht volkstümlich gemacht wurde. Es ist nicht populär, weil es in seiner Erscheinung ausländisch ist. Wir bedürfen eines hinduisierten Christentums. Wir bedürfen des Okzidentalismus des Morgenlandes und des Orientalismus des Abendlandes, damit wir auf dieser Erde die Haushaltung Gottes erbauen können, in welcher alle Völker angenommen werden von dem Einen Vater aller." Treffend bemerkt hierzu das Leipziger Missionsblatt: „Viel Gutes und Wahres ist in diesen Gedanken. Doch wenn das Christentum in dieser Weise hinduisiert würde, dann kämen die Chinesen und wollten das so hinduisierte Christentum chinesiert haben. Die Hottentotten aber würden das chinesisch-hinduisierte Christentum hottentottisiert haben wollen, und so fort."

Der Gottesbegriff des Brahmō-Samādsch ist ein rein deistischer; Christus wird alles Wunderbaren entkleidet. Im Kult spielen Bibel und Vedas, aus denen man das brauchbar Scheinende auswählt, gleichzeitig eine Rolle.

Der Brahmō-Samādsch bekämpft auch die Kinderehen und das Verbot der Wiederverheiratung der Witwen. Er rühmt Christum und nennt ihn der Erlöser der Welt. So könnte man meinen, die Anhänger dieser Sekte seien „nicht mehr fern vom Reiche Gottes". Aber gerade sie sind die erbittertsten Feinde und schlimmsten Verfolger, wenn einer

von ihnen Ernst machen und zum Christentum übertreten will. Eins ist nicht zu leugnen, nämlich daß sie in der Tat zur Lockerung und Lösung der heimischen Verhältnisse, zur Untergrabung des brahmanischen Heidentums viel beitragen.

Die vielbesprochenen Thags sind eine berüchtigte Mördersekte, die trotz aller noch so ernsten Maßnahmen der Regierung bis heute



Diwân Bahadur Raganâtha Rao, bekannter Hindureformer.
Nach Photographie.

noch nicht ganz auszurotten gewesen ist. Die Angehörigen derselben durchstreifen im Dienste der grausamen Göttin Kâli einzeln oder in Banden das Land, und wo sie eines Opfers habhaft werden können, da erdrosseln sie den meist völlig Überraschten und brechen ihm unter Waschungen und Gebeten das Rückgrat durch. Man sollte meinen, in einem Lande mit so geordneten Verhältnissen, wie Indien es heute ist, könnte dergleichen gar nicht mehr vorkommen. Aber die Thags existieren tatsächlich heute noch und geben gelegentlich Beweise ihres Vorhandenseins. Wie die Kasten der Kaller und Máraver in Südindien,

der Bedeutung ihres Namens entsprechend, professionierte Diebe sind, so sind die Thags professionierte und organisierte Mörder.

Die Sekte ist schon uralt; findet man doch Abbildungen ihrer verschiedenen Manipulationen in den alten Höhlentempeln von Ellora. Als friedliche, harmlose Wanderer gesellen sie sich zu einzelnen ahnungslosen Reisenden, übernachten und schlafen mit ihnen womöglich wochenlang unter demselben Baum, in demselben Rasthause, bis sie den günstigen Augenblick ersehen haben, wo sie ihm mit unheimlicher Sicherheit die absolut tödliche Rumalschlinge über den Kopf werfen können.

Die Regierung ist in den letzten 60 Jahren sehr energisch gegen die gemeingefährliche Gesellschaft vorgegangen; ganze Banden sind aufgehoben und zum Strang, zu lebenslänglichem Kerker oder der mehr als der Tod gefürchteten Deportation nach den Andamanen verurteilt worden, so daß man heute ziemlich sicher reist. Eine interessante, bis in die äußersten Details gehende Beschreibung der Sekte gibt Leopold von Orlich in seiner „Reise in Ostindien", Seite 230—240.

Der Buddhismus, der in Nordindien seine Heimat hat und in dem englischen Dichter und Indienschriftsteller E. Arnold einen so begeisterten Lobredner, ja Verhimmler gefunden hat, spielt in Vorderindien heute eine untergeordnete Rolle.

Zehntes Kapitel.

Indiens Frauen von der Matte bis zur Satti.

„Von der Matte bis zur Satti“ das heißt für solche, die es nicht ohne weiteres verstehen: „Das Weib in Indien von der Wiege bis zum Sarge“. Auf die Matte am Fußboden wird sie ja direkt nach der Geburt gelegt, und in der Satti, der feierlichen Verbrennung, vereinte sich einstmals, als dieser unsinnige, barbarische und doch auch etwas Ergreifendes an sich tragende Brauch noch nicht abgestellt war, ihre arme, unselbständige, für sich allein keiner Erlösung und Seligkeit fähige Seele mit der ihres Herrn und Gebieters.

Bei der großen Ausdehnung Indiens und der bunten Zusammensetzung seiner Bevölkerung ist es ganz unmöglich, über irgend welche Verhältnisse ein völlig zutreffendes zusammenfassendes Urteil abzugeben. Was im Norden gilt, das gilt nicht im Süden, und was im Pandschāb gilt, das gilt nicht ohne weiteres auch von Bengalen. So muß man sich auch vor der Gefahr des Verallgemeinerns hüten, wenn man von den Schäden des dortigen Volkslebens redet, und was im allgemeinen gilt, das gilt auch im besonderen von den Berichten über die dortigen Ehe- und Familienverhältnisse, über die Familiensitte, das indische Weib als Kind, Jungfrau, Ehefrau und Witwe. Im allgemeinen ist das Los der indischen Frau ein beklagenswertes, im einzelnen sind die Verhältnisse sehr verschieden. So führen beispielsweise die vornehmen Marāthifrauen auf der Westküste ein viel freieres Leben als ihre Brahminenschwestern im Osten und Süden; im Hause beanspruchen sie unbedingte Herrschaft, außer dem Hause sieht man sie zur Seite des Mannes oder auch furchtlos zu Fuße oder zu Wagen allein auf den Straßen.

Man gewinnt aus dem, was man gewöhnlich über die Frauen Indiens zu hören bekommt, leicht den Eindruck, als ob es dort überhaupt keine glücklichen Ehen gäbe. Das ist nicht richtig. Viele Europäer, die lange in Indien gelebt und das Volksleben und intimere Familien-

leben genau kennen gelernt haben, berichten von zahlreichen glücklichen Ehen und lassen der Ergebenheit und Treue und den häuslichen Tugenden vieler indischen Frauen das höchste Lob widerfahren. Trotzdem zeigt im allgemeinen ein Blick auf das Los der indischen Frauen einen Abgrund von Elend, Unselbständigkeit und Gebundenheit, Zurücksetzung, Mißachtung und liebloser Knechtung und bietet den handgreiflichsten Beweis für die Unfähigkeit des Heidentums wie des Islam, ein Volk zu heben, zu veredeln, glücklich zu machen. Das Heidentum hat in Indien Hand in Hand mit dem Islam das Weib der ihm gebührenden Ehre als gleichberechtigte, verständnisvolle und aller Liebe und Achtung werte Gehilfin des Mannes, die ihm das Leben verschönt und das Haus mit Sonnenschein füllt und in stillem, umsichtigem und gesegnetem Walten als Hausfrau und Mutter der Kinder den Ehrenplatz neben dem Vater und Hausherrn verdient, ganz entkleidet und sie zur Ware, zum nötigen Möbel, zur rechtlosen Magd des Mannes und zum willenlosen Spielball seiner Gelüste und Launen herabgewürdigt.

Daß die Stellung der Frau in Ostindien eine unwürdige ist, kommt schon bei der Geburt zum Ausdruck. Der früher so verbreitete Mädchenmord kann wohl heute als so gut wie ausgerottet gelten, aber eins ist noch heute überall zu beobachten: die Geburt eines Mädchens wird allgemein nicht als ein freudiges Ereignis begrüßt, sondern als das Gegenteil verwünscht. Es spielen dabei neben allerlei praktischen Bedenken vor allem auch religiöse Motive mit, und die ganzen sozialen Verhältnisse, die große Schande, eine unverheiratete oder gefallene Tochter oder Witwe im Hause zu haben, helfen mit dazu, die Geburt eines weiblichen Kindes zu einem der unerfreulichsten Ereignisse des Familienlebens zu machen. Es kann kaum etwas Unwillkommeneres in der Welt geben, als so ein kleines schwarzäugiges Hindumädel, wenn es der Mutter — denn der zärtliche Vater pflegt sich zu drücken — von der achselzuckenden Wehmutter präsentiert wird. Fragt man einen Hinduvater nach der Zahl seiner Kinder, so wird er, abgesehen von den Gegenden, wo das Neffenerbrecht gilt (z. B. in Travankōr), fast ausnahmslos nur die Zahl seiner Söhne nennen.

Die Erziehung und Unterweisung der kleinen Hindumädchen war bis in die neueste Zeit, wo sich, wenigstens nach oben hin, bessere Verhältnisse anbahnen, so mangelhaft wie nur möglich. Die vornehmeren und wohlhabenderen und die europäisch gebildeten Familien in den größeren Städten lassen ihre Töchter bereits in zahlreichen Mädchen-



Indische Mädchenschule.
Nach Photographie.

schulen erziehen; sonst aber keine Spur von Unterricht in unserem Sinne. Der Hindu rechnet ja bodenlose Unwissenheit nicht zu den Fehlern, sondern zu den Vorzügen des weiblichen Geschlechtes, das in der Dummheit erhalten und zur Dummheit erzogen werden muß; unter der höchsten Tugend der Frau, der Keuschheit, versteht der Durchschnittshindu nicht das, was wir darunter verstehen, sondern Schüchternheit, Verschämtheit, bescheidene Zurückhaltung und — bornierte Unwissenheit. Darum ist in den Eingeborenenschulen, wie sie überall, auch in den Dörfern,



Kindergruppe.
Nach Photographie.

bestehen, das Weib grundsätzlich vom Unterricht ausgeschlossen, und die Frauen sind das so gewohnt, daß sie denselben weder vermissen noch begehren. Fragt man nach dem Grunde, so hört man: eine kluge Frau ist schwerer zu regieren und in der Demut und Unterwürfigkeit zu erhalten als eine unwissende Frau. Man sagt, das ganze innere Wesen des Weibes bestehe aus Untreue, Heftigkeit, Neid, Betrug, Habsucht, Unreinigkeit und einem völligen Mangel an guten Eigenschaften, und ein Weib lehren heiße „der Schlange Milch vorsetzen".

In den ersten Jahren ihres Lebens laufen die kleinen Mädchen gleich den Knaben völlig unbekleidet, nur eine Schnur um den kleinen fetten Leib, dafür aber, wenn man es haben kann, um so reicher mit

Juwelen behangen. Reiche, angesehene Leute fallen wohl auch ins Extrem und putzen sie ebenso bunt heraus, wie die Parsis ihre in allen Farben der Seide schimmernden Kleinen — es kommt ganz darauf an, wie weit europäische Kultureinflüsse schon ins Innere der Frauengemächer eingedrungen sind. Das einzige, was die kleinen Mädchen schon frühe zu lernen pflegen, ist die spielende Anfertigung von kleinen „Götzchen" aus Lehm und das Nachplappern vorgesagter Sprüchlein oft recht bedenklichen Inhalts. Ihre selbstgefertigte Lumpendocke halten sie schon ebenso stolz und zärtlich im Arme wie unsere kleinen Mädel den ins Halstuch der Mutter eingewickelten Stiefelknecht. Von den Knaben und übrigen männlichen Gliedern des Hauses sind sie in diesem Alter noch nicht abgesondert. Das tritt erst ein, wenn sie sich dem Alter der Mannbarkeit nähern, also etwa im zehnten bis zwölften Jahre, wo sie auch schon anfangen, der Mutter an die Hand zu gehen und ihr die kleineren Verrichtungen des Haushaltes abzusehen, die sie später als Hausfrauen zu leisten haben. Deren sind ja herzlich wenige, denn zu nähen und zu stricken ist nichts vorhanden, da die wenige Näharbeit, welche die Eingebornenkleidung überhaupt erfordert, dem Schneider ebensowenig entzogen werden darf, wie das Reinigen der Wäsche dem Wäscher. In der Kochkunst braucht die Frau auch so gut wie nichts zu leisten, da die Zubereitung der Mahlzeiten eine sehr einfache ist und keine große Abwechselung stattfindet — Reis und Karri spielen die Hauptrolle. Die Frauen der höheren Kasten brauchen nicht einmal die einzigen zwei Mahlzeiten des Tages zu kochen, sondern können, da die Instandhaltung des Haushaltes so gut wie gar keine Zeit und Arbeit beansprucht, den größten Teil des Tages mit Haarkämmen, Schwatzen und Schlafen zubringen, nachdem sie Wasser geholt, das Haus gefegt und der Karri, das Pfefferwasser oder bei ärmeren Leuten der aus dem Mehl einer geringen Getreideart hergestellte Mehlbrei gekocht ist. Aufwasch gibt es bei der Art und Weise, wie der Hindu seine Mahlzeiten einnimmt, nicht.

Ein Krebsschaden Indiens sind von jeher die Kinderheiraten gewesen. Das Wort „Kinderehe" und das andere daraus so häufig resultierende „Kinderwitwenschaft" schließt eine solche Fülle von Unnatur, Jammer und Herzeleid, Krankheit und Elend ein, daß es nicht auszusagen ist. Es ist sehr anzuerkennen, daß die Regierung des Landes diesem Krebsübel in neuerer Zeit immer entschiedener zu Leibe geht, indem sie das Alter der Mädchen, von dem ab ihnen die wirkliche Ehegemeinschaft mit dem meist viel älteren Manne gestattet ist, immer

höher hinaufschraubt. Sie hat dabei die einsichtsvolleren Kreise der Bevölkerung entschieden auf ihrer Seite, und das ist wertvoll.

Überhaupt geht seit etwa 20 Jahren durch Indien eine tiefe Bewegung, die der sonst ganz in der Abgeschlossenheit des Frauengemachs (in Nordindien Senana) begrabenen Frau gilt, um deren Los sich vordem niemand kümmerte als höchstens die Missionare, soweit es ihnen möglich war. Die Frauenfrage bildet in Indien heute das öffentliche Tagesgespräch auf Straßen und Märkten, in öffentlichen Versammlungen der Gelehrten und Staatsmänner bis hinauf zum Legislation-Council des Vizekönigs und in den nahezu 500 in allen Sprachen des Landes erscheinenden Zeitungen. Das ganze namenlose Elend vieler indischen Frauen und Witwen, das einst innerhalb der verschwiegenen Wände des indischen Hauses und seiner Senanas versteckt blieb, wird heute in seiner unerträglich gewordenen Größe unverhüllt der Öffentlichkeit gezeigt. Sonst tröstete man die Töchter des Volkes, wenn sie mit ihrem Geschick unzufrieden waren, damit, daß man ihnen einfach sagte: „Was wollt ihr? Das ist euer unabänderliches Schicksal! Es ist so ‚in euren Schädel geschrieben!'" Man stellte ihr Elend dar als die Folge einer Verschuldung, die sie in einer früheren Geburt angeblich auf sich geladen haben. Heute dagegen sinnt man auf Mittel und ergreift entschiedene Maßregeln zur Abhilfe und allmählichen Beseitigung des tiefeingewurzelten Übels, das, aus heidnischer Lieblosigkeit und Mißachtung der Würde des Weibes hervorgegangen, erst dann mit der Wurzel ausgerottet sein wird, wenn der Geist des Christentums das ganze Volk durchdrungen hat.



Kindbraut.

Die indischen Frauen haben heute ein lebendiges Bewußtsein ihrer trostlosen Lage und ein heißes Verlangen nach einer günstigeren Gestaltung derselben. Es sind ergreifende Stimmen, die in Gestalt von Wehklagen und Hilferufen aus der Abgeschlossenheit der Frauen-

gemächer zu unseren Ohren gedrungen sind und sich noch fortwährend vernehmen lassen. Nur ein Beispiel will ich anführen, die Klage einer jungen Brahminenwitwe, die durch eine Senanalehrerin im Schreiben unterwiesen, ihr eines Tages einen Zettel mit folgendem Inhalt übergab: „O Herr, höre mein Gebet! Niemand wirft einen Blick auf die Unterdrückung, die wir armen Frauen erdulden, obwohl wir mit Tränen, mit Heulen und Sehnsucht uns nach allen Seiten gewendet haben in der Hoffnung, daß jemand uns erretten würde; du bist der Alleinige, der unsere Klage hören wird — du kennst unsere Ohnmacht, unsere Erniedrigung, unsere Schmach. O Herr, erforsche doch unsere Lage! Lange Zeit hat finstere Unwissenheit unsere Sinnen und unseren Verstand bedeckt; wie eine Staubwolke steigt sie empor und hüllt uns ganz ein, und wir sind wie Gefangene in einem alten, einfallenden Hause, erstickt und begraben unter dem Staub des Herkommens, und wir haben keine Kraft zu entfliehen. Zermalmt und zerschlagen sind wir wie die trockenen Fasern des Zuckerrohres, wenn der süße Saft ausgepreßt ist. O allwissender Gott! Höre unser Gebet! Vergib uns unsere Sünde (die angeblich in der vorigen Geburt begangene. D. Verf.) und gib uns Kraft zu entfliehen, damit wir etwas von deiner Welt sehen mögen! O Vater, wann werden wir aus diesem Gefängnis befreit werden? Um welcher Sünde willen sind wir geboren worden, um in solcher Gefangenschaft zu leben? O du Erhörer des Gebetes, wenn wir gegen dich gesündigt haben, so vergib es, aber wir sind zu unwissend, als daß wir wissen könnten, was Sünde ist. Muß die Strafe für die Sünde auf die fallen, die nicht einmal wissen, was Sünde ist? Die Verbrecher in den Gefängnissen sind glücklicher als wir, denn sie wissen etwas von deiner Schöpfung. Sie sind nicht im Gefängnis geboren. Aber wir, wir haben nicht *einen* Tag, nicht einmal in unseren Träumen, deine Welt gesehen und können darum dich, ihren Schöpfer, nicht erkennen. Wir sehen nur die vier Wände unseres Hauses, hier sind wir schon gestorben und im Sterben begriffen. O Vater dieser Welt, hast du uns nicht geschaffen? Oder hat vielleicht ein anderer Gott uns gemacht? Sorgst du nur für Männer? Denkst du gar nicht an uns Frauen? Warum hast du uns männlich und weiblich geschaffen? O Allmächtiger, hast du nicht Macht unser Los zu ändern, daß wir auch Anteil an den Annehmlichkeiten dieses Lebens haben? Das Wehgeschrei der Unterdrückten wird doch selbst in der Welt gehört. Wie kannst du denn herabblicken auf diese Menge von Schlachtopfern, ohne ihnen deine Tore der Gerechtigkeit aufzutun? O Gott, du Allmächtiger, du Unnahbarer,

denke an deine Barmherzigkeit, welche so weit ist als der Ozean, und gedenke unser! Rette uns, o Herr, denn wir können unser Los nicht ertragen: viele von uns haben sich getötet und wir töten uns noch fortwährend. O barmherziger Gott, unser Gebet ist, daß der Fluch von Indiens Frauen möge weggenommen werden. Schaffe doch einiges



Tamulin.

Mitgefühl in den Herzen der Männer, damit wir unser Leben nicht länger in vergeblicher Sehnsucht verzehren, damit wir vielmehr, errettet durch dein Erbarmen, etwas von der Freude des Lebens kosten mögen!"

Die Mission war es, die zuerst dem stummen Elende der Frauen die Zunge gelöst hat, daß es seinen Jammer hinausschrie in die Welt. Sie predigte öffentlich und, wo es anging, in den Senanas die Gleichberechtigung der Frauen und bot in ihren Mädchenschulen den zur

geistlichen und sittlichen Verkümmerung verurteilten Töchtern des Volkes, die sich wunderbar bildungsfähig erwiesen, Unterricht dar. Dazu kam das Vorbild des glücklichen Familienlebens der Missionare und edler Engländer, welches nicht verfehlte, auf den gebildeten Hindu, der hier das Ideal häuslichen Glückes verwirklicht sah, einen tiefen Eindruck zu machen. Wie ganz anders standen vor seinen Blicken die nicht von jener grausamen Notwendigkeit, unter der ihre eigenen Frauen seufzen, berührten europäischen Frauen und Witwen da! Das alles entging der scharfen Beobachtung der Hindus nicht und es ist anzuerkennen, daß sie ihre Schande und Unmoral nicht länger verschwiegen. Die Frauen selbst waren die ersten, die sich nach Art des obigen Beispiels regten; die Botschaft, welche eine indische Prinzessin an die Kaiserin Viktoria richtete und die in dem Notschrei gipfelt: „Wir sind unsäglich unglücklich!“, dürfte bekannt sein, wenigstens ist seinerzeit viel darüber geschrieben worden. Begabte und gebildete indische Damen, wie die vielgenannte Brahminenwitwe Pándita Rāmabāi, verliehen in Vorträgen und Schriften den immer lauter ertönenden und immer mächtiger anschwellenden Klagen und Seufzern der unterdrückten Frauen und Witwen beredten Ausdruck. Die Zeitungen hallten wider von den Klagen und Beschwerden gebildeter und wohlgesinnter Hindus, die es, obwohl selbst noch Heiden, einsahen und zugaben, daß es sich hier um krankhafte Auswüchse des heidnischen Lebens handele, die unbedingt mit der Zeit beseitigt werden müßten. Als solche bezeichnete man besonders die Verschacherung der Töchter, die zahllosen Ehescheidungen und Frauenselbstmorde, die auf der Westküste sanktionierte Vielmännerei, die grausame Mißhandlung der Witwen und das unsinnige Verbot ihrer Wiederverheiratung. Ein derartiger Artikel der Madras-Mail gipfelt in den Worten: „Unser Volksleben ist faul bis in den innersten Kern hinein, so faul wie bei keinem anderen zivilisierten Volke. Unsere ganze gesellschaftliche Ordnung ist eine Kette grausamer und unsinniger Gebräuche. Wir sind ein unglückliches Volk, weil wir kein home, kein Familienleben, haben.“

Wir haben die Kinderehe als einen wahren Krebsschaden am Leibe des indischen Volkes bezeichnet, weil sie in der Tat zahllose junge indische Frauen nicht nur moralisch, sondern auch physisch ruiniert hat und zum traurigsten Unfrieden in den Familien und einer immer zunehmenden Entartung des Geschlechts führte, indem sie schon Kinder von 7—12 Jahren um die schönste Zeit ihrer Kindheit brachte und sie in die Folterkammer der grausamsten, unerträglichsten, unnatürlichsten

körperlichen Mißhandlungen versetzte, deren verhängnisvolle Folgen natürlich nicht ausbleiben konnten, sondern in Gestalt völliger Lähmungen und anderer Leiden und schließlich eines unnatürlichen und unzeitigen Todes sich einstellten.

Nach indischer Anschauung ist es nicht nur eine Schande und ein Unglück, sondern zugleich eine Todsünde, unverheiratete Töchter im Hause zu haben. Darum richtete sich das Bestreben der mit Töchtern gesegneten Familien von jeher darauf, dieselben so früh als möglich zu verheiraten, wenn man auch vor alters noch nicht so weit ging, daß man die Kinder schon mit acht, ja sechs Jahren, ja als Säuglinge verheiratete, wie es später Brauch wurde, obwohl Manus Gesetz die Verheiratung erst im 10. bis 12. Jahre fordert. Heute gilt nach dem bestehenden Gesetz das 14. Lebensjahr als unterste Grenze für den Beginn der wirklichen Ehegemeinschaft, was zur Not angeht, da die Hindumädchen früh reifen; dennoch ist nicht zu leugnen, daß diese so früh ins eheliche Leben eingetretenen jungen Frauen sehr schnell verblühen und altern. Bis zu dem genannten Termine bleibt das früh verheiratete Kind bei den Eltern, wo sie der Mann besuchen kann, so oft er Lust hat. Sie darf sich aber in seiner Gegenwart weder setzen, noch ein Wort reden. Die Sudras nehmen es mit dieser Etikette nicht ganz so streng wie die Brahminen.

Wenn man bei solchen Kinderhochzeiten wenigstens darauf sehen würde, daß beide Teile ungefähr gleichaltrig wären, dann möchte es immerhin angehen. In Wahrheit werden diese Kinder oft mit viel älteren, vielleicht schon drei- bis viermal verheiratet gewesenen Männern verbunden, die in keiner Weise zu ihnen passen und kaum die Zeit erwarten können, bis ihr armes Opfer ihnen überantwortet wird, und die dann viel früher sterben und das arme junge Ding dem Jammer einer langen, trostlosen Witwenschaft überliefern, aus dem es keine Erlösung gibt, da keine Witwe sich zum zweiten Male verheiraten darf, ohne samt ihren einwilligenden Verwandten vom Fluche der Brahminen getroffen zu werden, der mehr gefürchtet wird als alles in der Welt, weil er den Ausschluß aus der Kaste einschließt.

Die Kinderhochzeiten werden mit dem vollen Pomp und Aufwand und demselben religiösen Zeremoniell wie die von Erwachsenen gefeiert, haben aber natürlich zunächst nur die Bedeutung einer unauflöslichen, rechtlich als Eheschließung geltenden Verlobung. Die junge Frau gilt wenn ihr Mann stirbt, noch ehe sie mit ihm zusammengelebt hat, als Witwe und muß das traurige Los einer solchen zeit-

lebens tragen. Bleibt er am Leben, bis sie zum vorgeschriebenen Alter gelangt ist, so muß sie in sein Haus übersiedeln und die Führung seines Haushaltes übernehmen. Man stelle sich das Los solch eines armen Geschöpfchens vor, die, in jeder Beziehung noch unreif oder halbreif, für die an sie herantretenden Aufgaben und Zumutungen, sich unter Umständen den Mißhandlungen eines rücksichtslosen und ungeliebten Mannes, der oft genug ihr Vater oder Großvater sein könnte, und den Schikanen, Malicen und Drangsalierungen einer boshaften Schwiegermutter — letzteres fast ohne Ausnahme — ausgesetzt sieht, der sie in sklavischer Demut und Unterwürfigkeit und willenlosem Gehorsam sich unterordnen und fügen muß, ohne von ihrem Manne in Schutz genommen zu werden. Auch von den übrigen älteren weiblichen Hausgenossen, wo welche da sind, hat sie viel auszustehen und muß sich von ihnen, denen sie nichts recht machen kann, wegen ihres jugendlichen Ungeschicks lieblos schelten und körperlich züchtigen lassen. Ausnahmen von dieser Regel kommen vor, sind aber selten. Auch die Züchtigungen des Mannes arten, wenigstens bei den niederen Ständen, häufig in rohe Mißhandlungen aus, so daß man nicht selten lautes Geschrei aus den Häusern vernimmt, in denen die Frau vielleicht nur eine Kleinigkeit versehen, vielleicht ihrem Manne den Knoten der Scheitellocke nicht nach Wunsch gebunden hat. Und wie groß ist im Lande die Zahl dieser noch in der zartesten Jugend stehenden, ihrer Aufgabe nicht gewachsenen, von allen gemeisterten, bevormundeten, gescholtenen und kujonierten Frauen, die, verzehrt von Seelenqualen, in liebloser Umgebung ein freudeloses, eintöniges, unwissendes Dasein voll täglichen Herzbrechens führen müssen!

Eine Reihe besonders skandalöser Vorkommnisse, die in die Öffentlichkeit drangen und vor Gericht kamen, und die erschreckenden Zahlen der weiblichen Selbstmordstatistik lenkten endlich die Aufmerksamkeit einflußreicher und maßgebender Kreise auf diese unhaltbaren Zustände und führten zu einer lebhaften Agitation gegen das Unwesen der frühen Kinderheiraten. Eine große Zahl weiblicher Ärzte richtete an den Vizekönig eine diesbezügliche, mit den nötigen Unterlagen versehene Eingabe, ebenso die Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege in Kalkutta und, ihrem Beispiele folgend, eine Anzahl gebildeter Hindus und Hindureformer in den großen Städten des Landes. Leider hatte die Sache zunächst wenig Erfolg, besonders wegen des fanatischen Widerstandes der Priester, welche das Volk aufhetzten und alle mit Kastenausschluß bedrohten, die es wagen würden, an der alten, von den Vätern

ererbten Sitte zu rütteln und die geplanten Maßnahmen der Regierung zu unterstützen. Zeternd beschwerten sie sich, das beabsichtigte Vorgehen der Regierung sei ein brutaler Gewaltakt und eine schwere Verletzung ihres dem Volke Indiens garantierten Grundsatzes absoluter Neutralität in Religionssachen, da die Ehe für den Hindu ein religiöses Sakrament sei.

Da trat der edle Parsi Malabari aus Bombay auf und brachte die Sache mit solcher Energie und solchem Erfolge wieder in Fluß, daß sich die Regierung endlich doch aufraffte und am 20. März 1891 ein Gesetz erließ, welches als Zeitpunkt, wo eine Frau gesetzlich gezwungen werden könne, mit ihrem Manne in das wirkliche Eheleben einzutreten, das vollendete 14. Lebensjahr festsetzte.

Aber nun brach der Sturm los, ganz Indien vom Himālaia bis Tinnewēli, vom Indus bis zum Brahmaputra durchbrausend, die ganze moralische Versunkenheit des indischen Heidentums, die Gebundenheit des Volkes an den Willen seiner Priester, die „bestialische Fäulnis, in welcher die Grundlagen des eingeborenen Lebens sich befanden", offenbarend. Die eingeborenen Zeitungen brachten schmutzstarrende Artikel, die über die intimsten ehelichen Angelegenheiten sich in einer Weise aussprachen, die jedem anständigen und einigermaßen zartfühlenden Menschen die Glut der Empörung und der Scham in die Wangen trieben. Die sonst so milden, friedfertigen, höflichen und wohlanständigen Hindus waren nicht wiederzuerkennen. Der Kampf entbrannte auf der ganzen Linie, und die Priesterschaft goß tapfer Öl ins Feuer. Aber alles war vergeblich, auch die große Demonstration in Kalkutta, wo die ganze Bevölkerung auf den Beinen und die ganze Stadt von Hetz- und Protestartikeln erfüllt war. Die Regierung blieb fest und die ganze Bewegung verlief schließlich im Sande, und heute hat man bereits angefangen, in weiten Schichten des Volkes es einzusehen, daß die neue Ordnung der Verhältnisse ein Segen für das Land ist, so groß auch die Not der indischen Frauen heute noch ist.

Die Verlobungs- und Hochzeitsbräuche sind nicht nur in den einzelnen Landesteilen, sondern auch in den einzelnen Kasten und Unterkasten so tausendfältig verschieden, daß es ganz unmöglich ist, näher auf dieselben einzugehen. Nur einige kurze allgemeine Notizen mögen hier Platz finden. Die Wahl ist keine freie, sondern die Eltern schließen das „Geschäft" ab, bei dem sehr darauf gesehen wird, daß das Vermögen einigermaßen gleich ist und vor allen Dingen hinsichtlich der Kaste kein Bedenken vorliegt. Weigerungen der jungen Leute

kommen wunderselten vor — bekommen sie sich doch oft am Hochzeitstage überhaupt zum ersten Male zu sehen. Die wichtigsten Zeremonien bei der Hochzeit sind das Umbinden des Tali, eines echt goldenen münzen- oder amulettartigen Schmuckstückes, welches der Bräutigam der Braut an einer gelben Schnur um den Hals hängt; dasselbe entspricht unserem Trauringe; ferner das Schaukeln des jungvermählten Paares auf der Hochzeitsschaukel, einem schaukelartigen, prächtig mit Glas und anderen glitzernden und funkelnden Gegenständen geschmückten, meist für schweres Geld von den Mohammedanern geliehenen Kasten, der Hochzeitsumzug und das Hochzeitsfeuerwerk.

Die Ausgaben für die Hochzeit, die zumal bei den höheren Kasten eine unsinnige Höhe zu erreichen pflegen, aber auch bei geringeren Leuten so bedeutend sind, daß sie die finanziellen Kräfte derselben weit übersteigen, stürzen viele Familien in Schulden, an denen sie viele Jahre lang abzutragen haben, wenn sie dieselben überhaupt wieder loswerden. Aber das macht den Leuten nichts aus; der Hindu macht sich keine großen Sorgen um die Zukunft und das leichtsinnige Schuldenmachen ist ein übler Charakterzug des Volkes, wenn es auch etwas übertrieben klingt, was ein eingeborener Korrespondent des „Indian Christian Patriot" schreibt: „Das Borgen ist mehr als die Trunksucht der Fluch unseres Volkes. Schuldenmachen ist unser Nationalfehler. Ein Hindu sieht es als etwas Rühmliches an, wenn er sagen kann: ich habe so und so viel Schulden." Deshalb leiht man in Indien nur gegen Pfänder und gegen sehr hohe Zinsen. Meist sind es die Juwelen der Frauen, die als Pfand herhalten müssen — ein schweres Opfer für diese Frauen, die sich so leidenschaftlich gern mit Schmuck behängen.

Die ganze meist sehr zahlreiche Verwandtschaft wird feierlich und förmlich zur Hochzeit geladen und erscheint vollzählig mit ihren Geschenken und Segenswünschen, so daß die engen Räume des für solche Fälle nicht eingerichteten Hauses zu ihrer Unterbringung gewöhnlich nicht ausreichen. Deshalb werden vor dem Hause besondere Festlauben errichtet, die mit Bananenstauden, Kokosnüssen und Palmyrafrüchten und zierlichen, aus feinzerschlissenen Palmblättern hergestellten Gewinden ausgeschmückt sind, den weit hergekommenen Gästen zugleich Unterkunft für die Nacht bietend. Da wird auch das Hochzeitsmahl gehalten. Die Hochzeitsgeschenke bestehen meist in Geld oder in Gold- und Silberplatten, die später zu Schmucksachen verarbeitet werden und bei vorkommenden Hochzeiten in der Familie der Geschenkgeber genau in derselben Werthöhe zurückerstattet werden müssen, weshalb in vielen

Gegenden direkt ein Protokoll über die eingegangenen Geschenke aufgenommen wird. Die Abfütterung der Brahminen und die Ausrichtung der Hochzeit einer oft bedeutenden Zahl von armen Paaren verschlingt bei vielen Hochzeiten ganz bedeutende Summen, so daß das frohe Fest die Ursache von vielen saueren Wochen und fatalen Verlegenheiten zu werden pflegt, wo nicht die Vermögensverhältnisse einen derartigen unsinnigen Aufwand ohne weiteres gestatten. Die Nätschtänzerinnen dürfen bei einigermaßen anständigen Hochzeiten natürlich auch nicht



Frau ihren Mann bedienend.

fehlen. Kein ehrbarer Hindu tanzt selbst, aber groß ist die Vorliebe für solche nach unserem Geschmack langweilige Tanzaufführungen. Die Leute können sich gar nicht satt daran sehen. Mit dem Gesang ist es ähnlich; der Hindu liebt den Gesang sehr, und die Männer singen auch gern selbst, einzeln und im Chor, zum eigenen Vergnügen und zur Ergötzung anderer, nach den eigentümlichen, trotz des sonderbaren, fremdartigen Rhythmus auch für europäische Ohren nicht unangenehmen Melodien der Eingeborenen. Ehrbare Frauen dagegen, die etwas auf sich halten, singen nie selbst, eben weil jene Tanzdirnen, deren Name Dēwadāsi („Gottesdienerin") für eine anständige Frau als Schimpf-

wort gilt, die Gesangskunst öffentlich ausüben. Die geringen Leute kennen dies Bedenken nicht; man hört ihre Frauen bei der Arbeit, sei es auf Bauplätzen beim Stampfen des Mörtels oder in den Reisfeldern beim Pflanzen und Jäten oder beim Reisstampfen, oft lustig singen.

Den Namen ihres „Gebieters", dessen dienende Magd sie ist, darf die indische Frau nie aussprechen. Wenn in früheren Zeiten, wo die Satti, die Witwenverbrennung noch bestand, eine Frau einmal den Namen ihres verstorbenen Mannes ausgesprochen hatte, so war das ein Beweis, daß sie fest und unwiderruflich entschlossen war, sich mit seiner Leiche verbrennen zu lassen.

Morgen für Morgen ist das erste Geschäft der indischen Hausfrau, die keine Dienerschaft hat, daß sie mit dem unpraktisch kurzen Handbesen tiefgebückt das Haus fegt, nachdem sie Treppenstufen und Veranda mit der beliebten Kuhdunglösung bestrichen hat. Nach sorgfältiger Toilette eilt sie mit den Ton- oder Messingkrügen zum Brunnen, die Krüge auf Kopf und Hüften tragend. Daheim hat sie dann außer der wenig Zeit in Anspruch nehmenden Zubereitung der Mahlzeit wenig zu tun. Reiche Frauen, die oft eine zahlreiche Dienerschaft haben, rühren überhaupt nichts an. In ihren geschmackvollen weiß- oder buntseidenen Gewändern, ein ganzes Vermögen in Gestalt von kostbaren Juwelen auf dem Kopfe, in Nase und Ohren und an Händen und Füßen, Fingern und Fußzehen tragend, verbringen sie ihre Zeit mit Gitarrespielen, Spitzenhäkeln, dem Lernen englischer Vokabeln und ähnlichen Spielereien oder mit Klatschen. Um die Kinder bekümmern sie sich nicht — das ist Sache der Kinderfrau. Ein Familienleben in unserem Sinne gibt es in solch einem reichen Brahminen- oder Sudrahause nicht. Die Männer gehen ihren Weg, die Frauen tändeln und spielen und sind meist viel zu ungebildet, als daß sie eine Ahnung hätten, welche Aufgabe und auch welche Quelle der Freuden ihnen in ihren Kindern gegeben ist.

Und nun die indischen Witwen! Wenn man durch indische Ortschaften kommt, hört man häufig ein entsetzliches, durch Mark und Bein gehendes Wehklagen, ein lautes Jammern und Heulen und leidenschaftliches Wimmern. Es ist die Stimme einer Witwe, die eben ihren Mann verloren hat und nun den ganzen Jammer ihres Herzens, all ihr Grauen vor der Zukunft und dem ihr winkenden traurigen Lose wie wahnsinnig in die teilnahmslose Welt hinausschreit — jetzt darf sie es noch, nach der Verbrennung der Leiche muß sie schweigen und stumm ihre Last und ihr Leid tragen wie ein armes gequältes Tier.

Die Berichte über indisches Witwenelend, die man zu lesen bekommt, sind keine christlichen Sentimentalitäten, sondern sie entsprechen den Tatsachen.

Besonders traurig ist das Los der Kinderwitwen, von denen wieder die aus den mittleren und höheren Kasten am schlimmsten daran sind, zumal wenn sie kinderlos geblieben sind oder wenigstens keinem Sohne das Leben geschenkt haben, wenn noch andere, ältere Frauen im Hause sind und vor allem, wenn die Schwiegermutter noch lebt. Die Zahl der jungen Witwen ist eine sehr große; zählt man doch unter den rund 25 Millionen indischen Witwen, unter denen die Brahminenwitwen das allertraurigste Los haben, allein gegen 3/4 Millionen Jungwitwen unter 20 Jahren und an die 80000 Kinderwitwen unter 9 Jahren. So werden alljährlich Tausende und Abertausende von jungen Frauen, die als völlige Kinder überhaupt noch keinen Begriff von der Ehe hatten, zu Witwen und müssen den ganzen Fluch und Jammer, die ganze Schande und Schmach der Witwenschaft zeitlebens tragen. Zwar haben die indischen Reformer 1890 den Versuch gemacht, gegen das Verbot der Witwenheiraten anzukämpfen und haben einige Kinderwitwen wieder verheiratet. Aber die Bewegung geriet bald ins Stocken, als die Priester alle Beteiligten in den Bann taten.



Brahmanenfrauen mit christlicher Bildung.

Die lieblose Behandlung der Witwen hat ihren Grund darin, daß man ihnen die Schuld am Tode ihres Mannes zuschreibt, der eine Folge von Versündigungen sein soll, welche die Frau sich in einer früheren Geburt habe zuschulden kommen lassen. Darum überhäuft man sie,

statt sie zu trösten, mit den bittersten Vorwürfen. Wenn es nur bei Redensarten bliebe, so möchte es immer noch zu ertragen sein; aber zu diesen unverdienten, lieblosen Kränkungen und Beleidigungen gesellen sich körperliche Mißhandlungen, die herzloseste, gehässigste Mißachtung und Zurücksetzung von seiten aller Familienglieder, der völlige Ausschluß von allen Freuden des Lebens. Ihr schönes schwarzes Haar, nächst den lebhaften schwarzen Augen ihre größte Schönheit, muß sie sich sofort, Brahminenwitwen alle 14 Tage von neuem, abrasieren lassen; ihren Stolz und ihre tägliche Freude, die schönen, kostbaren Juwelen, muß sie für immer ablegen und ausliefern und statt der schönen Gewänder ein häßliches, gelblichweißes Gewand anlegen, mit dessen Enden sie sich, wenn sie ja einmal aus ihrem Lebendigbegrabensein herauskommt, vor jeder ihr begegnenden Person das Antlitz dicht verhüllen muß, damit nicht ihr „böser Blick" noch mehr Verderben bringt, als schon ihre unheilbedeutende bloße Begegnung. Kein liebevolles Wort bekommt sie im Hause zu hören, dafür desto mehr Schimpfworte; niemand, der auch nur die geringste Teilnahme für sie empfindet — dafür erhält sie desto mehr Schläge, Püffe und Fußtritte. Nur einmal am Tage darf sie Nahrung zu sich nehmen, zwei Tage im Monat muß sie vollständig fasten. Fleisch oder Fisch, Öl und das bei den indischen Frauen so beliebte Zuckergebäck sind ihr völlig versagt. Sie ist eine lästige, verhaßte Person im Hause, der man alle schweren und gemeinen Arbeiten aufbürdet, die sonst niemand verrichten will. Hätte sie wirklich eine Schuld am Tode ihres Mannes, dieselbe würde durch ein solches Jammerdasein hundertfältig gebüßt. Die ganze Lieblosigkeit des Heidentums kommt in dieser Behandlung der Witwen zum krassesten Ausdruck.

So ist es denn eigentlich gar nicht zu verwundern, daß in früheren Zeiten, wo dieser grausame, von den habsüchtigen Brahminen zum Zweck der Einziehung des Witwenvermögens aufgebrachte Brauch noch nicht verboten war, sich die Witwen, ein schnelles, wenn auch qualvolles Ende einer Qual ohne Ende vorziehend, oft mit leidenschaftlichem Verlangen zur Satti drängten. Besonders ergreifend ist dies leidenschaftliche Verlangen, dem schrecklichen Witwenlos zu entgehen und mit dem verlorenen Gatten im Tode vereint zu werden, bei der letzten in Indien vorgekommenen Satti zutage getreten, so daß der Obrist Sleeman sich schließlich nach langem Sträuben genötigt sah, seine Erlaubnis zum letztmaligen Vollzug des alten Brauches zu geben. Viele jener Witwen mögen allerdings auch unfreiwillig den Scheiterhaufen bestiegen haben, mit heimlichem Entsetzen sich der grausamen Sitte

fügend, der sich zu entziehen unmöglich war, eben weil es sich um einen durch die Tradition geheiligten Brauch handelte und die Satti der sich Opfernden einen wunderbaren Nimbus verlieh, während die sich Weigernde der allgemeinen Verachtung verfiel und einer unerträglichen Zukunft entgegenging. Auch mag der Umstand, daß die Angehörigen solcher Sattiwitwen, wenn sie die Mittel dazu hatten, derselben auf der Stätte, wo die Satti stattgefunden hatte, gern hübsche kleine Tempel-



Pándita Rāmabāi.

chen errichteten, in mancher Witwe den Wunsch, sich so verewigt zu sehen, wachgerufen haben. Am Narbada- und Taptiufer und auch anderwärts findet man noch zahlreiche derartige Erinnerungen an die Blütezeit der Sattis.

Als diese noch im ganzen Lande üblich waren, bestand die Verpflichtung zu solcher Selbstopferung nur für die Frauen höherer Stände, eben weil die Brahminen es auf das Erbgut der Witwen abgesehen hatten. Am längsten hat sich der heute in ganz Indien ausgerottete Brauch in den Eingeborenenstaaten erhalten, die noch Selbstverwaltung haben.

Die bedeutendste und bewundernswerteste Vorkämpferin auf dem Gebiete der menschenfreundlichen Bestrebungen, welche auf eine Verbesserung der Lage der Frauen in Indien gerichtet sind, überhaupt die in jeder Hinsicht bedeutendste und hervorragendste eingeborene Dame in Indien ist die bereits genannte, jetzt 48jährige Brahminenwitwe Pándita Rāmabāi, die 1858 in der Provinz Mangalur geborene Tochter des aufgeklärten Brahminen Anānda Sastri, der schon seiner Frau, im vollständigen Bruch mit dem alten Herkommen seiner Kaste und trotz aller ihm deshalb von seiten seiner Kastengenossen widerfahrenden Anfeindungen, eine gelehrte Ausbildung gegeben hatte und im Verein mit ihr für eine gründliche wissenschaftliche Bildung seiner Tochter, der das Los einer Kinderehe von den verständigen Eltern erspart wurde, in dem Maße sorgte, daß sie schon als Kind fertig Sanskrit sprechen lernte und, kaum 12 Jahre alt, 18 000 Verse aus den Puranas auswendig wußte. Seit 1883 ist sie, durch die auf ihren Reisen nach England und durch Amerika gewonnenen Eindrücke bewogen, Christin geworden. Wir haben in ihr eine Frau vor uns, deren Verstandes- und Herzensbildung, deren wunderbarer Energie und den herrlichsten Tatbeweis nicht schuldig bleibender Menschenliebe die ganze Welt Hochachtung zollen muß. Sie zeigt uns so deutlich, daß man es mit Händen greifen kann, zu wie hohen Dingen auch die Frauen Indiens berufen und befähigt sind. Besonders segensreich wirkte sie in der letzten großen Hungersnot, wo durch ihre tatkräftige Hilfe eine große Zahl von hungernden Frauen und Mädchen vor dem physischen und moralischen Untergang bewahrt wurden. Gegenwärtig hat sie nahezu 2000 junge indische Witwen, darunter viele körperlich sieche arme Wesen, in ihrem nahe bei Puna gelegenen Witwenheim; viele von ihnen hatten bei der Aufnahme, trotz ihrer 20—30 Jahre, noch nicht den geringsten Unterricht genossen und mußten mit dem A-B-C anfangen. Es ist wunderbar, wie diese großartige Frau eine solche Zahl von Witwen, die ganz auf ihre Hilfe angewiesen sind, versorgt, obwohl sie außer den Kleidern, die sie auf dem Leibe hat, und ihrer Bibel über keinerlei Vermögen verfügt und keine Schulden macht. Mukti, d. h. „Erlösung“, so heißt ihre Witwenkolonie. Wieviel Licht und Trost und Hilfe ist von dieser jungen Stätte der Erlösung schon ausgegangen! Ehre ihr, die sie in tatkräftiger, selbstloser Liebe geschaffen hat! Möge dem armen gebundenen und geknechteten Geschlechte der indischen Frauen der volle Tag der Erlösung bald anbrechen!

Elftes Kapitel.

Hinduart, Hinduleben und Hindusterben.

Was ich in meinem 1899 erschienenen Buche „Südindien" hinsichtlich des Volkscharakters der drawidischen Tamulen gesagt habe, das gilt im großen und ganzen auch von dem Hindu im allgemeinen. Ein tiefreligiöser Zug geht durch das ganze Volk und übt seinen Einfluß auf alle Lebensverhältnisse; wie in seiner Kaste, so lebt und webt der Hindu in seiner Religion, trotz der überhandnehmenden allgemeinen Bildung und Aufklärung. Wie der Hindu überhaupt gern sich und andere reden hört, so hat er auch eine große Vorliebe für religiöse Gespräche, die ihm Gelegenheit geben, sein Licht leuchten zu lassen und mit seiner Belesenheit in der religiösen Literatur zu glänzen oder auch über die schon in den Veden ventilierte Frage: „Was ist Wahrheit?" Aufschluß zu erlangen. Der Missionar findet deshalb bei seinem öffentlichen Auftreten als Heidenprediger fast ausnahmslos ein mehr oder weniger aufmerksames und dankbares Publikum und muß stets darauf gefaßt sein, daß Leute da sind, die Aufklärungen von ihm verlangen oder ihm Widerpart halten. So verliert sich manches derartige Predigtgespräch tief in die Geheimnisse und gedankentiefen Abgründe indischer Religionsphilosophie. Wie das ganze Tagewerk des Hindu, sein ganzes Familienleben und die ganzen sozialen Verhältnisse unter den Einflüssen der Kaste und der von den Vätern ererbten und mit Zähigkeit festgehaltenen Religion stehen, ist bereits gesagt worden. Christen, die „außerhalb des Schattens der Kirche zu leben" vorziehen, gibt es übergenug, nach einem Hindu, der ganz außerhalb der Einflüsse seiner Religion lebt, kann man lange suchen; die Gemüter stehen unter dem Einflusse der Religion, und der Wille ist durch ihre dem Volke in Fleisch und Blut übergegangenen und von den Priestern eifersüchtig gehüteten Satzungen gebunden. So friedfertig, gutartig und höflich der Hindu gegen den Europäer im allgemeinen ist, so sehr muß man sich hüten, ihn in seinem religiösen Gefühl zu verletzen.

Die Leute sind in Worten und Gebärden sehr lebhaft, wenn man sie bei Gelegenheit von Götzenfesten u. dgl. beobachtet, wo es etwas zu sehen gibt und der Fanatismus Nahrung erhält, oder wenn man sie in den Basaren feilschen oder auf der Straße zanken sieht; trotzdem ist man berechtigt, eine gewisse Beschaulichkeit und Trägheit, die sich nicht aus der Ruhe bringen läßt, als einen Grundzug des Hinducharakters zu bezeichnen, wenn auch einzelne Stämme und Volksklassen lebhafter und leidenschaftlicher veranlagt sind. Diese beschauliche Ruhe, die sich nicht überstürzt, sondern sich gemächlich Zeit nimmt, kann man besonders an den Handwerkern bewundern, die bei ihren Arbeiten meist gar gemach zu Werke gehen, dafür aber auch solide Arbeit zu liefern pflegen. Rohe Gewalttaten sind, außer bei der niederen Bevölkerung, wo der Palmschnaps oft seine üblen Wirkungen tut, verhältnismäßig selten.

Die Höflichkeit des Hindu gegen den Europäer läßt nichts zu wünschen übrig, sondern artet im Gegenteil oft zur Kriecherei aus, besonders wenn sie es mit einem einflußreichen Manne zu tun haben, der ihnen nach Umständen schaden oder nützen kann. Was für überschwengliche Titel und Anreden, die den Angeredeten mitunter direkt unter die Götter versetzen und ihn zu einem Muster aller göttlichen und menschlichen Tugenden und Vorzüge stempeln, gebrauchen sie oft in ihren Briefen, zumal wenn sie etwas zu bitten haben! Die ganze Neigung des Hindu zu Übertreibungen und Überschwenglichkeiten kommt hier zum Ausdruck. Doch begegnet man bei gebildeten Leuten auch einer feinen, maßvollen und wohltuenden Höflichkeit und Zuvorkommenheit.

Der Aberglaube spielt im Leben des Volkes bis in die höchsten Klassen hinauf eine Rolle, die mit dem sonstigen durchschnittlichen Bildungsstande auffallend kontrastiert. Die Tagewählerei, die den Priestern so manche gute Mahlzeit und so manche blanke Rupie einbringt, steht bei hoch und niedrig im Flor wie sonst nirgends in der Welt. Die Angst vor üblen Vorbedeutungen läßt den Leuten bei allen ihren Unternehmungen keinen Augenblick Ruhe. Ehe der Holzfäller die Axt an den Stamm des Baumes legt, klatscht er dreimal in die Hände, damit der auf dem Baume wohnende Gott, falls er gerade schlafen sollte, aufwacht und sich in Sicherheit bringen kann; denn käme er mit dem Baume zu Falle, so wäre ja seine Rache zu fürchten. Der Palmweinzapfer, ehe er den Stamm erklettert, ruft laut „Govinda—a!“, damit Krischna als der stärkere Gott den Baumgott hindert, ihn hinab-



Gruppe von Hausgötzen.
(Originale in Silber und Messing.)

zuwerfen. So plagt die abergläubische Furcht die Leute bei allen ihren Verrichtungen und macht ihr Herz zu dem „einer gehetzten Antilope". Die in Indien sehr zahlreichen Wahrsager machen sich diesen Aberglauben gehörig zunutze und verdienen mit ihrer Wahrsagerkunst, Stern- und Zeichendeuterei ein schönes Stück Geld. In den heidnischen Kalendern findet man lange Verzeichnisse von „glückbringenden" Tagen und Sternen, auf den gedruckten Hochzeitseinladungen, wo solche versandt werden, die ausdrückliche Notiz, der gewählte Tag sei auf Grund sorgfältiger Beobachtung der Sterne von den Priestern als günstig erklärt worden. Kein Kind wird geboren, ohne daß der Astronom ihm das Horoskop stellte und seine Zukunft bis ins Detail voraussagte. Dabei kommt mancher schlaue Schwindel vor, denn diese Wahrsager wissen sich mindestens ebenso rückenfrei zu halten, wie einst das Delphische Orakel mit seinen zweideutigen Sprüchen. Übrigens haben verschiedene indische Wahrsager die Erkrankung des Königs Edward an Beulen und die Verschiebung der Krönungsfeier eine ganze Woche vorher in den indischen Zeitungen öffentlich prophezeit, und zwar mit einer detaillierten Genauigkeit, die jedermann in Staunen setzte.

Der Hindu nimmt gern, viel lieber als er gibt, und es dürfte wohl kaum ein Fleckchen Erde geben, wo die Bettelei so in Flor stünde, wie in Indien, und zwar gilt dies nicht nur von den professionierten Bettlern, sondern von den Hindus im allgemeinen. Der Bachschisch ist im ganzen Lande sehr beliebt und der europäische Reisende bringt die Hand fast nicht aus der Tasche. Im Schreiben von Bettelbriefen sind die Hindus unübertroffene Meister, sie wissen dabei gar jämmerlich zu tun und sind gar nicht bescheiden in ihren Forderungen, sondern stellen oft geradezu unverschämte Ansinnen. Das gilt natürlich nur von den mittleren und unteren Klassen; angesehene und wohlhabende Hindus sind auf andere Weise „vom Stamme Nimm". Sie geben unter Umständen auch gern; große Stiftungen und Legate, besonders an die Tempel und an die Brahminen, sind keine Seltenheit, es liegen denselben aber meist selbstsüchtige und ehrgeizige Motive zugrunde, viel seltener edle, menschenfreundliche Beweggründe. Das Almosengeben wird ja in Indien geübt wie nirgends auf Erden, aber nicht aus Barmherzigkeit, sondern um des „Verdienstes" willen, deshalb dankt auch kein Bettler für eine Gabe.

Leider sind die Hindus, die sich sonst durch manchen guten Charakterzug auszeichnen, sehr verlogen und unzuverlässig; dem Europäer sagen sie, zumal wenn sie einen Gewinn dabei erhoffen, nicht die Wahrheit,

die er wissen möchte, sondern das, was er ihrer Meinung nach am liebsten hört oder was ihm schmeichelt. Einzelne Kasten machen eine rühmliche Ausnahme; im allgemeinen aber tut man dem Hindu gegenüber wohl, auf seiner Hut und nicht zu vertrauensselig zu sein; denn wie das ganze Volksleben von vielgestaltiger Lüge vergiftet ist, so nimmt es auch der einzelne mit der Lüge nicht genau. Besonders den Dienstboten gegenüber ist Vorsicht am Platze.



Tamulischer Wahrsager.

Im Essen ist der Hindu ziemlich mäßig und anspruchslos. Mancher ist zufrieden, wenn er ein- oder mehrere Mal am Tage seine Handvoll Reis hat, viele begnügen sich mit sehr geringer Kost. Das ist auch der Grund, weshalb die Löhne für Arbeiter und Dienstboten, trotzdem dieselben sich selbst beköstigen müssen, sehr gering sind — freilich müssen der Kaste wegen eine ganze Anzahl von dienstbaren Geistern gehalten werden. Der Reis ist allen, die ihn haben können, die liebste Speise; außer dem Karri sind Gemüse und zerlassene Butter beliebte Zuspeisen. Arme Leute bereiten aus dem Mehl geringer Getreidearten, besonders

Hirse, einen Brei und hungern oft tagelang ganz und gar. Natürlich werden auch sehr viel Früchte genossen. Die Eingeborenen verwenden zu allen Gerichten viel Gewürze oder Zucker. Zusammengeflochtene Blätter dienen als Teller, der Fußboden, mit Blättern oder einer Matte belegt, als Tisch, die Hand als Löffel und die Finger als Gabel. Dabei sind die Mahlzeiten so reichlich, wie der Wohlstand des Hauses es erlaubt. Die Frauen essen bekanntlich allein für sich in irgend einem Winkel des Hauses, nachdem sie die Männer bedient haben. Die Tische vornehmer Familien weisen natürlich, zumal wenn Gäste da sind, wo sogar Wein, Champagner auf Eis, Bier und feine Liköre aufgetischt werden, ein besseres und abwechslungsreicheres Menu auf, das aber unserem Gaumen nur teilweise zusagt — überall zuviel Gewürz, Zucker und Butter und dabei die wunderlichsten Zusammenstellungen.

Auch hinsichtlich der Ausstattung ihrer Wohnungen sind die Leute sehr einfach und anspruchslos. Reiche Leute, die große, mehrstöckige, oft palastartige, mit prächtigen, säulenreichen Verandas versehene und in schattigen Gärten gelegene Wohnungen haben, statten ihre Häuser natürlich auch dementsprechend aus, und es gibt Eingebornenhäuser, die mit einer solchen Eleganz, ganz nach europäischem Geschmack, eingerichtet sind, daß man bei Besuchen glauben würde, man beträte einen eleganten europäischen Salon, wenn nicht die offenen Fenster, die überall als Nippes herumstehenden kleinen Götzen und andere Dinge uns sagten, wo wir uns befinden. Mitunter, wo nämlich der Bildungsgrad nicht dem Reichtum entspricht, machen allerdings solche vornehme Hinduwohnungen mehr den Eindruck eines europäisch-indischen Warenbasars als den eines behaglich und geschmackvoll eingerichteten Hauses. Die gewöhnlichen Leute sind ganz anders eingerichtet. Den ungedielten Boden der kleinen Zimmer bedecken Matten; Tische und Stühle, Schränke und Betten sind nicht vorhanden. Die Räume sind also so unwohnlich wie nur möglich, was jedoch wenig ausmacht, da die Leute ja doch den größten Teil des Tages im Freien zubringen. Irdene oder messingene, auch kupferne Töpfe und Wassergefäße, ein Reismörser u. dgl. bilden den kleinen Hausrat. Es gibt keinen wunderlicheren Gegensatz als solch eine armselige Wohnung und den Salon eines reichen Kaufmannes, in dem man mitunter Dutzende von Hängelampen von der Decke eines Zimmers herabhängen sieht, während die Wände mit den allergewöhnlichsten deutschen Öldruckbildern bedeckt sind. Nürnberger Spielwaren und Sonneberger Puppen sind in diesen à la Möbelmagazin mit europäischen Möbelstücken vollgepfropften „Salons" in solchen Mengen



Bettelmusikanten in Nordindien.

vorhanden und werden mit solchem Stolze gezeigt, daß es schwer wird, das innerliche Amüsement nicht äußerlich durch ein Lächeln zu verraten.

Die armen Leute, Parias und andere, wohnen in elenden Hütten, die kaum den Namen einer menschlichen Wohnung verdienen. Sie bestehen aus vier niedrigen Lehmwänden und einem aus Bambusstäben und Palmblättern, Schilf und Rohr bestehenden, seltener mit Tonziegeln gedeckten Dache. Der von den vier Wänden eingeschlossene enge Raum wird gern in zwei Abteilungen geschieden. In der heißen

Zeit herrscht in diesen völlig schattenlos daliegenden Hütten eine schreckliche Hitze, in der Regenzeit dringt der Regen durch das Dach, wo er nicht gar die Lehmwände völlig zerweicht. In Städten sind die Wohnungen durchgängig besser gebaut; man trifft da neben geringen Hütten viele stattliche massive Bauwerke mit sauberen Ziegeldächern. Jedes Wohnhaus wird nur von einem Familienganzen bewohnt, Mietshäuser gibt es nicht; da aber in der Regel ein großer Teil der zur Familie gehörenden nächsten Verwandten mit im Hause des derzeitigen Familienoberhauptes wohnt, z. B. die Söhne mit Frauen und Kindern, so sind die um den Lufthof herumliegenden Wohnräume meist dicht besetzt.

Die Unsittlichkeit ist bei den niederen Klassen und bei den Gebirgsstämmen groß. In mancher Kaste geht das Laster der wilden Ehe im Schwange, die Vielmännerei ist im Westen, besonders bei den Najern, stellenweise auch im Norden sanktioniert. Die Mohammedaner stehen besonders im Norden in üblem Rufe, aber den Vogel schießen auch auf diesem Gebiete, ebenso wie in der Lüge und Verstellung, in der Habsucht, Anmaßung und Neigung zu Gewalttätigkeiten die Brahminen ab.

Das Hängen am Alten, Überlieferten, es mag praktisch und gut sein oder nicht, haben wir bereits als einen hervorstechenden Charakterzug des Hinduvolkes kennen gelernt. Während die Mohammedaner des Landes von jeher wegen ihres furchtlosen Mutes als Soldaten gesucht waren und auch die Söhne der Rādschputāna ein mutiges, kriegerisches Geschlecht darstellen, macht sich sonst an dem eigentlichen Hindu eine gewisse Schlaffheit und Energielosigkeit, ein Mangel an persönlichem Mut bemerkbar. Nur einzelne von den alten Kschatrijas stammende Kasten, wie z. B. die der Sērveikārer, Kaller, Máraver usw. im Süden, die Rādschputen und andere Stämme des Nordens, machen eine Ausnahme.

Die Geduld und resignierte Ergebung der Hindus im Leiden hat etwas Rührendes, Ergreifendes, etwas ganz Entsetzliches aber ist die fast tierische Stumpfheit im Sterben. Der heidnische Hindu bricht eben im Unglück innerlich zusammen, wie der verfaulte Baum im Sturm in sich zusammenstürzt, während die gesunde, lebenskräftige Eiche ihre Wurzeln nur um so tiefer in den Mutterboden senkt. Im Anfange der großen Hungersnot waren die Heiden ganz getrosten Muts; wozu waren denn ihre Götter da? An die wandten sie sich mit verdoppelten Gaben und Opfern, Gebeten und Büßungen. Als aber der Himmel trotzdem verschlossen blieb, wurden sie eine Beute der Ver-

zweiflung. Erst kam die Wut: sie mißhandelten die Götter in den Tempeln, und dann kam die stumpfsinnige Resignation. In ganzen Gruppen saßen sie in Gudscherät still unter den Bäumen an den Wegen, Lebende und Leichname durcheinander, und keiner rührte sich, die Toten wegzuschaffen. Wozu auch? Alle saßen oder lagen da, um zu sterben; einer nach dem andern sank hin, und jeder wartete stumpfsinnig, bis die Reihe an ihn kam.



Wie man in Indien ißt.

Auch die ganze Lieblosigkeit des Heidentums trat in jener Zeit deutlicher als je in die Erscheinung. Eltern verkauften ihre Kinder und die Harems der Mohammedaner füllten sich mit billiger Ware. Da lagen oft zu Tode Erschöpfte vor den Türen reicher Kastenleute — man rührte keinen Finger, sie zu retten und am Leben zu erhalten oder auch nur ihre brennenden, von der inneren Hitze zersprungenen Lippen durch einen Trunk Wasser zu kühlen. Niemand rührte eine Hand, die Leichen zu bestatten, solange die Regierung nicht strenge Anordnungen traf. Bei den von der Regierung angeordneten Notstandsarbeiten saßen die Männer mit brennender Pfeife umher und sahen zu, wie ihre schwachen Frauen sich für sie bis aufs Blut plagten.

Der Hindu liebt Musik über alles, hat aber dabei seinen ganz besonderen Geschmack. Möglichst viel Lärm von Trommeln und Pauken und Handschellen, dazu ungefüge Horntöne und grelle Geigen- und Klarinettenstimmen — das ist seinen Ohren angenehm, während er unsere Vokal- und Instrumentalmusik nicht ausstehen und gar nicht begreifen kann, wie man das überhaupt Musik zu nennen wagt. Gebildete Hindus, die ihre Geschmacksrichtung geändert haben, fallen bei der Beschreibung des Eindruckes, den ein europäisches Konzert auf sie gemacht hat, in die maßlosesten Übertreibungen und Überschwenglichkeiten.

Der Humor treibt seine ganz besonderen Blüten in Indien. In den humoristischen Erzählungen, wie z. B. in dem in Indien so beliebten Guru Paramartan („Lehrer Nudel") spielt die Verherrlichung oder Lächerlichmachung der bodenlosesten Dummheit eine Hauptrolle; viele Witze verstehen wir gar nicht, wenn wir sie nicht in der Ursprache lesen, da die Pointe in einem feinen Wortspiele versteckt liegt, dessen entsprechende Wiedergabe uns im Deutschen selten möglich ist. Ein Beispiel: „Ein frommer Saniasi, der nie im Leben sich durch das Töten eines Tieres versündigt hatte, sah einen Fischer auf einem Teiche fahren und Fische fangen und töten, und rief ihm entrüstet zu: wann wirst du wohl ans Ufer fahren (d. i. selig werden!)? ‚Wenn ich meinen Topf voll habe, werde ich ans Ufer fahren (landen)!' erwiderte lachend der Fischer.

Die Kleidung der Eingeborenen entspricht den klimatischen Verhältnissen und ist, wenn man diese in Erwägung zieht, bei den besseren Volksklassen, die etwas an sich wenden können, allgemein als eine dezente zu bezeichnen. Man begegnet sehr malerischen Trachten, die dem Hindu viel besser zu Gesicht stehen als die europäische Mode. Die niederen Klassen sind schon um ihrer großen Armut willen im ganzen sehr dürftig bekleidet, indem ihre Kleidung sich auf das kaum zur Deckung der Blöße ausreichende Lendentuch beschränkt. In Gegenden mit größeren Temperaturschwankungen trägt die Kleidung diesem Umstande Rechnung. Die meisten Hindus kleiden sich noch ganz nach eingeborener Art, mit dem ungenähten, malerisch um Schulter und Hüften geschlungenen Wöschti, das natürlich auch noch anderweite lokale Namen hat, höchstens daß sie noch eine leichte Jacke mit Einsatzknöpfen darüber tragen. Die Brahminen- und Kaufmannskaste hält noch ziemlich allgemein an ihrer alten Tradition fest, nach welcher der Oberkörper unbekleidet bleibt.

Die Frauen haben eine große Vorliebe für möglichst bunte Stoffe, und nicht nur die einheimische Baumwollen- und Seidenindustrie, sondern auch die ausländische Konkurrenz trägt diesem Umstande Rechnung. Rot und Gelb spielen unter den gebräuchlichen und beliebten Farben die Hauptrolle. Die für feinere Toiletten zur Verwendung kommenden



Tamulenmädchen mit Schmuck.

Seidenstoffe, in den leuchtendsten und zartesten Farbentönen gehalten, sind so duftig zart — und dabei doch solid und haltbar —, daß man den Stoff eines solchen Kleides sehr wohl durch einen nicht zu engen Trauring hindurchziehen kann. Eine wohlanständige Hindufrau wird nie fußfrei gehen — das ist der Tänzerinnen Art, über die eine ehrbare Frau die Nase rümpft. In feinen Hinduhäusern sieht man die Dame

des Hauses nicht selten nach der neuesten europäischen Mode gekleidet. Alle Hindufrauen von Kaste tragen unter dem eigentlichen Kleide ein kleines, ganz eng anliegendes Jäckchen mit ganz kurzen Ärmeln, welches nur bis zur Mitte der Brust reicht. Die spitzen Enden des Vorderteils werden über der Brust geknotet.

Um den Kopf trägt der Hindu den kunstvoll und fest aus einem langen weißen, weißbunten, oft auch golddurchwirkten Stoffstreifen geschlungenen Turban, der das bis auf die Scheitellocke kahlgeschorene Haupt vor dem glühenden Sonnenbrand schützt. Viele Eingeborene tragen auch kappenartige bunte Kopfbedeckungen.

Wunderbar ist es, wie schnell man sich an den Anblick des Nackten gewöhnt — es ist, als ob die braune Farbe der Haut die Mängel der Toilette verdecken hülfe.

Das in Indien allgemein verbreitete Betelkauen erscheint uns als eine widerliche, ekelhafte Gewohnheit. Die Verbreitung dieser Sitte ist eine solche, daß man wohl schwerlich einen Hindu findet, der nicht Betel kaut und nicht seinen Betelvorrat immer bei sich trägt, und daß kein Eingeborener den anderen besucht und kein wichtigerer Vertrag abgeschlossen wird, ohne daß Betel herumgereicht würde. Wollte ein Hindu seinem Besuche keinen Betel anbieten, so würde das ebensosehr auffallen und verstimmen, wie wenn wir einen Besucher nicht zum Niedersitzen auffordern wollten.

Der Betel, im Hindustān Bira oder Biri, in Assām Pan, im Süden Wettileipāk usw. genannt, besteht aus einem Blatte des Betelpfeffers und den dazu gehörigen Beigaben. In das tütenförmig zusammengerollte Blatt hüllt man ein Stückchen Arekanuß ein, wohl auch etwas Ätzkalk oder einiges Gewürz. Das Paketchen wird mit etwas Butter bestrichen, in den Mund geschoben und gemächlich gekaut. Der Geschmack ähnelt dem des Cayennepfeffers und wirkt bei Anfängern so heftig reizend auf die ganze Gaumenpartie, daß man wie nach der unvorsichtigen Aufnahme einer zu heißen Speise den Mund öffnen und stark aushauchen muß, um den brennenden Reiz etwas zu lindern. In Indien findet man den Genuß angenehm anregend. Arme beschwichtigen damit in Zeiten, wo Schmalhans Küchenmeister ist, den knurrenden Magen. Das Widerliche an der Sitte ist die starke Speichelabsonderung, die der Betel bewirkt und die den Kauenden nötigt, alle Augenblicke auszuspucken; dazu kommt die blutrote Färbung des ausgeworfenen Speichels, die den Eindruck erweckt, als litte der Betreffende an Blutspucken, endlich die durch den Gebrauch des Betels bewirkte häßliche

Färbung der Zähne und der Lippen. Wo viele Leute verkehren, da ist oft der ganze Boden mit blutroten Flecken bedeckt.

Die Leichenbestattung erfolgt in Indien fast ausnahmslos durch Feuer, und zwar sobald als möglich nach Eintritt des Todes, da das Klima und die Wohnungsverhältnisse dies gebieterisch fordern. Während das Sterbehaus und seine Umgebung von den Wehklagen der Klageweiber widerhallt, werden die Vorbereitungen zur Verbrennung der Leiche, die auf einem bestimmten Platze außerhalb des Ortes, am



Leichenverbrennung eines Brahminen.

liebsten auf einer etwas erhöhten Stelle erfolgt, schleunigst getroffen. Diese Brennplätze sind wegen des entsetzlichen Geruches von verbranntem Fleisch für die Anwohner eine wahre Qual. Die bei Todesfällen und Bestattungen üblichen Gebräuche sind natürlich der Lokalsitte unterworfen, der Hauptsache nach aber gleich. Die Leiche wird, um besser zu brennen, mit Öl bestrichen und entweder in liegender Stellung, dicht eingehüllt in weiße Tücher, so daß sie ein mumienhaftes Aussehen hat, bald in sitzender Stellung, Frauen dann in bunten Gewändern und im vollen Juwelenschmuck, auf der einfachen Bambusbahre, die nicht zum zweiten Male benutzt werden darf, zu Grabe getragen. Die vier

oder mehr Träger schreiten ziemlich eilig aus, so daß der ganze Zug, auch abgesehen von dem Lärm der Trommeln und Hornbläser, durchaus nicht das Feierliche unserer Leichenzüge hat. Lautes Govindarufen oder der Ruf „Harri, Harri, bol!", beide an den Gott Wischnu gerichtet, geleiten den Leichnam auf dem Zuge zum Brennplatze. Harri ist im Norden auch der Name für den Leichenbrenner, der im Süden Wöttiān heißt und überall in Indien eine der niedersten Stufen der sozialen Rangordnung einnimmt. Die Asche der am Gangesufer verbrannten Leichen wird ins Wasser gestreut, kleine Kinder werden gar nicht erst verbrannt, sondern gleich in den Strom geworfen.

Den Schluß dieses Kapitels möge die Beschreibung des Leichenbegängnisses einer jungen Frau in Mádurá nach dem Bericht einer Augenzeugin bilden, welche dasselbe vor einigen Jahren dort beobachtete. Eines Tages kam ein stattlicher Zug am lutherischen Missionshause vorbei. Voran schritten, ihre langen, dumpfdröhnenden Trommeln bearbeitend und aus dem langen, wie ein lateinisches S geformten Metallhorn und einer Trompete langgezogene, ungefüge Töne ausstoßend, zwei Trommler und zwei Bläser, denen die sieben Träger mit der von einem Baldachin überschatteten Bahre folgten, auf der die Tote, reich mit Juwelen geschmückt und gründlich eingeölt, mit untergeschlagenen Beinen saß, natürlich an den Pfosten des Baldachins festgebunden. Die Bahre machte gar keinen trauermäßigen Eindruck, da nicht nur reiche Blumengirlanden und oben, den Abschluß des Daches bildend, eine große, gelbe Blumenkrone sie schmückten, sondern auch ein feuerrotes Frauengewand, welches sich um dieselbe schlang. Die Tote selbst trug ein rotes Gewand, einen Blumenstrauß in der Hand und einen gelben Blütenkranz im Haar. Das Gesicht machte einen scheußlichen Eindruck, obwohl die junge Frau erst vor wenigen Stunden gestorben war, da Mund und Augen vollständig mit einer schwarzen Masse verkittet waren — offenbar aus irgend einem abergläubischen Grunde. Der hinter der Bahre herwankende Witwer, dessen Stirn, Arme, Brust und Rücken dick mit heiliger Asche bestrichen waren, machte ebenfalls einen unheimlichen Eindruck; er schien ganz aufgelöst vor Schmerz, denn er machte förmlich den Eindruck eines Schwerbetrunkenen, so taumelnd bewegte er sich, mit schweren, müden Schritten, voran, mit den stieren, gläsernen Augen ins Leere starrend, das Gefäß mit dem zur Bestreuung der Leiche bestimmten Safran in der Linken. Die übrigen der Leiche folgenden Anverwandten, nur Männer, da den Frauen die Landessitte die Beteiligung verbietet, vor allem auch der

älteste Sohn der jugendlichen Toten, machten einen weniger niedergeschlagenen Eindruck.

Durchs trockene Weichärubett und einen ans Ufer stoßenden Palmenhain ging es zu dem hochgelegenen Brennplatze, auf dem züngelnde rote Flammen und aufsteigende Rauchsäulen es schon von weitem bezeugten, daß der betrübte Witwer nicht der einzige in der Stadt war, in dessen Glück Yamas, des Todesgottes, rauhe Hand heute zerstörend eingegriffen hatte, zumal da auch der häßliche Geruch verbrannten Fleisches von der öden, mit rauchgeschwärzten Steinen, Asche und weißschimmernden Knochenresten bedeckten Stätte herüberdrang, zu deren schauerlicher Öde die umliegenden Palmenwälder und fröhlich grünenden Reisfelder einen eigenartigen Kontrast bildeten. Jede Kaste hat dort ihre besondere Verbrennungsstätte. „Jetzt brennt es aus dem Leibe des Toten heraus!" sagten, als ob gar nichts dabei wäre, die Eingeborenen, als von der vor fünf Stunden angezündeten Brandstätte eines Brahminen eine Flamme emporloderte.

Der Zug kam auf dem Brennplatze an, die Musik schwieg, die Träger stritten sich um ihren Lohn und die drei Wöttiär begannen den Scheiterhaufen dem Brauche getreu herzurichten, indem sie die trockenen, mit Häcksel vermischten Kuhdungfladen aufschichteten und anzündeten, die ihnen von Frauen aus dem am Fuße der Anhöhe stehenden, aus Palmzweigen geflochtenen Vorratsschuppen zugetragen wurden. Einer der Wöttiär mischte Wasser und Lehmerde zu einem dicken Brei, ein anderer grub eine flache Vertiefung, in die, mit der Öffnung nach unten, sieben poröse Tontöpfe gestellt und mit einer starken Lage Dungfladen bedeckt wurden. Darauf wurde die in ihr rotes Gewand eingewickelte, mit Safran, Salz, heiliger Asche und Betelblättern bestreute Leiche, mit dem Gesicht nach unten, gelegt — wie es bei Frauen Vorschrift ist, nachdem ihr die Verwandten zuvor die Juwelen abgenommen hatten, um dieselben später zu verteilen.

Nun trat der bisher passiv gebliebene Ehemann heran, mit einer wassergefüllten Kusa dreimal den Scheiterhaufen umschreitend, gefolgt von dem ältesten Bruder der Verstobenen, der bei diesen Rundgängen fortwährend kleine Löcher in die Kusa schlug, so daß das Wasser ausfloß. Als der Topf leer war, zerschmetterte ihn der Witwer am Boden, und wie auf Kommando faßten sich die Verwandten bei den Händen und erhoben, die Scherben umstehend und die Köpfe zusammensteckend, ein mehrere Minuten langes schreckliches Klagegeheul. Nachdem hierauf der Witwer die zur Feier des Tages angelegte heilige Schnur ab-

genommen und zu Boden geworfen hatte, wandte er sich, der Sitte gehorchend, ab, um nicht zu sehen, wie die Leiche mit dem Brennmaterial zugedeckt wurde. Noch eine Überstreuung mit Asche und Salz, und der gleich zu Anfang angezündete, nunmehr durch und durch glühende Kuhdung wurde oben aufgelegt und das Ganze mit Matten und Erde und schließlich mit der nassen Lehmmischung umhüllt. Damit das Feuer, das nach unten brannte, den nötigen Zug erhielt, wurden in die obere Lehmschicht Löcher gebohrt und mit Scherben lose bedeckt. Am anderen Morgen war der ganze Haufen mitsamt der Leiche in sich zusammengebrannt, und die Verwandten kamen, um die übriggebliebenen Knochenreste zu Pulver zu zerreiben und den Fluten des Weichāru zu übergeben.

Wer in Südindien in der Nähe von Brennplätzen vorüberkommt, der ist oft verwundert über die gerösteten Reiskörner, mit denen der Weg bestreut ist, oder über die an Wegkreuzungen liegenden Kokosnüsse und Palmblattmatten. Die sind auch so ein Stück indischer Aberglaube. Es gibt nämlich nach der Anschauung der Eingeborenen bestimmte Tage im Monat, die unter dem Einflusse eines Unglückssternes, des Awatta-Nātschatram, stehen. Die Geister der an solchen Tagen Verstorbenen sollen in der Nacht als böse Dämonen auf dem Wege, auf dem der Leichnam das Haus verließ, zurückkehren und allerlei Unglück anrichten. Deshalb streut man die Körner auf den Weg, die der Geist alle einzeln auflesen muß; deswegen legt man auch die Kokosnüsse nieder, deren Milch er trinken muß, deshalb auch die Matten, auf denen er ausruhen muß. So hofft man ihn vom Hause fernzuhalten, bis die Zeit um ist, wo er nach Aussage der Priester noch wiederkehren kann. Diese Gespensterfurcht ist auch der Grund, weshalb man den in einem Seitenzimmer Gestorbenen nicht durch den Hauptraum des Hauses und die Haustür hinausträgt, sondern durch ein in die Außenwand des Gemachs geschlagenes Loch, welches so lange offen gelassen wird, bis die Zeit abgelaufen ist, in der nach Angabe der Priester der unheilbringende Geist noch wiederkehren kann.

Über die eigenartige Totenbestattung der Parsis werden im zweiten Bande in dem Bombay behandelnden Kapitel nähere Angaben folgen.

Ende des ersten Teils.

Druckfehlerberichtigungen.

Seite 77, Zeile 12 v. u.: „Gütern" statt „Göttern";
„ 84, „ 9 v. o.: „Bandikarer" statt „Bandikaren";
„ 85, „ 3 v. o.: hinter wieder statt „," ein „;";
„ 91, „ 1 v. u.: „Holzlatten" statt „Holzplatten";
„ 110, Kapitelüberschrift: „Suriens" statt „Surjans";
„ 124, Zeile 22 v. o.: „einen wahren" statt „ein wahrer";
„ 133, Bildunterschrift: „Tritschinapalli" statt „Tritschimpal";
„ 138, Zeile 16 v. o.: „eingekratzten" statt „eingekratzken;
„ 138, „ 5 v. u.: „indem" statt „in dem";
„ 153, „ 3 v. u.: „verkehren" statt „erkehren";
„ 164, „ 1 v. u.: „Sikkim" statt „Sikkien";
„ 173, „ 18 v. o.: „stachelbewahrten" statt „stachelbewährten";
„ 220, „ 20 v. o.: „der Brahmō-Samādsch" statt „die Brahmō-Samādsch";
„ 220, „ 21 v. o.: „denselben" statt „dieselbe";
„ 220, „ 23 v. o.: „er" statt „sie";
„ 220, „ 24 v. o.: zweimal „sein" statt „ihr";
„ 236, „ 4 v. o.: das Komma hinter „halbreif" ist zu streichen.

Durch die Wüsten und Kulturstätten Syriens

Reiseschilderungen

von

G. L. Bell

Mit 161 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einem Farbendruckbilde nach einem Aquarell von John Sargent, R. A., sowie einer Karte von Syrien

Preis geheftet Mark **8.50,** elegant gebunden Mark **10.**—

G. Bells Beschreibung ihrer Reise durch Syrien ist eines der anschaulichsten, temperamentvollsten, belehrendsten und zugleich unterhaltendsten Bücher, die in neuerer Zeit auf diesem Gebiete erschienen sind. Die Verfasserin ist als Autorität auf dem Felde der Erforschung Vorderasiens bekannt, sie ist eine Altertumsforscherin von außergewöhnlicher Begabung, die Mut und Ausdauer mit dem Geschick vereint, nicht nur die hervortretenden Tatsachen einer Reise zu schildern, sondern auch jene zahllosen Einzelheiten hinein zu verflechten, die ein Buch anregend und fesselnd machen.



Muschkin Kalam.

Die **Illustrierung** ist außerordentlich reichhaltig; alle Abbildungen sind mit größter Sorgfalt ausgewählt und bilden eine wertvolle Ergänzung des Textes.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig

Japan das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt

Nach seinen Reisen und Studien geschildert von

Dr. Joseph Lauterer

☛ Dritte, bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage. ☚

Mit 108 Abbildungen nach japanischen Originalen sowie nach photographischen Naturaufnahmen.

═══ Preis: ═══
Geheftet 7 Mark, elegant gebunden 8.50 Mark.



Japanischer Bauer mit Grasmantel.

Dr. Lauterer bietet in diesem Buche zum erstenmal eine zusammenhängende, populäre Darstellung des japanischen Reichs, seiner geschichtlichen Entwicklung und seines gesamten Kulturlebens. In fesselnder Weise und nach eigener, auf mehrjährigen Reisen durch ganz Japan gewonnener Anschauung entwirft der Verfasser ein anschauliches Bild des Landes. Er schildert den Bodenreichtum Japans, seine Tier- und Pflanzenwelt, die geographischen und klimatischen Verhältnisse, insbesondere aber seine Bewohner in ihren eigenartigen Sitten und in ihrer ganzen Lebensweise.

Besonders hervorzuheben sind die dem Werke beigegebenen, vorzüglich ausgeführten Illustrationen. Eine Reihe von Reproduktionen nach Darstellungen der berühmtesten japanischen Künstler vermittelt die Anschauungs- und Denkweise des Inselvolkes, während zahlreiche photographische Naturaufnahmen uns mitten in das volle Leben und Treiben hineinführen.

Lauterers Buch bietet ein getreues Bild des alten und des heutigen Japans und damit für jeden Gebildeten einen Schatz der Belehrung und Unterhaltung. Von großem Nutzen ist es dem Kaufmann, welcher sich über die japanischen Verhältnisse unterrichten will. Auch für den Japanreisenden enthält es zahlreiche wertvolle Ratschläge und Winke, die ihm für den dortigen Aufenthalt von größtem Nutzen sein werden.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06861 0826